[illegible] 3495 d
[Kraus, Wilhelm Traugott]

PHILOSOPHIE DER EHE.

EIN BEYTRAG ZUR PHILOSOPHIE DES LEBENS FÜR BEYDE GESCHLECHTER.

LEIPZIG,
BEY ROCH UND COMP.
1800.

2 Bd

VORERINNERUNG.

Die Ehe gehört unstreitig zu den würdigsten Gegenständen philosophischer Forschung, man mag sie von ihrer physischen oder von ihrer moralischen Seite betrachten. Diese innige Verbindung zweyer menschlichen Individuen, deren Schooße die Natur nach einer höchst bewundernswürdigen obwohl für uns in mancher Hinsicht unergründlichen Einrichtung

die Erhaltung der menschlichen Gattung anvertrauet hat, steht in so mannichfaltigen Beziehungen auf das Wohl und Wehe der Menschheit im Ganzen sowohl als im Einzelnen, dass sie immer das Nachdenken der Forscher von neuem gereizt hat.

Bey diesem Nachdenken sollte freylich der Forschende eigentlich ganz von seinen eigenen Geschlechts- und ehelichen Verhältnissen abstrahiren, sollte auf eine Zeit lang vergessen, dafs er Mann oder Weib, Gatte oder Nichtgatte sey, um aus dem Standpunkte eines völlig unbefangenen Gemüths urtheilen zu können. Da indessen eine vollkommene Abstrakzion der Art nicht wohl mög-

lich ist, so wird sich in die Urtheile eines Jeden über die Ehe immer etwas einmischen, was nur in seinen individuellen Verhältnissen gegründet ist und dadurch den Urtheilen eine gewisse Einseitigkeit giebt. Gleichwohl ist es doch auch interessant, die Urtheile der Individuen nach ihren besondern Geschlechts- und ehelichen Verhältnissen zu vernehmen und mit einander zu vergleichen, weil in jedem auf einem bestimmten Standpunkte gefällten Urtheile immer eine zwar eigenthümliche aber doch vielleicht nicht ganz unrichtige Ansicht des Gegenstandes enthalten ist.

Wäre indessen die Frage, welche

Lage wohl die glücklichste sey, um über die Ehe möglichst unbefangen urtheilen zu können, so dürfte vielleicht der Mann, der nicht selbst Gatte, aber doch der ehelichen Verbindung nicht abgeneigt, und dabey auf die ehelichen Verbindungen im Umkreise seiner Erfahrung aufmerksam ist, sich in einer für jenen Zweck vorzüglich günstigen Lage befinden. Weiber urtheilen zu sehr nach Empfindung und Gefühl, und haben daher zwar auf der einen Seite oft einen sichern Blick für das Einzelne, ermangeln aber auf der andern gröfstentheils des umfassenden Blicks, der zur Überschauung eines ganzen Gegenstandes nöthig

ist. Männer, welche Gatten sind, werden in ihrem Urtheile zu sehr durch Erinnerung und Selbsterfahrung geleitet, und diese führt gewöhnlich entweder zu viel Süßigkeit oder zu viel Bitterkeit bey sich, um ein ganz unbefangenes Urtheil zuzulassen, oder sie versetzt, wenn beydes zu gleichen Theilen gemischt ist, das Gemüth in eine Art von Gleichgültigkeit und Stumpfheit, bey welcher es durch die Untersuchung nicht stark genug interessirt und folglich auch während der Untersuchung sein Empfindungs- und Denkvermögen nicht in kräftigen und vielseitigen Umschwung versetzt wird. Der Mann, der nicht

selbst Gatte ist, kann wenigstens durch zu lebhafte Erinnerungen und zu theuere (im guten oder bösen Sinne) Selbsterfahrungen in seinen Urtheilen über die Ehe nicht bestochen und eben dadurch irre geleitet werden. Ahnung vertritt bey ihm die Stelle der Erinnerung und giebt ihm, indem er die Erfahrungen Andrer mit seinen eignen Beobachtungen verbindet, Stoff genug zu mannichfaltigen Reflexionen. Indessen wird er freylich bey deren Mittheilung einerseits sich gern bescheiden, dass sie dennoch manche Einschränkung und Berichtigung von Seiten derer, die aus eigner Erfahrung reden können, zulas-

sen möchten, andrerseits aber sowohl die Achtung und Schonung nicht vergessen, die man den feinern und edleren Empfindungen des menschlichen Herzens durch Verschleyerung gewisser Dinge, von denen sich nicht wohl ganz offen sprechen läfst, schuldig ist, als auch die übelverstandene Delikatesse vermeiden, welche dunkel und räthselhaft spricht, um verzärtelte Ohren nicht zu beleidigen, während eben dadurch die Phantasie desto mehr aufgeregt wird, die dunkeln Worte durch klare Bilder zu erhellen.

Haben wir aber nicht genug Schriften über die Ehe? — Wir haben deren allerdings so viele, dass es nach

gerade Zeit werden möchte, nicht mehr so viel Redens davon zu machen, damit nicht ein loser Spötter auftrete und das, was neulich ein geachteter Schriftsteller von der Kunst sagte — „wir haben viel Kunstgeschwätz, aber wenig Kunst“ — auf unsern Gegenstand anwende und sage: Wir haben viel Geschwätz über die Ehe, aber wenig gute und glückliche Ehen. Wenn aber auch das viele öffentliche Reden von der Ehe kein gutes Zeichen für die Güte und Glückseeligkeit der Ehen in unsern Tagen seyn sollte, so hat doch wohl das Reden selbst keine Schuld daran, wenigstens kann dadurch allein die böse Sache nicht noch schlimmer

werden. Überdiefs sagt der gröfste Philosoph unsers Zeitalters, da er in einer seiner neuesten Schriften etwas länger über das Geschlechts- und eheliche Verhältnifs gesprochen hatte, als es für die übrigen Abschnitte jener Schrift proporzionirlich schien, zu seiner Entschuldigung: „Die Natur hat in diese ihre Ökonomie einen so reichen Schatz von Veranstaltungen zu ihrem Zwecke (der nichts geringeres ist, als die Erhaltung der Art) hineingelegt, dass bey Gelegenheit näherer Nachforschungen es noch lange Stoff genug zu Problemen geben wird, die Weisheit der sich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu be-

wundern und praktisch zu gebrauchen." — Möge dem Verfasser bey Herausgabe gegenwärtiger Schrift diese Entschuldigung ebenfalls zu Gute kommen!

INHALTSANZEIGE.

1. Die Ehe in fünffacher Hinsicht erwogen. . . . . S. 5.

2. Was ist der Zweck der Ehe? . . — 32.

3. Warum mißglücken so viele Heyrathen aus Liebe, und warum glücken manche ohne Liebe? — Ein Brief. *) . . . . — 55.

*) Nachdem dieser Abschnitt, in welchem des mehr gerühmten als rühmenswürdigen Romans: *Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte*, auf eine missbilligende Art Erwähnung geschieht, bereits abgedruckt war, fiel vom Verfasser die treffliche Kritik jenes Romans: *Elisa, kein*

4. Ist es Pflicht, sich zu verehelichen? . . . . . S. 77.

5. Könnten die Weiber nicht auch auf die Heyrath gehn? . . . . — 96.

6. Ist der Mann Herr seiner Frau? . — 109.

7. Über die äußeren Zeichen der ehelichen Gemeinschaft. . . . . — 127.

8. Über die Galanterien der verheyratheten Weiber. . . . . — 144.

Weib, wie es seyn sollte, in die Hände. Diese Kritik ist dem Verfasser so aus der Seele geschrieben, dass er sie, besonders in Ansehung dessen, was darin über erzwungene Heyrathen und Heyrathen ohne Liebe überhaupt gesagt wird, fast unbedingt unterschreiben möchte. Er wünscht daher von ganzem Herzen, dass Niemand, der jenen Roman gelesen hat und durch denselben zu falschen Vorstellungen von elterlicher Gewalt und kindlichem Gehorsam in Rücksicht ehelicher Verbindungen verleitet seyn dürfte, diese Kritik

9. Über das verschiedne Benehmen der Weiber gegen die Männer als Liebhaber und als Gatten. S. 157.

10. Über Weiblichkeiten in Beziehung auf das eheliche Verhältnifs, nebst einem Anhange. . — 161.

11. Über die Schmeicheleyen der Männer gegen die Weiber in Beziehung auf das eheliche Verhältnifs. . . . . — 190.

---

ungelesen liefse. Wer noch irgend für Belehrung in diesem Punkte empfänglich ist und wen das, was der Verfasser im obigen Abschnitte über ebendenselben Gegenstand gesagt hat, noch nicht überzeugen sollte, der wird wenigstens durch diese Kritik sehr bald überzeugt werden, dass *Heyrath ohne Liebe* das unnatürlichste und unsittlichste Ding von der Welt, und dass es eben so gefühl- und gewissenlos sey, ein *Weib ohne Liebe* einem Manne hinzugeben, als es anzunehmen.

12. Über Mißheyrathen. . . . S. 198.

13. Über Eheverbote. . . . . — 216.

14. Über Beförderung der Ehen durch den Staat. . . . . — 226.

15. Über Ehescheidungen. . . . — 257.

16. Über häusliches Leben und häusliches Glück. . . . . — 264.

PHILOSOPHIE

DER EHE.

Ein Beytrag

zur

PHILOSOPHIE

DES LEBENS

für

beyde Geschlechter.

42

Durch die Hand der Ehe werden zwey Personen aus der grossen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die, durch gegenseitige Liebe und Treue beseelt, ihre Privatglückseeligkeit schafft, und zu solchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten, sondern aus deren Beobachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beste des Staats und der Welt einfliesst.

Gellert.

I.

DIE EHE

IN FÜNFFACHER HINSICHT ERWOGEN.

Die Ehe gründet sich auf gewisse Veranstaltungen der Natur; die Vernunft bestimmt, in Beziehung auf diese Veranstaltungen, gewisse Rechte beyder Geschlechter gegen einander; das Gewissen hält den Personen, die eine Geschlechtsverbindung eingehen wollen, gewisse Pflichten vor; der Staat nimmt seinerseits auch Theil an dieser Verbindung; und das Interesse der Menschheit im Ganzen ist damit ebenfalls innig verknüpft. Die Ehe kann und muss daher in natürlicher (*physischer*), rechtlicher (*juridischer*), sittlicher (*ethischer*), staatsbürgerlicher (*politi-*

scher) und weltbürgerlicher *(kosmopolitischer)* Hinsicht erwögen werden, wenn man darüber gründlich und umfassend urtheilen will. Wir begnügen uns hier, über dieselbe aus jedem Gesichtspunkte einige Reflexionen zu machen.

Die Natur wollte, dass die Menschengattung, so wie alle Thiergattungen — und in gewisser Hinsicht auch ein grofser Theil der Pflanzengattungen — durch eine körperliche Vereinigung zweyer Individuen erhalten werden sollte. Sie organisirte daher diese Individuen auf eine besondre Weise, gab diesen besondern Organen gewisse eigenthümliche Kräfte, pflanzte jedem Individuum einen Trieb zum Gebrauche dieser Organe und Kräfte ein, und knüpfte an die Befriedigung dieses Triebes, so wie an die Befriedigung jedes Triebes überhaupt, einen Genuss, ein gewisses Gefühl der Lust, das an sich (wenn man nicht blofs die Stärke, sondern auch den Umfang und die Dauer des Vergnügens in Anschlag bringt) vielleicht nicht gerade den höchsten Rang

in der Klasse der menschlichen Vergnügungen einnehmen dürfte, aber durch mannichfaltige Umstände, die damit in Verbindung treten können, einer solchen Erhöhung fähig ist, dass es in dieser Hinsicht mit keiner Art des Vergnügens in Vergleichung gestellt werden kann.

Die Natur ertheilte ferner dem einen Individuum mehr körperliche Stärke als dem andern, und veranstaltete es so, dass bey jener körperlichen, auf Erzeugung neuer Individuen abzweckenden Vereinigung der stärkere Theil sich thätig (herrschend und gebend), der schwächere hingegen leidend (unterworfen und empfangend) verhalten, dieser aber nicht minder, als jener, und vielleicht in einem noch höheren Grade, geniefsen, mithin Einer dem Andern wechselseitig ein Mittel des aus der Befriedigung seines Triebes entspringenden Vergnügens seyn sollte.

Das durch jene Vereinigung erzeugte Individuum vertrauete die Natur bis zu einem gewissen Zeitpunkte einzig und al-

lein dem Schooße des schwächern Theils an, und machte es auch nach jenem Zeitpunkte, wo es als ein besondres Individuum in der Sinnenwelt würklich zu erscheinen anfängt (da es vorher nur ein körperlicher Theil eines andern Individuum's war), in seinem hülflosen Zustande ganz und gar abhängig von der Sorgfalt seiner Gebärerin.

Sieht man nun die Begattung blos als eine physische Operazion an, so ist dabey noch gar nicht an Ehe zu denken. Der Mann, wenn er eine Person des andern Geschlechts erblickt, die seinen Trieb erregt, bemächtigt sich derselben, um seinen Trieb zu befriedigen, unbekümmert, ob dadurch auch ein Trieb des andern Theils befriedigt werde. Das Weib unterwirft sich, theils um ihrer Schwäche, theils um ihres eigenen Triebes willen, der nicht anders als so befriedigt werden kann. Sie giebt sich also halb gezwungen, halb freywillig dem Manne hin, als ein Mittel seines Genusses, obwohl auch der Mann zugleich ein

Mittel ihres eignen Genusses wird. Für den weitern Erfolg dieser wechselseitigen Befriedigung des Geschlechtstriebes sorgt die Natur ohne fernere Mitwürkung der Individuen. Sie bildet im Schooße der Mutter das Kind, und entbindet es von demselben, wenn es diejenige Reife erlangt hat, dass es für sich selbst bestehen kann. Damit es aber nicht in seinem hülflosen Zustande umkomme, hat sie der Mutter wieder einen besondern Trieb, der sie zu dem Erzeugten hinzieht, eingepflanzt, und auch in der Brust der Mutter die Nahrung bereitet, welche dem Neugebornen am zuträglichsten ist, und deren Mittheilung selbst die Mutter von einer Bürde befreyt, folglich ebenfalls mit einem Gefühle der Lust verknüpft ist. Die Sorge für die Erhaltung des Kindes, bis es sich selbst erhalten kann, fällt also eigentlich dem Weibe, als Mutter, allein anheim, und der Mann, als Vater, hätte weiter keinen Theil daran, wenn nicht der gesellige Trieb, der sich auch bey vielen Thieren findet, und

vernünftige Grundsätze ihn längere Zeit an Weib und Kind fesselten und zur Theilnahme an der Ernährung des Letzten auffoderten. Eine natürliche Zuneigung zum Kinde aber, wie sie im mütterlichen Herzen, unter welchem das Kind vorher innerlich, und an welchem es nachher äuſserlich ernährt wurde, Statt findet, braucht man bey jenem nicht anzunehmen. Denn die Zuneigung zum Kinde ist bey dem Manne eine bloſs menschliche, theils aus Liebe zur Gattin, theils aus vernünftiger Reflexion entspringende Empfindung; da sie hingegen bey dem Weibe nicht bloſs menschlich, sondern auch thierisch (*instinktartig*), und ebendeswegen weit stärker, als bey dem Manne ist.

Betrachtet man also die Gattungsverbindung bloſs aus diesem physischen Gesichtspunkte, so geschieht alles nach nothwendigen Naturgesetzen, und es kann von Recht und Pflicht, und mithin auch von Ehe — einer durch Freyheitsgesetze bestimmten Gat-

tungsverbindung — noch nicht die Rede seyn. Aber der Mensch ist nicht blofses Thier, sondern ein mit Vernunft und Freyheit begabtes Thier, ein freyes Vernunftwesen. Er ist Person nicht Sache, Selbstzweck nicht blofses Mittel. Es widerstreitet daher dem *Rechte der Menschheit*, einen andern Menschen zur Befriedigung eines fremden Triebes zu nöthigen, weil er dadurch als blofses Mittel, als Sache schlechthin, gebraucht würde. Will daher der Mann seinen Geschlechtstrieb durch das Weib auf eine rechtliche Weise befriedigen, so muss er seine Freyheit im Gebrauche seiner Kräfte so beschränken, dass dabey die Freyheit des Weibes bestehen kann, so darf er also, wenn er nicht das Recht der Menschheit im Weibe verletzen will, sich nicht des Weibes, als eines Thieres, bemächtigen, sondern er muss sich ihr, als einem Vernunftwesen, anfragen, d. h. um ihre freye Einwilligung sich bewerben, und das Weib kann ihrerseits die Bedingungen vestsetzen, unter wel-

chen sie sich dem Manne zum Genusse hingeben und eben dadurch auch ihren eignen Trieb befriedigen lassen will. Beyde Theile schliefsen also mit einander einen *Vertrag*, d. h. sie kommen mit einander überein, unter welchen Bedingungen sie eine Geschlechtsverbindung eingehen wollen.

Welches sind nun die Bedingungen, welche sie vernünftiger Weise vestsetzen können und dürfen? — Es sind keine andern, als die, welche aus einer wahren wechselseitigen Liebe, verbunden mit inniger Achtung, natürlicher Weise hervorgehen, und sich dem menschlichen Herzen, wenn es von diesen Gesinnungen beseelt wird, gleichsam von selbst aufdringen. Wenn nämlich Liebe, mit Achtung verbunden, sich zu dem thierischen Triebe gesellet, so veredelt sie dessen Würksamkeit so, dass er der erhabnen Würde und Bestimmung des Menschen nicht nur nicht Abbruch thut, sondern sogar förderlich und dienstbar wird, dass folglich der Mensch von guter Denk-

art und feinem Gefühle sich desselben nicht zu schämen braucht. »Die Liebe, sagt daher Schmalz sehr treffend, betrachtet ihren Gegenstand nicht als blofses Mittel, sondern als Zweck. Sie will nicht mehr geniefsen, als Genuss geben. Daher erwirbt sich auch die innige eheliche Liebe allenthalben Achtung, wo wir sie finden; darum wurde sie allenthalben als heilig, selbst der elterlichen und kindlichen Liebe vorgesetzt. Sie lodert nicht in raschen Aufwallungen, dörret nicht durch ein schädliches Feuer die Kräfte unsers edleren Selbst aus, sondern ruhig, aber stark bis in den Tod hebt und stärkt sie uns, und giebt unserm Herzen das sanfte Licht und die wohlthätige Wärme, in welcher Arbeiten und Tugenden gedeihen.«

Der Mensch soll nie den Genuss zu seinem obersten Zwecke machen, und nie den menschlichen Körper, weder seinen eignen, noch einen fremden, (weil dieser Körper Organ eines moralischen Wesens und Repräsentant seiner Persön-

lichkeit in der Sinnenwelt ist), als eine blofs genieſsbare Sache ansehen und behandeln. Wenn daher ein Mann von edlerem Sinne und feinerem Gefühle einem Weibe sich anträgt, so sucht er nicht blofs ein thierisches Bedürfniſs zu stillen, sondern er fodert noch Etwas mehr, als dieſs. Er wird daher zuvörderst eine gewisse Auswahl in Ansehung der Person treffen, mit welcher er den Gattungsvertrag eingehen will, und diese Auswahl nicht blofs durch gefällige und volle Formen, die dem Anschauungsvermögen und Betastungssinne ein angenehmes Spiel versprechen, sondern auch und vorzüglich durch höhere und dauerndere Vorzüge des Geistes und Herzens bestimmen lassen. Fühlt er sich nun auf diese Art von einem Weibe angezogen, so fühlt er zugleich eine gewisse Achtung gegen dieses Weib, welche ihn schüchtern macht, seine Wünsche zu erkennen zu geben, indem er nicht sowohl sich selbst durch Ankündigung seines Naturtriebes — denn als Mann kann er denselben wohl laut

werden lassen, ohne sich dessen zu schämen — als vielmehr den geliebten Gegenstand durch Herabwürdigung desselben zu einem Mittel seiner Lust zu entehren fürchtet. Er will also wieder geliebt seyn, damit sich ihm das Weib aus Liebe, mithin ganz freywillig, ergebe, und damit auch er seinerseits dem Weibe ein Gegenstand des Wohlgefallens und ein Mittel der Lust werde. Daher ist die Bewerbung des Mannes um die Hand eines Weibes zuerst blofs Bewerbung um ihre Gunst, nicht etwa aus Klugheit, um durch keine abschlägige Antwort gedemüthigt zu werden, sondern aus Zartgefühl, um nicht das Weib, und eben dadurch auch sich selbst, durch seinen Antrag zu entehren.

Das Weib kann und darf sich nicht ohne Liebe hingeben, ohne sich selbst den verworfenen Kreaturen gleich zu stellen, die mit ihrem Körper wuchern. Da sie bey der Befriedigung des Geschlechtstriebes nur leidend genieſst, so darf sie sich kaum selbst ohne Schaamröthe ge-

stehen, dass sie jene Befriedigung sucht, und sie wird sie um so weniger suchen, je reiner und unschuldiger ihr Herz ist. Ihr Hingeben muss also den Charakter einer zärtlichen Aufopferung für den Geliebten, um dessen Trieb zu befriedigen, annehmen, damit sie selbst beym leidenden Genusse eine Art freyer Selbstthätigkeit beweise, und so ihre weibliche und menschliche Würde behaupte. Nur dadurch kann sie die Achtung retten, die ihr von Seiten des Mannes gebührt, und ohne welche die Liebe desselben bald erkalten muss. Eben daher entspringt bey dem noch jungen und unerfahrnen Weibe, wenn sich ein Mann, um Gunst und Gunstbezeugungen werbend, nähert, jenes verlegene Niederschlagen der Augen, jenes unruhige Widerstreben und nur allmälige Nachgeben, welches dem Manne, selbst indem es ihn quält, Vergnügen macht.

Wenn nun Mann und Weib gegen einander Liebe, mit Achtung verbunden, hegen, so können sie, indem sie den

Gattungsvertrag schließen, denselben unmöglich unter andern Bedingungen schließen, als dass sie ihren Geschlechtstrieb mit Ausschließung jeder dritten Person durch einander befriedigen, dass sie ihre Verbindung lebenslänglich fortsetzen, Freude und Leid in jedem Zeitpunkt und jeder Lage ihres Lebens mit einander theilen, und sich ihrer Erzeugten beyderseits in Liebe und Eintracht annehmen wollen. Diese Bedingungen brauchen gar nicht erst ausdrücklich erklärt und vestgesetzt zu werden; sie verstehen sich bey liebenden Personen von selbst. Die Liebe, wenn sie ächter Art ist, giebt sich ganz und auf ewig hin, will nicht mehr nehmen, als geben, findet nur den gemeinschaftlichen Genuss schmackhaft, und nimmt auch an jeder Sorge gemeinschaftlichen Antheil, um sie zu erleichtern. Beyde Personen tauschen also durch die Geschlechtsverbindung ihre Persönlichkeit aus, oder vielmehr sie vermischen sie auf das Innigste und Unzertrennlichste,

so dass sie, wie es eine heilige Urkunde sehr treffend ausdrückt, *Ein Leib* werden. Jene Bedingungen liegen folglich dem Gattungsvertrage stillschweigend zum Grunde, so dass nicht bloß das Sitten- oder Tugendgesetz, sondern selbst das Rechtsgesetz keinen andern Gattungsvertrag, als einen solchen für gültig, und keine andre Geschlechtsverbindung, als eine solche, für eine wahre Ehe anerkennen kann. Denn jeder vielfache (mit mehr als Einer Person des andern Geschlechts eingegangene) und temporäre (nicht auf Lebenszeit geschlossene) Gattungsvertrag ist ein Vertrag, der Mann und Weib zugleich, obwohl diese noch mehr als jenen, entehrt; der folglich schändlich, und mithin von Rechts wegen ungültig ist. Daher sind Konkubinat und Polygamie nicht bloß innerlich (vor dem Gewissen), sondern auch äußerlich (vor dem Rechtsgericht) unerlaubt, weil diese Geschlechtsverbindungen auf einem Vertrage beruhen, der die Würde der Menschheit in denen verletzt, welche darin

darin leben. Ein solcher Vertrag aber kann nicht rechtsgültig seyn, und durch kein positives Gesetz es jemals werden.*) Der temporäre Gattungsvertrag, der dem Konkubinate zum Grunde liegt, zeigt sogleich an, dafs es bey dieser Verbindung auf's blofse Geniefsen angesehen ist, indem sie nur so lange fortgesetzt wird, als man genussfähig ist und Geschmack an einander findet. Dass diefs beyde Theile entehre, bedarf keines Beweises. Die Polygamie aber, sie sey Vielmännerey oder Vielweiberey, entehrt ebenfalls die Menschheit in beyden Ehegatten, und ist schon darum verwerflich, wenn man auch auf ihre anderweiten nachtheiligen Folgen keine Rücksicht nimmt. Denn indem man durch Vervielfältigung der Werkzeuge des Genusses demselben mehr Abwechselung zu geben, und ihn eben dadurch zu erhöhen sucht, so wird gleichfalls das blofse Geniefsen zum Hauptzwecke gemacht,

*) *Pactum turpe* — sagen die Rechtsgelehrten ganz richtig — *est ipso jure nullum.*

wodurch im Grunde der eine Theil so gut sich selbst entehrt, als der andre, der seine ganze Person hingiebt, und dafür nur einen Theil der Persönlichkeit des Einen empfängt, entehrt wird. Doch ist Vielmännerey für beyde Theile noch weit schimpflicher, als Vielweiberey. Das Weib prostituirt dadurch ihren eignen Körper, indem sie denselben Vielen zum Genusse hingiebt, und zwar nicht aus Liebe — denn dieſs ist in einem solchen Falle nicht möglich — sondern aus Wollust; die Männer aber, welche sie sich als Werkzeuge des Vergnügens hält, leben in der schimpflichsten Sklaverey, indem sie, als der stärkere Theil, freywillig einem wollüstigen Weibe dienstbar sind. Wenn hingegen ein Mann mehre Weiber nimmt, so entehrt ihn vermöge des oben angezeigten natürlichen Verhältnisses beyder Geschlechter in ihrer Verbindung das Streben nach Genusse bey weitem nicht so sehr, als das Weib; die Weiber aber, als der schwächere Theil, konnten leicht in diese Art von Sklaverey gestürzt werden, daſs sie ihrem Gat-

ten mehre Beyschläferinnen zugestehen müssen, und verdienen daher nicht Verachtung, sondern Mitleid.*) — Was aber die Gemeinschaft der Weiber betrifft, welche ein berühmter Philosoph des Alterthums in seinem idealischen Staate einführen wollte, so muss man sich billig wundern, wie ein Mann, der von der Liebe so erhabne Begriffe hatte, eine Einrichtung gutheißen konnte, wodurch die Erzeugung der Menschen bloß fabrikmäßig betrieben, und eheliche Liebe sammt dem häuslichen Glücke ganz und gar vertilgt würde. Überdieß konnte wohl, um die sämmtlichen Bürger jenes Staates als Verwandte mit den Banden der Liebe zu umschlingen, kein schlechteres Mittel gewählt werden, als eben dieses. Denn es ist bekannt, dass, je

*) Daher lässt sich auch das sonderbare Phänomen erklären, dass man eine Frau, deren Mann die eheliche Treue verletzt, wenn sie sich klug und schonend dabey benimmt, hochschätzt und beklagt, den Mann hingegen, welcher den Ausschweifungen seiner Frau geduldig zusieht, verachtet und verlacht.

weiter sich die Verwandtschaft ausdehnt, diese Liebesbande desto loser und lockerer werden, und dass oft gerade Verwandte einander am wenigsten lieben. Und ob die Bürger der platonischen Republik so einträchtig neben einander leben würden, wenn sie gemeinschaftliche Weiber hätten, ist auch noch eine Frage, die sich schwerlich möchte bejahen lassen. Wie sehr endlich das Recht und die Würde der Menschheit vom Staate gekränkt werden würde, wenn er auf der einen Seite liebenden Personen schlechthin verbieten wollte, sich zum ausschliefsenden Besitze und Genusse mit einander ehelich zu verbinden, auf der andern aber den Weibern gebieten wollte, sich jedem Bürger ohne Liebe zum Genusse hinzugeben und so eine Art von *Prostibulum* aus sich zu machen, wenn also der Staat eine Art von *Venus volgivaga* gesetzlich einführen wollte, bedarf keines Beweises. Die Gemeinschaft der Weiber ist daher in mancherley Hinsicht noch schlimmer als Konkubinat und Polygamie, und ein

Staat, der seinen Vortheil versteht und die Gränzen seiner Befugniss kennt, wird sich nimmermehr einfallen lassen, weder die letzten beyden Arten der Geschlechtsverbindung zuzugeben, noch die erste Art einzuführen.

Der Staat muss nämlich an der Geschlechtsverbindung den thätigsten Antheil nehmen. Aus ihr entspringen die künftigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. Seine Fortdauer hangt also ganz von jener Verbindung ab. Es ist daher dem Staate sehr daran gelegen, dass sie auf die zweckmäfsigste Art eingerichtet, und die von der Vernunft gefoderte Form derselben, durch welche die Geschlechtsverbindung erst zur Ehe wird, von den Staatsbürgern heilig gehalten werde. Er überlässt folglich die Vestsetzung der Hauptbedingungen, unter welchen der Gattungsvertrag geschlossen werden soll, nicht der Willkür und dem Gewissen der Kontrahenten, sondern nimmt die vernunftmäfsige oder rechtliche und sittliche Form, der Geschlechtsverbindung unter

den Schutz seiner Gesetze und seiner Gewalt. Er verbietet daher erstlich die gewaltsame Befriedigung des männlichen Geschlechtstriebes durch eine Person des andern Geschlechts, als den grausamsten Angriff auf ihre Persönlichkeit, der mit nichts Geringerem, als mit Beraubung, wo nicht des Lebens überhaupt, doch des Lebens als Mann, d. h. mit Entmannung des Verbrechers bestraft werden muss. Er verbietet zweytens das Aussetzen der Kinder, was die Eltern, wenn sie gewissenlos handeln wollten, ausserdem freylich thun könnten, und hält sie zur Ernährung und Erziehung derselben an. Er verbietet ferner jeden temporären Gattungsvertrag, als schändlich an sich und als nachtheilig für die Fortpflanzung überhaupt, und die Ernährung und Erziehung der Erzeugten insonderheit, und zwingt daher den ledigen Mann, der ein lediges Weib zu einer solchen vorübergehenden Geschlechtsverbindung verleitete, das Weib entweder zu ehelichen oder, wo möglich, auf andre Art zu ent-

schädigen, und für das Erzeugte zu sorgen. *) Er verbietet weiter alle polygamische Verbindungen als unvereinbar mit der Würde des Menschen und als nachtheilig für die häusliche Eintracht und die Bevölkerung. Er verbietet sofort auch die Befriedigung des Geschlechtstriebes beyder Gatten außer der Ehe, und sieht dieselbe schlechthin als einen Bruch der Ehe an, der als Verletzung einer Hauptbedingung des Gattungsvertrags die Trennung der Ehe unausbleiblich nach sich zieht, wenn nicht Grofsmuth oder Klugheit den beleidigten Theil zur Fortsetzung der Ehe geneigt machen. Er nimmt überhaupt die Schliefsung sowohl als die Tren-

*) Sollte im letzten Falle nicht der Mann wenigstens dazu genöthigt werden, dass er die Entehrte sich öffentlich antrauen und seinen Namen führen liefse, wenn er auch nicht in einer ehelichen Verbindung mit ihr fortleben wollte? Sie würde dann für eine geschiedene Frau gelten, und mit Recht; denn im Grunde hatte ja der Mann schon die Ehe (obwohl im geheim) vollzogen.

nung der Ehen, wenn diese nöthig seyn sollte, unter seine besondre Aufsicht, um jeder Art von Willkür, Gewalt oder Betrug in einer so wichtigen Angelegenheit entgegen zu arbeiten. Er kann es endlich gerathen finden, der Ehe durch die Diener der Religion noch eine höhere Sankzion geben zu lassen, um die Heilighaltung derselben desto mehr zu befördern. Ja er kann selbst Verbindungen zwischen Personen beyderley Geschlechts, die ihrer anderweiten Beschaffenheit und ihrem gegenseitigen Verhältnisse zufolge zur Fortpflanzung untauglich sind, die Form der Ehe ertheilen, und sie als würkliche Ehen bürgerlich gelten lassen, damit der vertraute Umgang solcher Personen einen öffentlichen, gesetzmäfsigen Charakter erlange, und ihr beyderseitiges Interesse desto mehr in einander verschlungen werde, wobey er jedoch hauptsächlich darauf sein Augenmerk richten müsste, dass nicht etwa junge hülflose Personen des andern Geschlechts zu dergleichen für sie widerna-

türlichen Verbindungen durch irgend einige Zudringlichkeit genöthigt und so bloßen Familienrücksichten aufgeopfert würden.

Betrachten wir nun zuletzt noch die Geschlechtsverbindung, und insonderheit die eheliche, in ihrer Beziehung auf die Menschheit überhaupt, so ist sie es eigentlich, welche um alle Menschen ein gemeinschaftliches Band schlingt, und wo nicht die Quelle doch das Hauptentwickelungsmittel aller geselligen Tugenden, ja aller natürlichen Anlagen des Menschen ist. Wenn man sich den Fall denkt, dass die Menschen nicht durch einander fortgepflanzt würden, sondern dass die neuen Individuen, wodurch die Gattung erhalten werden sollte, wie Schwämme aus der Erde hervorschössen: so würden die Menschen einander ganz fremd seyn und bleiben, der Egoism, der ohnehin schon dem Menschen natürlich ist, würde in den sympathetischen Neigungen kein so starkes natürliches Gegengewicht finden, die feindseeligsten Gesinnungen würden un-

ter den Menschen über Hand nehmen, die zärtlichen Namen Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester u. s. w. würden unter den Menschen nicht gehört werden; Jeder würde ein einsames, freudenloses, nicht menschliches, sondern mehr thierisches Leben führen. Ein griechischer Mythos erzählt daher sehr treffend, dass, als einst Kadmus auf Befehl der Minerva die Zähne eines erschlagenen Drachen ausgesäet habe, dadurch lauter zum Kampfe gerüstete Menschen aus der Erde hervorgegangen, alsbald aber über einander hergefallen wären und sich selbst bis auf einige Wenige aufgerieben hätten. So würde es überall unter den Menschen hergehen, wenn die Natur nicht eine geselligere Fortpflanzungsart gewählt hätte; und Euripides, der so oft in seinen Trauerspielen auf die Weiber loszieht, dass er in alten und neuern Zeiten den eben nicht sehr ehrenvollen Titel eines Weiberhassers bekommen hat, verkennt die großen Absichten der Natur bey der

Geschlechtseinrichtung ganz, wenn er in einem seiner Trauerspiele ausruft: »O Jupiter, was für ein Übel von einladender Aussenseite hast du uns nicht zubereitet, da du Weiber schufst! Wolltest du einmal ein sterbliches Geschlecht hervorbringen, so solltest du es wenigstens nicht mit Weibern vermischen. Mit Gold konnte sich Jeder an deinen Altären Nachkommenschaft erkaufen, so viel er nur wollte. Frey von der Plage der Weiber würden wir dann ruhig in unsern Hütten wohnen.« — Durch die Verschiedenheit des Geschlechts hat nämlich die Natur schon die eine grosse Hälfte der Menschengattung mit der andern innig verbunden. In beyden Theilen finden sich Triebe, die nur durch einander befriedigt werden können, und deren Befriedigung ihnen wechselseitiges Vergnügen gewährt, mithin beyde Theile für einander zu Gegenständen des Wohlgefallens und Werkzeugen der Lust macht. Außerdem sind beyde Theile in Ansehung ihrer übrigen Anlagen in ein solches Verhältniß von

der Natur gesetzt, dass diese Anlagen nur durch eine wechselseitige Mittheilung und möglichst innige und dauerhafte Vereinigung der Seelen wie der Körper gehörig entwickelt werden können; daher Ehelosigkeit die Menschen immer in gewisser Hinsicht verschraubt und verkrüppelt. Wie vest aber werden die Menschen durch die von ihnen Erzeugten an einander gekettet! Sie sehen sich und ihre Liebe in denselben gleichsam verjüngt, werden eben dadurch einander theurer und werther, und fühlen sich in ihrer Liebe durch die süßen Pfänder derselben noch glücklicher; daher kinderlose Ehen immer in gewisser Hinsicht unglückliche Ehen sind, indem der süßeste Wunsch jedes weiblichen Herzens, Mutter zu werden, in solchen Ehen unbefriedigt bleibt. Die anfängliche Hülflosigkeit der Erzeugten fodert ferner die Erzeuger zum Mitleid und zur Theilnahme an ihren Bedürfnissen auf; sie bilden sich selbst, indem sie ein lebendes Wesen, das ursprünglich noch unvollkommner, als ein

bloßes Thier, erscheint, zum Menschen, einem über die Thierheit weit erhabnen Wesen, bilden. »Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen — sagt Herder — und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsers Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, dass es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte.« — Eben so schön und treffend ist das, was Ewald hierüber sagt: »Die erste Bildung, die ein Mensch erhalten muss, ist Bildung zur Humanität, zum Mitgefühl mit Andern, die er als Theile seines Wesens fühlt, zur Liebe. Die Natur hat durch Familienverbindung auf die

einfachste und doch unfehlbarste Art dafür gesorgt. Sie bereitete schon Liebe zu dem Kinde in der Mutter Herzen, wie sie Milch zu seiner Nahrung in ihrer Brust bereitete. Die Mutter drückt das Kind zugleich mit Liebe an ihr Herz, wenn sie es zu seiner Erhaltung an ihre Brust drückt. Mit Liebe aus ihrem Herzen belebt sie seine Liebe, wie sie mit Milch aus ihrer Brust seinen Körper nährt. Das Kind liebt den Vater, weil ihn die Mutter liebt, weil er die Mutter liebt. Es liebt seine Geschwister, weil seine Eltern sie lieben. Die Freunde des Hauses werden seine Freunde, der Kreis seiner Familie wird sein Kreis. Der Geist, der in dem Familienzirkel weht, ist das Klima, in dem die junge Liebe bis zur Menschenliebe heranwachsen kann. Hier wird denn das Band geknüpft, das Menschen an Menschen bindet, das nicht drückt und doch nicht zerreißt, so lange der Mensch nicht seine eigne Menschheit getödtet hat.« — Die Familienverbindung, welche auf diese Art entsteht und ur-

sprünglich nur Eltern und Kinder umfasst, verbreitet sich nun nach und nach immer weiter; die Erzeugten werden selbst Erzeuger; sie verbinden sich mit andern Familien, und so entstehen unter den Menschen so vestverschlungene Bande der Liebe und der Freundschaft, der Zuneigung und des Zutrauens, der Zärtlichkeit und der Großmuth, daß man die erhabne Weisheit und Güte, welche durch so einfache Mittel so große Zwecke erreichen konnte, nicht genug bewundern, und sich, trotz aller alten und neuen *Euripidesse*, nicht enthalten kann, in den Ausruf eines Weiberfreundes aus unsern humanern Zeiten (*von* Ortel) einzustimmen:

Ehe! heiligster Stand der Menschheit nach ursprünglicher Bestimmung!
Soll ich zu deinem Lobe mich erheben? soll ich deinen Werth preisen?
O Weib, letzte beste Gabe des Himmels! — Hinweg, o zitternde
Hand, von diesem Unternehmen!

2.

WAS IST DER ZWECK DER EHE?

Die verschiednen Gesichtspunkte, aus welchen man die Ehe betrachten kann, haben auch verschiedne Antworten auf die Frage veranlasst, worin der *Zweck der ehelichen Verbindung* bestehe? — Der niedrigste Gesichtspunkt ist unstreitig der, wo man die Ehe blos in physischer Hinsicht betrachtet. Da nun das Thier bey der Begattung blos seinem Vergnügen, wiefern es aus der Befriedigung eines Naturtriebes entspringt, nachgeht, die daraus entspringende Erzeugung neuer Individuen aber der Natur überlässt, und da der Mensch als blosses Naturwesen ebenfalls Thier ist: so mussten die, welche die Ehe nur aus jenem Gesichtspunkte betrachteten, ganz natürlich die Antwort geben: Die *Befriedigung des Geschlechtstriebes* oder *Wollust*

lust sey der *Zweck* (wenigstens der erste oder nächste Zweck) *der Ehe.*

Dass aber zur Erreichung dieses Zwecks die Ehe gar nicht nöthig wäre, und dass durch die Annahme desselben die eheliche Verbindung tief erniedrigt werde, selbst wenn man das Wort Wollust nicht gerade in der bösen Bedeutung nimmt, bedarf keiner Erörterung. Der Mensch ist nicht bloſses Thier, sondern ein freyes Vernunft- ein moralisches Wesen. Er soll also den Zweck der Natur zu dem seinigen machen, und, wenn er seine Triebe befriedigt, immer auf den Naturzweck bey Einpflanzung dieses Triebes Rücksicht nehmen. So wie man nicht essen und trinken soll, bloſs um zu essen und zu trinken, weil alsdann das Essen und Trinken in Völlerey übergeht, sondern um seinen Körper zu erhalten, ob es gleich erlaubt seyn mag, auch diesen Genuss durch Auswahl und Zubereitung von Speise und Trank und insonderheit durch Geselligkeit zu verfeinern und zu erhöhen: so soll der Mensch auch nicht

blofs um der Lust willen seine Zeugungskraft brauchen, sondern dabey immer Rücksicht auf den Naturzweck nehmen. Das diesen Gebrauch begleitende Vergnügen hat die weise und gütige Natur blofs als Beförderungsmittel ihres Zwecks damit verknüpft; das Mittel aber zum Zweck machen, heifst die Naturordnung ganz und gar verkehren.

Nun ist der Naturzweck in Ansehung der dem menschlichen Körper ertheilten Zeugungskraft und des zu deren Gebrauch anreizenden Geschlechtstriebes unstreitig die Erhaltung der Menschengattung. Der nächste Zweck der ehelichen Vebindung ist also ebenderselbe, nämlich *Fortpflanzung des Geschlechts*.

Indessen bedürft' es auch zu diesem Zwecke gerade nicht der ehelichen Verbindung, indem derselbe auch ohne dieselbe erreicht werden könnte, ob man gleich annehmen kann, dass er durch die Ehe am sichersten erreicht wird. Denn obwohl durch die Ehe (nämlich die mo-

nogamische, als welche vor dem Richterstuhle der Vernunft die einzig gültige Art der Ehe ist) der Gebrauch der Zeugungskraft des Mannes auf einen einzigen Gegenstand beschränkt wird, diese Kraft aber (wie die Beyspiele sehr fruchtbarer polygamischer Ehen beweisen) für mehre Gegenstände hinreicht: so hat doch die Erfahrung im Ganzen gelehrt, dass bey dem ungefähren Gleichgewichte des männlichen und weiblichen Geschlechts in Ansehung der Zahl der einzelnen Personen durch jenen beschränkteren, sparsamern und regelmäßigern Gebrauch der männlichen Zeugungskraft die Erhaltung der Menschengattung nicht leidet, sondern vielmehr gewinnt. Sodann ist die eheliche Verbindung überhaupt auch insoferne für die Erhaltung der Menschengattung vortheilhaft, als bey dem hülflosen Zustande und bey der langsamen Annäherung der Erzeugten zur Reife völlig ausgebildeter Menschen, die sich selbst erhalten können, die Ernährung und Erziehung der Erzeugten ohne eine dau-

ernde Verbindung der Erzeuger nicht so gut von statten gehen würde.

Alles dessen ungeachtet kann doch nicht geläugnet werden, dass zur Erhaltung der Menschengattung die eheliche Verbindung nicht unumgänglich nöthig ist. Die Menschen könnten ihr Geschlecht auch ohne Ehe fortpflanzen. Also muss die Ehe noch einen entferntern und höhern Zweck haben, und dieser besteht in der *Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der Gatten selbst.*

Die innige Verbindung des Mannes und des Weibes in der Ehe, vermöge welcher sie ein einiges, unzertrennliches Ganze ausmachen, und dem zufolge ihr ganzes Leben hindurch Freude und Leid, Sorge und Genuss, Arbeit und Ruhe mit einander theilen, muss nothwendig den wohlthätigsten Einfluss auf ihr ganzes (physisches und moralisches) Wohl und Wehe haben. Denn durch die wechselseitige Liebe und Achtung, welche sie auf das Genaueste verknüpft und alle eigennützigen und selbstsüchtigen Regungen

des menschlichen Herzens niederschlägt, erleichtern und versüßen sie nicht nur einander das Leben, sondern sie veredeln zugleich ihre ganze Denkart und Handlungsweise, und finden auch in ihren Erzeugten immer neue Quellen des Vergnügens und neue Mittel und Antriebe, sich zu vervollkommnen. Auf diese Art hat die Ehe eine sehr genaue Beziehung auf den *Endzweck der Menschheit*, und verdient von jedem wohldenkenden Menschen als etwas Heiliges geachtet zu werden, daher sie auch die katholische Kirche nicht mit Unrecht zu den Sakramenten zählt.*) Sehr richtig ist folglich dasjenige, was STEPHANI über den Zweck der Ehe sagt: »Zu dem

*) Die Ehe ist ein Institut Gottes und ein Veredlungsmittel unsrer Natur. Warum soll sie denn nicht so gut, als Taufe und Abendmahl, ein *Sakrament* seyn? Ist hierin nicht die katholische Kirche konsequenter, als die protestantische? Warum verbietet denn aber jene die Ehe den Priestern? Ist hierin nicht diese konsequenter, als jene?

sinnlichen Bestimmungsgründe' des Willens zur Ehe weiſs der gebildetere Mensch noch einen edleren hinzuzufügen, nämlich sie als ein groſses *Beförderungsmittel* der Glückseeligkeit und der Sittlichkeit, oder *des höchsten Gutes* zu betrachten. Die Ehe des vernünftigen Menschen ist daher eine Verbindung zwischen beyden Geschlechtern, um durch häusliche Gemeinschaft den Gesammtzweck der Natur zu erreichen. Dieser geht bey der Ehe zunächst in Rücksicht des ganzen menschlichen Geschlechts — auf Fortpflanzung, und in Rücksicht der sich verbindenden Personen — auf Beförderung ihres physischen und moralischen Wohlseyns. Das physische Wohlseyn, welches durch die Ehe befördert werden soll, umfasst sowohl die eigentlichen Freuden der Liebe, als auch die Vortheile, welche durch den wechselseitigen Beystand und eine mit Kindern gesegnete Ehe entstehen. Durch Stiftung einer Familie entstehen aber auch mannichfaltige neue Pflichtver-

hältnisse, die kein Mensch ohne groſsen Verlust seiner moralischen Kultur vermeiden kann.« — Wenn man die Ehe von dieser Seite betrachtet, so kann man auch wohl mit Fichte sagen: »Die Ehe hat keinen Zweck auſser ihr selbst; sie ist ihr eigner Zweck. Das eheliche Verhältniss ist die eigentlichste, von der Natur geforderte Weise des erwachsenen Menschen von beyden Geschlechtern, zu existiren.«

Die wechselseitige Hülfleistung also, welche manche als einen besondern Zweck der Ehe angeben, ist kein besondrer, sondern in jenem zweyten schon mit eingeschlossener, unter demselben enthaltener Zweck. Sie ist eine natürliche Folge der innigen Vereinigung beyder Gatten durch Liebe und Achtung, erschöpft aber dieselbe bey weitem noch nicht. Denn Beystand können auch Personen einander wechselseitig leisten, die keine Gatten sind, wie Vater und Tochter, oder Bruder und Schwester. Zweck der Ehe kann daher die wechselsei-

tige Hülfleistung blofs in einer solchen Verbindung zwischen Personen beyderley Geschlechts heifsen, bey welcher gar kein eigentlicher Gattungsvertrag und keine Fortpflanzung des Geschlechts Statt finden kann, (wie wenn ein Verschnittener, oder ein von Natur oder Alters wegen zur Fortpflanzung Untauglicher heyrathet) welcher Verbindung aber doch der Staat die äufsere Form und die Rechte der Ehe aus anderweiten Gründen zugestanden hat. Denn bey einer solchen politischen Ehe, wie man diese Art ehelicher Verbindungen mit Recht nennen kann, ist es offenbar nur auf den hülfreichen Beystand angesehen, den beyde Personen einander leisten, und zu welchem sie sich durch die eheliche Sankzion ihrer Verbindung blofs noch inniger und dauerhafter verpflichten wollen.

Nach diesen Grundsätzen vom Zwecke der Ehe wird sich nun auch die von den Moralisten so oft aufgeworfene und so verschieden beantwortete Frage entscheiden lassen: *Ob der Beyschlaf ohne*

Zweck in der Ehe erlaubt sey? — Einige verneinen die Frage schlechthin, weil ein zweckloser Genuss thierisch sey, und den Menschen entehre. Andre dagegen erlauben einen solchen Genuss zur Vergütung der Mühseeligkeiten des ehelichen Lebens. Während nun jene vielleicht die allgemeine Praxis gegen sich, haben, scheinen diese gegen die Vernunft selbst zu verstoßen. Denn wenn es wahr ist, was jene behaupten, dass ein zweckloser Genuss, d. h. ein solcher, wo man bloß genießt, um zu genießen, also der selbsteigne Genuss höchster und letzter Zweck ist, thierisch sey und den Menschen entehre, (welches wohl nicht geläugnet werden kann, besonders wenn noch überdieß ein Mensch den andern auf jene Weise genießt, wo dann der Genuss von einem berühmten neuern Philosophen nicht mit Unrecht kannibalisch genannt werden dürfte, indem es der Maxime nach völlig gleich ist, ob ich den Körper eines Andern mit diesem oder mit jenem Organe meines Kör-

pers geniefst) — wenn also diefs seine Richtigkeit hat, so ist es durchaus unerlaubt, zur Entschädigung für gewisse Mühseeligkeiten einen die Menschheit entehrenden Genuss zu suchen. Die Vernunft fodert alsdann, entweder den Genuss aufzugeben, oder, wenn man glaubt, ohne diesen Genuss jene Mühseeligkeiten nicht ertragen zu können, lieber eine Verbindung zu meiden, die mit so verführerischen Mühseeligkeiten verknüpft ist. Soll also die allgemeine Praxis der Ehegatten, welche für die Bejahung obiger Frage entscheidet, vor dem Richterstuhle der sittlichen Vernunft Gnade finden, so muss ein andrer Grund für jene Befugniss angeführt werden.

Um diesen zu finden, muss vorerst die Frage genauer bestimmt werden, ehe sich eine befriedigende Antwort darauf geben lässt. Es wird demnach gefragt, ob der Beyschlaf *ohne Zweck* in der Ehe erlaubt sey? Von welchem Zweck ist hier die Rede? Versteht man den Zweck der Ehe **überhaupt, den ganzen** oder

vollständigen Zweck, so muss die Frage durchaus verneint werden. Gatten, welche entweder überhaupt (z. B. wegen eines Naturfehlers oder körperlicher Schwäche) oder zu einer gewissen Zeit (z. B. wegen eingetretener Schwangerschaft des Weibes) zur Erzeugung eines neuen Individuum's unfähig sind, und bey welchen jene wechselseitige Liebe und Achtung mangelt, die zur Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der Gatten unumgänglich nöthig ist, dürfen einander nicht ehelich beywohnen, ohne sich selbst zu entehren. Der Geschlechtsgenuss ist dann in der That dem kannibalischen Genusse ähnlich, und der Unterschied zwischen beyden Arten des Génusses besteht blofs darin, dafs der Kannibale seinen getödteten Feind, der Gatte aber seinen noch lebenden Gatten geniefst.

Versteht man aber unter dem Zwecke der Ehe blofs den nächsten Zweck, die Fortpflanzung des Geschlechts, so ist der Beyschlaf allerdings erlaubt, wenn

auch dieser Zweck nicht erreicht werden kann, wie dies der Fall während der Schwangerschaft des Weibes ist. Denn dass, wenn bereits eine Frucht erzeugt ist, nicht noch eine andre hinterher erzeugt werden — keine Überschwängerung Statt finden — könne, ist wohl so gut als ausgemacht, so wenig wir auch sonst von der Erzeugung wissen. Allein wenn der Beyschlaf in der Ehe auch nicht um jenes Zwecks willen ausgeübt werden kann, so ist er darum doch nicht überhaupt zwecklos. Die Gatten geben sich dadurch einen Beweis ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit, Jeder sucht nicht sowohl sein eignes als das Wohlseyn des andern Theils zu befördern, sie wollen ihre Verbindung durch Wiederholung der innigsten körperlichen Vereinigung immer enger und vester knüpfen. Der Beyschlaf ist also in diesem Falle nichts weniger als thierisch und entehrend, er beweist vielmehr gerade den Vorzug des Menschen vor dem Thiere in Hinsicht der Begattung, und hat im Grunde dieselbe Be-

deutung, welche der Kuss bey liebenden Personen hat, indem dieser — gleichsam das Analogon des Beyschlafs — nichts anders als ein Symbol der möglichst innigen Vereinigung der Seelen ist. *)

*) Der Kuss, der bey liebenden Menschen ein Sinnbild des Beyschlafs ist, ist vielleicht bey liebenden Vernunftwesen einer höhern Ordnung Stellvertreter desselben. Wenn die mehr als wahrscheinliche Hypothese eines berühmten Philosophen Grund hat, dass, je weiter die Planeten sich von der Sonne entfernt haben, die Bewohner derselben in eben dem Grade feiner und vollkommner gebildet sind, und wenn, wie man wohl annehmen kann, diese Gattungen von Vernunftwesen auch in zwey Geschlechter abgesondert sind, um durch eine gewisse Vereinigung und Mittheilung neue Individuen zu erzeugen und so die Gattung zu erhalten: so dürfte auf den entferntern Planeten die blofse Berührung der Lippen vermittelst eines ätherischen Hauches, und auf den entferntesten vielleicht gar nur das innige seelenvolle Anschauen der Liebenden vermittelst eines ausströmenden Lichtstoffs eben die Würkung haben, welche auf unserm Planeten bey der grobern Menschennatur der Beyschlaf hervorbringt. Zur Be-

Mit der obigen Frage hängt eine andre genau zusammen, nämlich, *ob der Bey-*

stätigung dieser Vermuthung könnte man sich darauf berufen, dass liebende Menschen, welche von der Natur mit einer zarteren Organisazion und einem feineren Empfindungsvermögen ausgestattet und daher des hohen heiligen Gefühls der Liebe in einem vorzüglichen Grade empfänglich sind, in den seeligen Augenblicken wechselseitiger Herzensergiefsung zuweilen von jenem Gefühle mit solcher Macht ergriffen werden, dass ein blofser Kuss, ja selbst ein blofses zärtliches Anschauen ihr Innerstes mit einem Entzücken durchdringt, demjenigen nicht unähnlich, welches mit dem sinnlichern Geschlechtsgenusse verknüpft ist und das Daseyn beyder in Eins aufzulösen scheint. Da nun Organisazion und Empfindungsvermögen beym weiblichen Geschlechte überhaupt zärter und feiner ist, als beym männlichen, so scheint es nicht unmöglich, dass ein weibliches Subjekt, ausgestattet mit dem für unsern Planeten möglich höchsten Grade jener Zartheit und Feinheit, wenn es von einem männlichen Subjekte aus einem entfernten Weltkörper mit innigem Wohlgefallen angeschaut würde und dieses Subjekt bey aller Reinheit und Unschuld des Her-

schlaf in der Ehe Pflicht genannt werden könne? — Bekanntlich nennen die

---

zens eben so anschauete, durch dieses bloße wechselseitige Anschauen befruchtet werden könn. Auf diese Art könnte wohl auch eine Jungfrau schwanger werden, ohne etwas von einem Manne (nämlich einem irdischen und einer irdischen Vereinigung mit ihm) zu wissen. Nur müsste sich das auf diese überirdische Art erzeugte menschliche Subjekt hernach würklich durch Worte und Thaten als einen Sohn des Himmels beurkunden. — Übrigens lehrt die Erfahrung, dass, so lange sich Liebende mit jenem Anschauen begnügen, die Liebe immerfort ihre ursprüngliche (platonische) Reinheit behält und beyden Theilen eben keine Gefahr bringt, dass hingegen, sobald die Berührung der Augen in der Ferne in eine Berührung der Lippen in der Nähe übergegangen, der Schritt von da bis zur sinnlichern Vereinigung nicht mehr weit ist. Mädchen, die ihre Unschuld bewahren wollen, sollten daher nicht so freygebig mit dem vielbedeutenden Kusse gegen die Männer seyn, wie es Manche aus einer übelverstandenen Erhebung über ein sogenanntes Vorurtheil eigentlich aber aus Mangel an Zartgefühl sind, und Jünglinge, die mit ei-

Rechtsgelehrten den Beyschlaf zwischen Gatten schlechthin und gleichsam vorzugsweise die eheliche Pflicht, und meynen, dass ein Gatte, wenn er dem Andern diese Pflicht verweigere, vom Staate zur Leistung derselben durch Zwangsmittel angehalten werden könne. Allein ich weiss nicht, ob man sich irgend eine abentheuerlichere Benennung, als die der Pflicht — für den Beyschlaf, und eine ekelhaftere Barbarey denken kann, als die des Zwanges — zum Beyschlafe.*) Wer den Ehe-

ver-

---

ner hoffnungslosen Leidenschaft zu kämpfen haben und sie besiegen wollen, sollten auch nicht einmal einen Kuss von der Geliebten, mit der sie nicht vereinigt werden können, fodern. *Julie* fiel bald, nachdem sie den *St. Preux* im Waldchen geküsst, und *Werther* tödtete sich bald, nachdem er das Gift der Liebeswuth aus *Lottens* Lippen gesogen hatte.

*) Würde es nicht abentheuerlich seyn, wenn Jemand sagen wollte, Gatten seyen verpflichtet, sich zu küssen? Und doch werden und müssen sie es thun, sobald sie sich als Gatten

vertrag eingeht, macht sich freylich anheischig, den Geschlechtstrieb des Andern durch sich befriedigen zu lassen, aber, wohl zu merken, nur darum, weil, und insofern, als er den Andern liebt, mithin sich selbst gedrungen fühlt, die Wünsche des Andern zu befriedigen. Alles Hingeben des einen Theils an den andern zum Genusse gründet sich beym Menschen nur auf Liebe, wenn der Genuss nicht blofs thierisch, mithin den Menschen entehrend, unsittlich seyn soll. Fällt nun der Grund weg, so fällt auch das Begründete weg. Wenn also ein Gatte

lieben. — Sodann ist es physisch unmöglich, dass ein Mann zum Beyschlafe genothigt werden könnte, wenn er gegen eine solche Vereinigung mit einem gewissen Weibe einen Abscheu hätte, weil er unter dieser Voraussetzung gar nicht einmal fähig dazu seyn würde. Also ist es auch rechtlich unmöglich. Nun liefse sich zwar bey dem Weibe, als dem blofs leidenden Theile, eine solche Nothigung als physisch möglich denken; ob sie aber auch rechtlich und sittlich möglich sey, ist eine andere Frage.

dem andern den Beyschlaf — nämlich überhaupt, nicht in einem bestimmten Falle, wo besondre Gründe vorhanden seyn können — verweigert, so ist dieſs ein offenbarer Beweis, dass jener diesen nicht mehr liebt. Ohne Liebe darf aber jener sich nicht zum Genusse hingeben, so wie dieser Genuss ohne Liebe nicht fodern darf. Alles also, was dieser zu thun hat, ist, dass er die Liebe von jenem wieder zu erwerben sucht. Ruft er die Obrigkeit zu Hülfe, so muſs ihn diese zuvörderst eben darauf verweisen und kann allenfalls selbst oder durch einen Religionsdiener den andern Theil, wenn er allein Schuld hat, oder beyde Theile, wenn sie — wie gewöhnlich — beyde schuldig sind, zu einem liebreichern Benehmen ermahnen; wenn aber alle diese Bemühungen nichts fruchten, so bleibt der Obrigkeit kein andrer Ausweg, als eine Ehe aufzulösen, die im Grunde schon aufgelöst ist. Wollte sie den weigernden Gatten zum Beyschlafe durch Zwangsmittel anhalten, so würde sie da-

durch die Menschheit entehren, indem sie von einem Menschen foderte, dass er sich dem andern ohne Liebe zum Genusse hingeben, sich zu einem Wollustmittel für den andern machen, seine Persönlichkeit wegwerfen und sich wie eine geniefsbare Sache — gleichsam wie ein todtes Stück Fleisch — gebrauchen lassen solle. Das Empörende, das tief Erniedrigende eines solchen Ansinnens und Zwanges, der nicht der Art, sondern nur dem Grade nach von einer Nothzüchtigung unterschieden ist, fühlt wohl Jedermann bey einigem Nachdenken. Der Staat kann und darf also in diesem Falle keine Zwangsmittel anwenden, weil er Liebe nicht erzwingen kann, der Beyschlaf ohne Liebe aber den gebenden Theil, und im Grunde auch den nehmenden entehrt; denn wenn dieser ein wahrhaft menschliches Gefühl hätte, so würde er den Beyschlaf ohne Liebe nicht einmal schmackhaft finden und also auch nicht fodern. Es ist mit dem Beyschlafe wie mit der eheli-

chen Treue. Beyde finden ungefodert und freywillig Statt, sobald Liebe vorhanden ist; müssen sie aber erst gefodert und erzwungen werden, so haben sie keinen Werth, und es verlohnt sich kaum der Mühe des Foderns und Erzwingens. Da nun der Ausdruck Pflicht allemal eine gewisse Nöthigung des Willens durch das Gesetz zu einer Handlung, zu welcher das Gemüth nicht schon von selbst geneigt ist, andeutet, so kann der Beyschlaf nicht Pflicht heifsen, weil, wenn zwey Personen beyderley Geschlechts sich lieben, sie schon von selbst zum Beyschlafe geneigt sind. Soll er aber dennoch in Beziehung auf eine zwischen diesen Personen geschlossene eheliche Verbindung Pflicht heifsen, weil es eine nothwendige Bedingung des Ehevertrags — bey einer nicht blofs politischen Ehe — ist, dass beyde Theile ihren Geschlechtstrieb durch einander befriedigen wollen; so ist er dennoch nur eine Liebes- nicht eine Zwangs-Pflicht, weil ein Gatte dem andern sich nur aus Liebe

zum Genusse hingeben kann und darf. Das, was die Rechtsgelehrten verleitet hat, eine Zwangspflicht daraus zu machen, ist blofs der Umstand, dass die Ehe sich auf einen Vertrag gründet. Da nun durch Verträge Rechte begründet werden, den Rechten aber Pflichten entsprechen, welche als Rechtspflichten Zwangspflichten sind: so, meynt man, können die Gatten zur Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten, und folglich auch zur Pflicht des Beyschlafes gezwungen werden. Allein der Ehevertrag unterscheidet sich von allen andern Verträgen dadurch, dass er lediglich aus Liebe entspringt, wenigstens als aus Liebe entspringend gedacht werden muss. Er ist also ein Liebesvertrag, und Recht und Pflicht, wieferne sich Beydes auf den Beyschlaf bezieht, und aus jenem Vertrage entspringt, kann und darf nicht mit Gewalt durchgesetzt werden, weil dieſs der Natur d. h. der ursprünglichen Bedingung dieses Vertrags widerspricht. Überhaupt beruht ja der ganze Werth, die ganze Annehmlichkeit dessen, was

Gatten gegen einander thun und lassen, eben darauf, dass es aus Liebe, mithin ganz freywillig, geschieht. Wehe dem Gatten, der irgend etwas von dem andern Theile erzwingen muss! Er bekommt die herbe äußere Nussschale der Ehe statt des süßen inwendigen Kerns!

5.

WARUM MISSGLÜCKEN SO VIELE HEYRATHEN AUS LIEBE,

und

WARUM GLÜCKEN MANCHE OHNE LIEBE?

Ein Brief.

Also wieder eine unglückliche Ehe! Und noch obendrein eine Ehe, welche die Liebe geschlossen hat! — Ich kann nicht wissen, lieber Freund, was eigentlich dem armen B. so schnell das eheliche Glück geraubt hat, das er sich in der Verbindung mit seiner angebeteten Louise in so reichem Maafse versprach, da Sie mir von der Veranlassung und Beschaffenheit seiner ehelichen Mifshelligkeiten nichts Bestimmtes gemeldet haben. Wenn Sie aber überhaupt fragen, *woher es kommen möge, dass so viele von der Liebe ge-*

schlossene Ehen mifsrathen, diejenigen hingegen, welche ohne Liebe zu Stande kommen, oft am glücklichsten ausfallen? so glaub' ich, dass sich dieses Phänomen recht gut erklären läßt, ohne zu der unglücklichen Voraussetzung seine Zuflucht zu nehmen, dass *Amor* und *Hymen* zwey unverträgliche Gottheiten seyen.

Die Liebe, mein Guter, ist gar verschiedner Art; auf ihren Altären lodern oft sehr unreine, vielleicht zwar schnell und hell auflodernde, aber eben darum nur desto vergänglichere Flammen. Es giebt eine Liebe, die im Grunde nichts weiter als Naturtrieb, physisches Bedürfnifs ist. Sie sucht blofsen Geschlechtsgenuss, und hängt sich an den ersten besten Gegenstand, der jenem Bedürfnisse Befriedigung verspricht. Wie bald muss eine Pflanze sterben, die auf so sumpfigem Boden emporgeschossen ist! Wie kann eine Ehe glücklich seyn, die eine so grobsinnliche Liebe geknüpft hat!

Zwar erscheint diese Liebe oft in ei-

nem feineren Gewande. Sie wählt ihren Gegenstand mit Geschmack. Sie verlangt vielleicht nicht blofs schöne und volle Formen für Auge und Gefühl; sie fodert wohl auch einen lebhaften Geist, einen beredten Mund und feine Sitten. Aber ihr höchster und letzter Zweck ist doch immer nur Genuss; sie ist ebendarum ungenügsam, übersättigt sich, und sucht folglich Abwechselung; oder ihr Gegenstand verliert zum Theil das sinnliche Interesse, was bisher fesselte; man wirft also die Fesseln weg, oder sie fallen vielmehr von selbst ab, und man sucht oder sehnt sich wenigstens nach einem andern Gegenstande. Wer so liebt, zu dem kann man mit Hugo sagen:

Getreue Liebe sey dir angenehme Pflicht? —
Du bist der Liebe treu, nur dem Geliebten nicht!

Dass eine Ehe, die von dieser ästhetischen Liebe, wenn ich sie so nennen darf, geschlossen worden ist, nicht sehr glücklich ausfallen könne, werden Sie

mir gern zugeben; und ich fürchte die Liebe unsers armen B. gehörte zu dieser Klasse. Er fing sehr leicht Feuer, wie Sie wissen. Ein lebhaftes Auge, ein Paar rothe Wangen, ein voller Busen, und ein muntrer Sinn bezauberten ihn im ersten Augenblicke. Wie innig hing er nicht an Karoline M., ehe er seine jetzige Frau kennen lernte! Wie bald verglis er aber jene über dieser! Und vielleicht wär' es dieser eben so ergangen, wenn sie nicht vestere Bande um ihn zu schlingen gewusst hatte. Konnte diese Liebe wohl eine andre, als eine unglückliche Ehe, erzeugen? Musste hier nicht eintreffen, was KANT einmal vom Unterschiede des Liebens und Verliebtseyns sagt: »Wer liebt, kann dabey doch wohl noch sehend bleiben; wer sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind, wiewohl der Letzte acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt.«

Es giebt aber noch eine dritte Art der

Liebe, mein Freund, eine heilige, keusche Flamme, die nur in edleren Seelen lodert, und die allein das Herz bis zum letzten Lebenshauch erwärmen, allein die Ehe zu einer wahrhaft und dauerhaft glücklichen Verbindung machen kann. Dieſs ist die veredelte Geschlechtsliebe, die ich schechthin die moralische nennen möchte. Ich brauche Ihnen diese Liebe nicht zu schildern; ihr Name drückt ihren Charakter schon hinlänglich aus, und die Liebe, die unsern Freund S. in L. und seine Gattin zusammen geführt hat, giebt Ihnen das sprechendste Bild davon. S. und seine Gattin sind gute Menschen, und lieben sich eben darum, weil sie so gut sind, so innig und zärtlich. Ihre äuſsere Lage ist eben nicht die glücklichste; sie müssen arbeiten und sich ziemlich knapp behelfen; und dennoch leben sie glücklich. Aber S. war auch eingedenk des goldnen Spruches von Uz:

Freund! du bist selbst ein Mensch, und wirst
ein menschlich Wesen
Zur Gattin dir erlesen;

Zu glücklich, wenn sie dir, vom Himmel mild bedacht,
Zu einem holden Leib, zur süfsen Lust gemacht,
Auch eine Seele zugebracht,
Die denkt, und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich als Freundin liebt, wenn sie sich Gattin nennet.
O Wollust — nicht blofs einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verschleichen
So ruhig als ein Bach, der unter finstern Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungetrübet lacht;
Hoch über ihn hinweg braust unter nahen Eichen
Der schwarzen Stürme Wuth, die niemals ihn erreichen.

Darum war mir aber auch, als ich unsern S. seine Emilie zum Altar führen sahe, zu Muthe, wie es Voss, Ihr Lieblingsdichter, so treffend schildert:

Wunderbar regt sich mein Herz beym Anblick einer geschmückten
Jungen Braut, wie sie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,

An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnet,
Alles zu tragen gefasst in Einigkeit, was auch begegnet,
Ihm mitfühlend die Lust zu erhöhn, zu erleichtern die Unlust,
Und, will's Gott, von der Stirne den letzten Schweiß ihm zu trocknen.

Allen Jünglingen und Mädchen, die heyrathslustig sind, möcht' ich daher mit Volkmar zurufen: »Den sichersten Anspruch auf eine glückliche Ehe giebt euch Tugend. Die Reinigkeit eurer Sitten erhebt euch über jene Fehler, welche die Ehe zu einer Quaal machen; die Reinigkeit eurer Sitten macht euch zugleich durch die ihr eigene Delikatesse des Gefühls für die Belehrung in euren Pflichten empfänglicher. Ihr werdet in der Ehe Segnungen treffen, wo Andre unter Unannehmlichkeiten schmachten, welche ihr ehemaliges, altes Laster in die Ehe verpflanzt hat!«

Die Antwort auf Ihre Frage, mein Freund, warum so viele Heyrathen aus

Liebe unglückliche Ehen erzeugen, ergiebt sich nun von selbst. Es war keine ächte, keine veredelte Liebe. Es war ein vorübergehender Sinnentaumel, eine leidenschaftliche Aufwallung entweder der gröbern Begierden oder der feineren Empfindungen, die sich blos auf das Geschlecht beziehen, und Menschen verschiednen Geschlechts zuerst zu einander führen; nicht aber eine auf lange Bekanntschaft gegründete und mit der innigsten Achtung verbundene Liebe, welche jene Bündnisse knüpfte. Ein Wunder wär's, wenn solche Bündnisse ein glücklicher Erfolg krönte!

Nicht weniger begreiflich ist es, warum im Gegentheile manche Heyrathen ohne Liebe dennoch glückliche Ehen erzeugen. Zwey Personen beyderley Geschlechts, die sich vorher gar nicht kannten, werden durch Zufall oder absichtlich zu einander geführt; Eltern und Verwandte wünschen eine eheliche Verbindung zwischen ihnen; die Umstände sind vortheilhaft für beyde Theile;

ihre Herzen sind noch frey, sie fühlen nichts für einander, aber auch nichts für eine dritte Person; sie ehelichen sich, lernen sich nun genauer kennen, entdecken an einander Vorzüge des Geistes und Herzens, die ihnen vorher ganz unbekannt waren, erzeugen Kinder, durch welche sie von neuem an einander gefesselt werden, befinden sich übrigens in guten Umständen — was fehlt ihnen noch zum Glücke der Ehe? Die Liebe, eine gewisse innige Zuneigung zu einander, findet sich dann freylich von selbst in der Ehe, wie man zu sagen pflegt. Aber, lieber Freund, es ist und bleibt dennoch eine bedenkliche Sache, eine Ehe ohne Liebe — ich meyne natürlich die ächte, nicht eine blinde Leidenschaft — zu schliefsen. Ich will mich nicht darauf berufen, dass es ein Weib schon an sich zu entehren scheint, wenn sie sich ohne Liebe einem Manne zum Genusse hingiebt, weil Sie diefs vielleicht eine übertriebne Delikatesse nennen möchten. Ich will auch überhaupt nicht läugnen, dass es

hin und wieder Menschen beyderley Geschlechts von beschränktem Gefühls- und Empfindungsvermögen geben mag, deren Herz des höhern Gefühls der Liebe nicht empfänglich ist, deren Wünsche also in dieser Hinsicht leicht zu befriedigen, und die von Jugend auf zu einem leidenden Gehorsam gewöhnt sind, welche folglich sich einander, obgleich keine besondre Zuneigung Statt findet, hingeben können, ohne sich dadurch eben zu entehren oder unglücklich zu machen. Aber gleichwohl find' ich die Heyrathen ohne Liebe immer bedenklich. Glauben Sie denn, Freund, dass die Beyspiele solcher gutgerathenen Ehen so sehr häufig sind? Oft sind dergleichen Ehen nur nicht gerade die unglücklichsten. Oft verbergen die beklagenswerthen Schlachtopfer des Eigennutzes und der Konvenienz nur ihre heißen Thränen der Welt, weil ihnen doch Niemand helfen kann. Sie fügen und fassen sich, weil es nun einmal nicht mehr zu ändern ist. Eltern, die ihr vielleicht in guter Absicht und mit der

schmeich-

schmeichlerischen Hoffnung, dass sich die Liebe schon finden werde, eure Töchter in unauflösliche Bande verstricktet, die ihr Herz verabscheute — Männer, die ihr vielleicht aus löblichen Absichten und mit dem vesten Vorsatz, ein Herz, dem das eurige fremd war, durch Wohlthun und Güte zu gewinnen, die Hand eines Mädchens ohne Liebe in die eurige legen liefst — — könntet ihr alle jene Thränen sehen, die eure thörichte Fürsorge und zudringliche Neigung dem Auge des hingeopferten Mädchens entlockte, wie glühende Kohlen würden sie auf euer Haupt fallen und euch bis in die Seele brennen! Eure Hoffnung hat euch betrogen, wie sie tausend Eltern vor euch betrogen hat; denn die Liebe, die sich erst in der Ehe finden soll, ist ein glücklicher Zufall, dem ihr das Wohl eurer Kinder nicht anvertrauen durftet — euer Vorsatz ist euch fehlgeschlagen, wie er tausend Männern vor euch fehlgeschlagen ist; denn Liebe ist ein freyes Geschenk des Herzens, das sich nimmer er-

kaufen lässt, und alle Herrlichkeiten der Welt, die ihr euren so erworbenen Gattinnen anbietet, können sie nicht für die edleren Freuden der Liebe entschädigen, die sie in euren Armen entbehren müssen!

Doch ich vergesse, dass ich an Sie schreibe, der Sie weder Vater, noch Gatte sind. Indessen da Sie Beydes werden wollen, so bitte ich Sie bey Ihrer eignen und Ihrer künftigen Erzeugten zeitlichen und — ich möchte hinzusetzen — ewigen Wohlfahrt, trauen Sie dem trüglichen Grundsatze nicht, *die Liebe finde sich schon in der Ehe.* Selbst Rousseau's *Heloise*, auf welche Sie Sich so nachdrücklich berufen, kann diesen Grundsatz nicht bewähren, und ich kann dem Rousseau unter allen seinen schriftstellerischen Sünden am wenigsten diese verzeihen, dass er, dessen Herz sonst so warm für Menschenrecht schlug und dessen hinreifsende Beredtsamkeit Alles in dem glänzendsten Lichte darzustellen vermochte, durch seine *Heloise* ein so grau-

samès Vorurtheil dergestalt bestätigt und verbreitet hat, dass selbst ein Weib — die Verfasserin der *Elisa* — sich von ihm zu einer gleichen Sünde hat verleiten lassen, ungeachtet man ihrem Geschlechte hierin einen zarteren Sinn für weibliche Würde zutrauen sollte. Rousseau's *Julie* war freylich nicht unglücklich in ihrer Verbindung mit *Wollmar*, nachdem sie sich einmal darein ergeben und mit männlichem Muthe gegen ihre Leidenschaft gekämpft hatte. Aber wie viel tausend Thränen und Seufzer hatte ihr diese Verbindung gekostet! Würde sie mit *St. Preux*, wenn sie denselben von ihrem unbarmherzigen Vater erhalten hätte, nicht eben so glücklich, und noch glücklicher, gewesen seyn? War sie denn mit *Wollmar* ganz glücklich? Nagte nicht ein geheimer Kummer über dessen religiöse Grundsätze, vielleicht auch über ihre unglückliche Liebe, immerfort an ihrem Herzen? Und darf man hoffen, dass alle Weiber, die gleiches Schicksal mit *Julien* haben, Heldinnen, wie *Julie*, seyn wer-

den? Was richtete denn aber auch diese *Julie* mit allem ihren heldenmüthigen Kämpfen gegen ihre Liebe aus? Musste sie nicht auf ihrem Sterbebette, auf das sie wohl nicht so früh hingesunken wäre, wenn nicht jener Kummer und dieses Kämpfen schon einen Theil ihrer Lebenskräfte hätten verzehrt gehabt, so dass sie der unglückliche Zufall, der sie ins Wasser stürzte, auch in das Grab stürzen konnte — musste sie nicht am Ende noch gestehen, dass sie diese Leidenschaft vergeblich zu unterdrücken gesucht habe, dass sie ihren *St. Preux* noch immer zärtlich, nicht blofs als Freundin, liebe, und dass vielleicht eben darum ihr früher Tod gut sey, damit kein weiteres Unheil aus ihrer unglücklichen Liebe entstehe? — Ich sage nichts von *Wollmar*, dem hochgepriesenen *Wollmar*, der bey seinen gesetzten Jahren und bey seiner natürlichen Kaltblütigkeit dennoch wie ein brausender Jüngling durch seine leidenschaftliche Neigung zu *Julien* sich zu der Niedrigkeit verleiten lassen konnte, aus

der gewaltthätigen Hand des Vaters ein Weib anzunehmen, von dem er wusste, dass ihr Herz schon einem Andern angehörte, und dass sie mit diesem schon in ehelicher Vertraulichkeit gelebt hatte — nichts von der kahlen Entschuldigung, die er hinterher vorbringt, dass er überzeugt gewesen sey, nur so könne *Julie* ein ruhiges und zufriedenes Leben führen, einer Entschuldigung, hinter welcher der klare Egoism hervorblickt. Genug, lieber Freund, auch die *neue Heloise*; so sehr sie die gegenseitige Meynung beym ersten Anblicke zu begünstigen scheint, beweist dennoch im Grunde, dass Heyrathen ohne Liebe immer eine bedenkliche Sache sind. Ich wenigstens möchte um aller Welt Schätze willen weder zu einer solchen Verbindung rathen, noch selbst dergleichen, auch bey der heftigsten Liebe von meiner Seite, eingehen; es ist besser, selbst unglücklich seyn, als Andre unglücklich machen; und auf den glücklichen Zufall, durch den zuweilen auch Heyrathen ohne Liebe gerathen,

rechnet kein vernünftiger Mensch, weil er zu viel auf das Spiel setzt, wenn jener Zufall nicht eintritt.

Überhaupt muss ich Ihnen bekennen, lieber Freund, da Sie sich auf die *neue Heloise* berufen, dass ich mit unsern Romanschreibern und Schauspieldichtern im Punkte der erzwungenen oder erzwungen werden sollenden Heyrathen nicht sehr zufrieden bin. Während sie auf der einen Seite die Härte und Grausamkeit der Eltern, die ihren Töchtern — denn bey den Söhnen kommt der Fall aus leicht begreiflichen Ursachen seltner vor — einen Mann, den sie nicht lieben, aufdringen oder aufdringen wollen, nicht stark genug schildern können, stellen sie die Ergebung der Töchter in den Willen der Eltern immer als ein Muster von heroischer Selbstverläugnung, großmüthiger Aufopferung, und kindlichem Gehorsam dar. Wie? ein Mädchen sollte verpflichtet seyn, aus Liebe, Achtung, Mitleid und Dankbarkeit gegen ihre Erzeuger sich einem Manne in die Arme zu werfen, den,

sie nicht liebt? Kann ein löblicher Zweck ein schlechtes Mittel heiligen, und darf ein Kind aus Gehorsam oder Zuneigung gegen seine Eltern etwas Böses thun? Oder ist es recht und gut, mit einem Herzen ohne Liebe ein Bündniss der Liebe zu schliefsen, mit einem Herzen voll Abneigung vor den Altar zu treten und gleichsam im Angesichte des Heiligsten, der selbst dem menschlichen Herzen die Liebe einpflanzte und durch Liebe den Bund der Ehe knüpfen wollte, ein Gelübde der Liebe abzulegen, das die innersten Bewegungen des Herzens Lügen strafen? Fodert nicht vielmehr Pflicht und Gewissen, fodert nicht selbst die weibliche Würde und Tugend, den entehrenden Antrag, ohne Liebe sich einem Manne zum Genusse hinzugeben, standhaft von der Hand zu weisen? Haben nicht Eltern, die ihrem Kinde einen so widersinnigen, so grausamen, so erniedrigenden Antrag machen, in demselben Augenblicke das Schuldbuch der kindlichen Dankbarkeit zerrissen? Haben sie nicht

ihr Kind, wenigstens in dieser Hinsicht, selbst von der Pflicht des Gehorsams dispensirt? Sie mögen von ihrem Kinde fodern, dass es das Leben für sie aufopfere, das sie ihm gaben; aber dass es sich selbst ihnen zu Gefallen entehre, dass es sein ganzes, nicht blofs physisches, sondern selbst sein moralisches Wohl aufs Spiel setze, das dürfen und sollen sie nimmer von einem Kinde fodern. Wahrlich, es muss für ein edeldenkendes, zartfühlendes und ehrliebendes Weib ein minderes Unglück seyn, sich dem Tode, als einem nicht geliebten Manne in die Arme zu werfen! — Aber warum mögen es denn doch so Viele thun, da es offenbar ist, dass kein Weib zur ehelichen Verbindung mit einem nicht geliebten Manne im eigentlichen Sinne gezwungen werden kann, wenn es nur standhaft auf der Weigerung beharrt? Ist es wirklich Heroism, Pflichtgefühl, Grofsmuth, was sie dazu bewegt, wie uns Romanschreiber und Schauspieldichter so gern überreden möchten? Oder ist es vielmehr

bey der Einen Furcht vor grausamen Mißhandlungen oder bittern Vorwürfen, welche gutherzige Menschen oft noch mehr als jene kränken, bey der Andern Furcht vor drückender Armuth oder endlicher Ehelosigkeit, welche die Weiber größtentheils für eine noch größere Schmach als jene halten, bey Dieser Eitelkeit und Stolz, wenn ein vornehmer und reicher Mann um ihre Hand wirbt, bey Jener die Hoffnung, bald von ihrem Elende befreyt zu werden, wenn ihr ein Mann mit grauem Haupte und schwächlichem Körper aufgedrungen wird. — ist es wohl gar bey mancher der Gedanke, der vielleicht selbst die Eltern zu einem so unnatürlichen Mißbrauch ihrer Gewalt verleitet, dass man sich durch geheime Liebschaften schon für den angethanen Zwang entschädigen könne? — Wenn dieß die Beweggründe sind, welche die meisten ohne oder gegen Neigung verheyratheten Weiber bestimmten, dem widerlichen Ansinnen ihrer Eltern nachzugeben, so weiß ich nicht, ob man in

diesem Entschlusse mehr Schwäche als Stärke, mehr Kleinmuth als Grofsmuth, mehr unedlen als edlen Sinn finden muss, und ob unsre Romanschreiber und Schauspieldichter recht daran thun, dass sie so oft diejenigen Töchter als Ideale weiblicher Vollkommenheit aufstellen, welche ihr Herz unnatürlichen Eltern zum Opfer bringen — wollen; denn glücklicher Weise bleibt es in dieser erdichteten Welt meistentheils beym Wollen, da die Schöpfer dieser Welt immer tausend Hülfsgötter in Bereitschaft haben, welche alles so zu drehen und zu wenden wissen, dass die gehorsame Goldtochter endlich doch noch nach Herzens Wunsche verehelicht wird.

Wenn Sie nun am Ende Ihres Briefes noch die allgemeine Frage aufwerfen, warum es unter uns so wenig wahrhaft glückliche Ehen geben mag, und ob nicht vielleicht die Ursache blofs darin liege, dass die Liebe zu vielen Antheil an Schliefsung der Ehen nehme? — so muss ich Ihnen aufrichtig gestehen,

dass ich gerade der entgegengesetzten Meynung bin, und also behaupte, die Ursache liegt blofs darin, dass in diesen sitten- und nahrungslosen Zeiten die Liebe — die ächte, veredelte Liebe — zu wenigen Antheil daran nimmt. Damit Sie mich hier keiner Widersprechungslust oder Paradoxiesucht zeihen, so mag ein Andrer für mich reden, der vielleicht mehr Menschenkenntniss, als ich, besitzt, und dessen Ausspruche Sie daher um so eher trauen können. »Die Zeiten sind vorüber« — sagt der *Verfasser der Schrift: Über den Menschen und seine Verhältnisse* — wo die Liebe noch das Recht besafs, glückliche Ehen zu schliefsen. Sie hat es dem Bedürfnisse, der Pflege, und dem Durste nach Reichthum abtreten müssen; und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich deshalb gerächt hat! Die Nothwendigkeit, sich da früh schon loszureifsen, wo das Herz das ganze Leben hindurch so gern verweilt hätte, und seine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon

so manchem die Fähigkeit, sich zu fixiren, und durch Einen Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewusstseyn der Unstetigkeit lässt meistentheils die Söhne der konvenzionellen Welt dann, wenn sie, nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne, endlich an eine eheliche — wie sie gewöhnlich genannt wird — solide Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Sklavenketten, zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames, schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freyheit gegen eine Pflegerin zu vertauschen. So arm haben wir uns selbst gemacht!«

Ich habe zu diesem Allen nichts hinzuzusetzen, als die Wiederholung der freundschaftlichen Warnung: *Heyrathen Sie nicht ohne Liebe*, ohne wechselseitige Liebe, oder beyrathen Sie lieber gar nicht!

4.

IST ES PFLICHT, SICH ZU VERHEIRATHEN?

Die Ehe ist nicht ein willkürlich erfundener Zustand des Menschen, sondern die Natur überhaupt hat es bey der Einrichtung der menschlichen Natur ganz darauf angelegt, dass die Menschen in diesen Zustand treten sollten; daher eine bekannte heilige Urkunde mit Recht den Ehestand als ursprünglich von Gott, dem Urheber der Natur, eingesetzt darstellt. Da nun jener Veranstaltung der Natur, wodurch die Menschen zur Ehe aufgefodert werden, sehr weise Absichten zum Grunde liegen, so ist es allerdings *Pflicht* für Jeden, zur Erfüllung dieser Absichten das Seinige beyzutragen. Es ist gleichsam eine Pflicht, die jeder Mensch seiner

Gattung überhaupt schuldig ist. Es ist aber auch Pflicht des Menschen gegen sich selbst; denn es bleiben aufser der Ehe gewisse sowohl physische als moralische Anlagen des Menschen unentwickelt, so dass jeder unverehelichte Mensch immer in gewisser Hinsicht ein noch nicht zur vollen Menschheit ausgebildeter, nur ein halber Mensch ist. Die Natur hat gleichsam Alles, was sie dem Menschen mittheilen, womit sie ihn als das Meisterwerk der irdischen Schöpfung ausschmücken wollte, in zwey Hälften getheilt, und mit der einen das männliche, mit der andern das weibliche Geschlecht ausgestattet. Beyde Theile sollen nun in wechselseitiges Verkehr mit einander treten, einander von ihren Naturgaben, so viel sie nur können, mittheilen, Einer zur Entwickelung und Ausbildung des Andern so viel als möglich beytragen. Daher ist die Trennung der Geschlechter im Umgange der Menschen überhaupt ganz gegen die Absichten der Natur, obwohl die Natur dem weiblichen Geschlech-

te, als dessen vornehmster Würkungskreis Haus und Familie seyn sollte, zur Pflicht gemacht hat, in einer gewissen Eingezogenheit zu leben, sich nicht mit der Freyheit, wie das für einen grölsern Würkungskreis bestimmte männliche Geschlecht, im Publikum zu zeigen und gleichsam zum öffentlichen Verkehre anzubieten. Eben darum aber, weil der gesellschaftliche Umgang beyder Geschlechter überhaupt durch ihre verschiedne Bestimmung zu sehr beschränkt ist, kann die Entfaltung der natürlichen Anlagen des Mannes und des Weibes durch wechselseitigen Verkehr nicht anders vollendet werden, als in der ehelichen Gesellschaft, dieser innigsten Verbindung zweyer Personen zu einem unzertrennlichen Ganzen, wo beyde Hälften der Menschengattung in einander verschmolzen werden, beyde ihre Eigenthümlichkeiten gleichsam austauschen, wo das Weib durch Mann und Kinder einen öffentlichen, der Mann aber durch Weib und Kinder einen privaten Charakter und Würkungskreis an-

nimmt und erhält. In und durch die Ehe soll die Stärke, Härte und Ernsthaftigkeit des Mannes vermittelst der Schwäche, Sanftheit und Munterkeit des Weibes gemildert und so der Mann zu zärtlichen, weichen, gefälligen Empfindungen und Gesinnungen aufgefodert werden, so wie das Weib, indem ihre Charaktereigenheiten sich den männlichen anschmiegen, zu grofsen, edeln und erhabnen Empfindungen und Gesinnungen gestimmt werden soll. »Nur in der Verbindung mit einem liebenden Weibe« — sagt Fichte — »öffnet das männliche Herz sich der Liebe, der sich unbefangen hingebenden und im Gegenstande verlorenen Liebe; nur in der ehelichen Verbindung lernt das Weib Grofsmuth, Aufopferung mit Bewusstseyn und nach Begriffen. — In diesem Verhältnisse erst entwickeln sich alle Anlagen des Menschen; aufser demselben bleiben sehr viele, und gerade die merkwürdigsten Seiten der Menschheit unangebaut. — In der Verbindung beyder Geschlechter, also

in

in der Realisazion des ganzen Menschen, als eines vollendeten Naturprodukts, aber auch nur in dieser Verbindung, findet sich ein äufserer Antrieb zur Tugend. Der Mann ist durch den natürlichen Trieb der Grofsmuth genöthigt, edel und ehrwürdig zu seyn, weil das Schicksal eines freyen Wesens, das in vollem Zutrauen sich ihm hingab, davon abhangt. Das Weib ist zur Beobachtung aller ihrer Pflichten genöthigt durch die ihr angeborne Schaamhaftigkeit; sie kann in keinem Stücke der Vernunft Etwas vergeben, ohne bey sich selbst in den Verdacht zu kommen, dass sie ihr auch in der Hauptsache vergeben habe.« — Eben so richtig sagt daher Volkmar: »Der Mensch ist ohne innigen Herzenserguss gegen ein ihm gleiches Geschöpf, ohne ungestörten traulichen Umgang, ohne Hülfe bey körperlichen Bedürfnissen und Leiden, ohne Theilnahme eines mit ihm sich freuenden oder leidenden Wesens — der Mensch ist oder wird ohne dieses selten der

Mensch, der er in jener Lage, für die auch der Mensch eigentlich bestimmt ist, werden kann, und wo gemeiniglich die Schuld an ihm liegt, wenn er es nicht wird. Einsam und isolirt leben ist nur halb leben, nur halber Lebensgenuss, und eine Quelle mannichfaltiger sittlicher Fehler. Zuweilen sich in den Zirkel der Welt mischen, und mit einigen, doch nicht so innig verbundenen, Freunden leben, ist das Leben einer Pflanze, die zuweilen begossen wird, damit sie nicht hinwelke. Die Natur, welche den Mann und das Weib auf die möglichst innigste Art vereinte, ihnen ihre Triebe borgte, und ihnen die Pflicht auflegte, aus der Folge dieses Triebes einen Gegenstand ihres zweckmäfsigen Daseyns zu machen, die sie daher zusammen verbunden leben hiefs — die Natur gab Beyden die beste Gelegenheit und Situazion, ihre physische Selbsterhaltung, ihre sittliche Vervollkommnung und harmonische Existenz mit der übrigen Natur mit gemeinschaftlichen Kräften zu unterstützen. Ehe der Natur!

eine Komposizion aus heiligen, ehrwürdigen Pflichten und Tugenden der Menschheit — ehrwürdig, wie Alles, worauf die Natur ihren Stempel gedruckt hat, so lange ihn Menschen nicht nachgepfuscht haben.«

Hieraus lässt sich nun jene Beschränktheit, jene Einseitigkeit, jene Halbheit derjenigen Menschen, die aufser der Ehe grau geworden sind, sehr leicht begreifen. Mögen sie in andrer Hinsicht noch so gebildete Menschen seyn; gewisse Naturanlagen in ihnen, die nur in der ehelichen und häuslichen Gesellschaft gehörig entfaltet werden können, blieben immer unentwickelt. Ihr Herz kennt eine Menge von Empfindungen nicht, die man nur in der innigsten Verbindung und dem steten vertraulichen Umgange mit einer Person von verschiedenem Geschlechte, nur in dem süfsen Verhältnisse zu denen, welchen man mit dieser Person das Leben gegeben hat, kennen lernen kann. Und sind diefs nicht gerade die allermenschlichsten Empfindungen? Solche

Menschen fühlen sich zuletzt durch ihr isolirtes Leben wie abgerissen und ausgestofsen von der Menschheit; sie fühlen wenigstens zwischen sich und derjenigen Hälfte der Menschengattung, zu welcher sie nicht gehören, eine Art von Scheidewand, weil sie mit dieser Hälfte durch kein eheliches Band, welches das eine Geschlecht mit dem andern wie in eins verschmilzt, genauer verbunden sind — eine Scheidewand, welche besonders den aufser der Ehe altgewordnen Weibern recht fühlbar wird; sie hinterlassen überdiefs der Menschheit nichts Lebendiges und Persönliches, was ihr Andenken nach dem Tode erhalten könnte, gesetzt auch, dass ihr Name in andern Hinsichten noch mit Achtung genannt würde; denn ihre Person selbst lebt doch nicht in der Menschheit fort, wenn sie nicht auch zur Erhaltung der Gattung das Ihrige beygetragen haben. Man kann daher mit Recht sagen: Unverehelicht bleiben zu müssen, sey ein Unglück; aber unverehelicht freywillig zu bleiben, sey eine Verschuldung

des Menschen gegen sich und seine Gattung — eine Verschuldung, die dann um so schwerer ist, wenn Jemand die Freuden der Ehe — wenigstens zum Theil; denn der physische Geschlechtsgenuss erschöpft sie bey weitem nicht — ausser der Ehe sucht, um nicht die Mühseeligkeiten ertragen zu müssen, die freylich von der Ehe, wie von allen menschlichen Dingen, nicht ganz getrennt werden können.

Wenn indessen die Ehe allen den vortheilhaften Einfluss auf die Vervollkommnung des Menschen in physischer und moralischer Hinsicht haben soll, den sie haben kann, so darf sie nicht zu weit hinter die Jahre der Mannbarkeit hinaus verschoben werden. Wenn der Mann schon die Hälfte, das Weib schon mehr als den dritten Theil des gewöhnlichen Menschenalters beym Eintritt in die Ehe zurückgelegt hat, wenn das Herz schon anfängt, kälter und mätter zu schlagen, das Sinnengefühl sich abzustumpfen, die blühende Fülle des Körpers in welke Fal-

ten überzugehen, der Scheitel mit Schnee bedeckt zu werden — dann muss die Ehe den gröfsten Theil ihrer Annehmlichkeit nicht nur, sondern auch ihrer Würksamkeit zur vollendeten Entwicklung und Ausbildung des physischen und moralischen Menschen verlieren. Was ist an einem Baume noch zu ziehen, dessen Aste schon zu vertrocknen anfangen, dessen Stamm schon mit Moofse bewachsen ist? Nur im Blüthenalter der Empfindungen öffnet sich das Herz noch jedem sanfteren Eindrucke, vernimmt das Ohr noch jeden leiseren Hauch, hat Geist und Körper noch Kraft und Muth, gemeinschaftliche Leiden zu tragen, und Empfänglichkeit, gemeinschaftliche Freuden zu genieſsen. Und was haben Gatten, die sich schon auf dem Wege zum Greisenalter befinden, für Aussichten auf eine fruchtbare, mit starken, gesunden und muntern Kindern geseegnete Ehe? Wie viel gewinnen aber Gatten durch diesen heiligen Eheseegen, der sie durch neue Bande der Liebe mit einander verknüpft,

an Freude sowohl, als an Gelegenheit zur Selbstbildung, indem sie ihre Erzeugten zu Menschen zu bilden suchen? Das altdeutsche Sprüchwort: *Jung gefreyt, hat Niemand bereut*, dürfte also wohl kein unwahres Wort seyn.

Ob es nun aber gleich im Allgemeinen richtig ist, dass es Pflicht sey, sich zu verehelichen, so ist es dennoch keine unbedingte Pflicht; vielmehr kann es Fälle geben, wo es nicht nur erlaubt, sondern sogar pflichtmäfsig ist, unverehelicht zu bleiben. Was zuvörderst die Weiber betrifft, so ist offenbar, dass diese nur insoweit zur Verehelichung verpflichtet seyn können, als sich ihnen Gelegenheiten dazu darbieten, die ihren Umständen und Wünschen angemessen sind. Denn da sie sich nicht selbst antragen können, so versteht es sich von selbst, dass ihnen ihre Ehelosigkeit nicht zugerechnet werden kann, woferne sie nicht entweder durch ein ausschweifendes Leben oder durch übertriebne Delikatesse in der Wahl eines Gatten sich selbst die Gelegenheit

zur Verheyrathung verschlagen, oder wohl gar absichtlich jeden Antrag zu einer vesten Verbindung mit Einem Manne abgelehnt haben, um einen desto freyern Umgang mit mehren Männern zu unterhalten. Die Pflicht, sich zu verehelichen, bezieht sich daher zunächst und unmittelbar nur auf die Männer, als welche allein das Recht haben, sich einer Person des andern Geschlechts zur Ehe anzutragen. Von jener Pflicht nun sind zuvörderst alle diejenigen dispensirt, welche um irgend einer Ursache willen zur Fortpflanzung des Geschlechts untauglich sind; denn da sie einer wahren ehelichen Verbindung physisch unfähig sind, so können sie nicht moralisch dazu verbunden seyn, nach dem bekannten Grundsatze: Zum Unmöglichen ist Niemand verpflichtet. Ein solcher Mann würde vielmehr pflichtwidrig handeln, wenn er sich gleichwohl mit einer Person des andern Geschlechts verbinden, und, ob er ihr gleich nicht Gatte im eigentlichen Sinne des Wortes ist und seyn

kann, dennoch von derselben alle Pflichten des Gatten gegen den Gatten fodern wollte. Wenn daher ein Mann, durch zufällige Umstände genöthigt, einmal bis in die Jahre unverehelicht geblieben ist, wo das Fortpflanzungsvermögen, wo nicht ganz aufzuhören, doch abzunehmen pflegt, so ist es nicht bloß der Klugheit (politisch), sondern auch der Sittlichkeit wegen (moralisch) bedenklich, den Schritt in die Ehe noch so spät zu wagen, wofern er nicht etwa gerade eine Person findet und wählt, die ihren Jahren und anderweiten Verhältnissen nach seiner Lage völlig angemessen ist. — Es giebt ferner, wiewohl selten, Männer, welche zu den Personen des andern Geschlechts durchaus keine Neigung, oder wohl gar eine Art von Abneigung haben. Diese scheint die Natur selbst durch eine so widernatürliche Einrichtung ihrer Triebe der Pflicht, sich zu verheyrathen, entledigt zu haben. Sie würden in der Ehe weder ihr noch ihres Gatten Glück machen, und thun daher wohl, im ehelosen

Stande zu bleiben. Endlich versteht es sich auch von selbst, dass ein Mann, welcher nicht so viel äufsere Mittel besitzt, um Weib und Kind seinen Verhältnissen angemessen unterhalten zu können, nicht zur Ehe verpflichtet seyn kann. Wir leben nun einmal in einem Zeitalter, wo zum menschlichen Leben in dieser oder jener Lage eine Menge von Bedürfnissen gehört, die zwar eigentlich nicht die Natur selbst, aber doch der Wohlstand fodert, welcher eine nothwendige Bedingung unsrer Würksamkeit in der Welt ist. Wer zur Bestreitung dieser Bedürfnisse für sich und seine Familie, auf deren Vermehrung der Heyrathende bey physischer Fähigkeit zur Ehe doch immer rechnen muss, nicht genug Hülfsquellen hat, der darf nicht heyrathen, weil er auf der einen Seite die Würksamkeit, die er der Welt in seinem Stande und auf seinem Posten schuldig ist, beschränken, und auf der andern sich und seiner Gattin eine durch Hunger und Kummer verbitterte Ehe, seinen Kindern aber durch Mangel an

nöthiger Unterweisung sowohl als an Vermögen Noth und Elend in der Welt bereiten würde. Es giebt jedoch Männer, die gar wohl im Stande wären, Weib und Kind zu ernähren, wenn sie nur diesem oder jenem überflüßigen Aufwande, dieser oder jener kostspieligen Verbindung entsagen wollten. Diese sind von der Pflicht, sich zu verehelichen, keineswegs befreyt. Sie sollten sich einschränken, gewisse Vergnügungen und Bequemlichkeiten, die zu ihrer Subsistenz und Würksamkeit in ihrer Lage nicht nothwendig sind, aufopfern. Die Freuden des ehelichen und häuslichen Lebens würden sie für dieses Opfer sattsam entschädigen. Es bedarf zu einer glücklichen Ehe nicht gerade eines großen Vermögens oder reichlichen Einkommens. Eine Haushaltung, wo es etwas knapp hergeht, wo Mann und Frau arbeiten und sorgen müssen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, befördert oft das Glück der Ehe weit mehr, als Überfluss und Reichthum. Man schließt sich desto inniger an einander

ab, man sucht das Vergnügen nicht in zerstreuenden und verführerischen Lustbarkeiten auſser dem Hause, sondern im Schooſse seiner Familie, und findet dieses Vergnügen desto schmackhafter, je mehr es durch Arbeit und Sorge gewürzt wird, und je weniger es bittere Nachwehen zurücklasst.

Wenn nun eine Person des männlichen oder des weiblichen Geschlechts durch die Umstände genöthigt wird, im ehelosen Stande ihr Leben hinzubringen, so ist und bleibt diese nothgedrungene Ehelosigkeit freylich immer ein Unglück. Indessen soll damit nicht geläugnet werden, dass es auch für solche Personen, wie für jeden in einem noch weit höheren Grade Unglücklichen, genug Trost- und Beruhigungsgründe giebt, um ein unverschuldetes Unglück mit Weisheit zu ertragen. Es ist auch in der That verdienstlich, was neuerlich ein geschätzter Schriftsteller gethan hat, jene Trost- und Beruhigungsgründe, besonders für das weibliche Geschlecht, das derselben am meisten zu

bedürfen scheint, zu sammeln, und ihnen vorzüglich die Betrachtung ans Herz zu legen, dass sie durch ihre Ehelosigkeit auch einer Menge von Mühseeligkeiten überhoben worden sind. Überhaupt aber ist es Pflicht der Verehelichten, den Ehelosen ihren Zustand möglichst erträglich zu machen, und mit der zärtesten Diskrezion sich nicht nur jedes Spottes, der die gröfste Inhumanität verräth, sondern auch jeder Berührung solcher Sayten des menschlichen Herzens zu enthalten, wodurch ihnen das Unangenehme und Nachtheilige ihres Zustandes fühlbar gemacht werden könnte. Denn über die Ursachen der Ehelosigkeit bey bestimmten Personen kann man selten mit Gewifsheit urtheilen, und es giebt unter den Ehelosen oft Personen, welche unsre ganze Achtung und mitleidigste Theilnahme verdienen. Wie manches Weib, über deren alte Jungfrauschaft ihr lächelt, wurde das Opfer des Eigennutzes oder der Treulosigkeit eines Mannes und ihrer innigen Anhänglichkeit an den Unwürdigen,

der sie mit leeren Hoffnungen um ihre besten Jahre betrog! Männer, dürft ihr dieser Unglücklichen spotten? Oder dürft ihr es, ihr Weiber, die ihr euch dem ersten besten Manne an den Hals hinget, der sich euch in die Arme warf, um nur, sey es mit Ehren oder mit Unehren, unter die Haube zu kommen?

5.

KÖNNTEN DIE WEIBER NICHT AUCH AUF DIE HEYRATH GEHN?

Viele Männer, und selbst manche Weiber, suchen den Grund der Maxime, *dass nur der Mann, nicht das Weib freyen dürfe*, in der bloßen Konvenzion, oder wohl gar in der Herrschsucht der Männer, indem diese, als die Stärkeren, sich das ausschließende Recht angemasst haben sollen, aus der schöneren, aber schwächeren Hälfte der Menschengattung diejenigen Personen nach Gefallen auszuwählen, welche ihre Bettgenossinnen werden sollen. Beyde Erklärungsarten sind unbefriedigend.

Konvenzion, Gewohnheit, Mode, oder wie man es nennen will, können zwar

gewisse Handlungsweisen eine Zeit lang ziemlich allgemeingeltend machen. Wenn aber solche Maximen sich durch alle Zeitalter hindurch und unter allen nur einigermaafsen gebildeten Völkern finden (wie diefs bey der obigen Maxime der Fall ist), so ist diefs immer ein sicherer Beweis, wenigstens ein starker Vermuthungsgrund, dass der Grund solcher Maximen tiefer liege, dass sie ein Resultat der ursprünglichen Anlagen der Menschennatur, dass sie also nicht blofs allgemeingeltend, sondern würklich allgemeingültig seyen.

Die Tyranney der Männer aber mag zwar den Weibern bald mehr, bald weniger Befugnisse geraubt haben, die ihnen von Gott und Rechts wegen zustehen; dass aber dahin auch das Befugniss, auf die Heyrath zu gehen, gehören sollte, ist sehr zu bezweifeln. Denn erstlich, wer wehrt denn den Weibern, auf die Heyrath zu gehen? Sie mögen sich doch den Männern antragen, warum thun sie es denn nicht? Jedes Weib, das nur

noch

noch einiges Zartgefühl, einige Schaamhaftigkeit besitzt, wird einen geheimen Abscheu gegen das sich selbst Antragen empfinden, wird es für eine Selbstentehrung, für eine Wegwerfung ihrer Person halten; auch das verliebteste, wollüstigste Weib, wenn es nicht eine zu Jedermanns Gebrauche sich feilbietende Dirne ist, fodert es als einen ihrem Geschlechte gebührenden Tribut, dass der Mann die ersten Vorschritte macht, und je stolzer, anmaafsender, herrschsüchtiger ein Weib ist, desto weniger wird sie von dem zugestandenen Rechte, sich selbst anzutragen, Gebrauch machen. Nicht sie will den Männern, sondern die Manner sollen ihr huldigen. Auf der andern Seite würde auch der edelste, billigste, gütigste Mann einen geheimen Widerwillen gegen das Weib fühlen, das sich ihm antrüge; er würde es für eine ekelhafte Zudringlichkeit halten, wenn er auch schonend genug wäre, es der sich Antragenden nicht ins Gesicht zu sagen. Woher diese beyderseitigen so einstimmigen Empfindun-

gen und Gefühle? Sie müssen doch wohl einen natürlichen Grund haben, können nicht durch willkürliche Einrichtungen oder gewaltsame Anmaafsungen erkünstelt, sondern müssen durch die ursprüngliche Einrichtung der Natur und des Verhältnisses beyder Geschlechter gegen einander erzeugt seyn.

Um diesen Grund zu finden, darf man nur den Antrag zur Ehe, vorausgesetzt, dass er von beyden Geschlechtern nach Belieben gemacht würde, verdollmetschen. Jeder Antrag zur Ehe enthält nämlich vermöge der Natur der ehelichen Verbindung indirekt oder verhüllt den Antrag zum Beyschlafe in sich. Der Antragende sucht also insoferne die Befriedigung seines Geschlechtstriebes, und gesteht es ein, dass er sie suche. Dies kann und darf wohl der Mann, indem er bey der Befriedigung dieses Triebes immerfort den Charakter der Vernunft, die Selbstthätigkeit, behauptet; aber das Weib, das sich ihm hingiebt und unterwirft, mithin nur leidend geniefst, kann und darf, ohne

sich selbst zu entehren und gleichsam wegzuwerfen, die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht zu ihrem Zwecke machen; sie wird es, je reiner ihr Sinn und je unverdorbener ihr Herz ist, kaum sich selbst gestehen, dass sie so Etwas suche, geschweige dass sie es einem Manne gestehen sollte. Ihr Naturtrieb, wenn er mit der Würde des Menschen oder des Vernunftwesens im Weibe soll bestehen können, muss also eine andre Gestalt annehmen. Er muss, als ein Trieb, die Wünsche einer geliebten Person zu befriedigen, erscheinen, als ein Bedürfniss des Herzens, dem Manne, der sie liebt und den sie wieder liebt, ihre Liebe dadurch zu beweisen, dass sie seine Wünsche erfüllt, als eine Art von Aufopferung ihrer selbst aus zärtlichem Liebesdrange. Der Mann muss also zuerst seine Liebe und seine Wünsche erklären, welches eben durch den Antrag zur Ehe geschieht. Nur er kann mithin freyen oder auf die Heyrath gehn.

Wie sehr sich das Weib entehren wür-

de, wenn sie dieſs thun wollte, fühlt man noch mehr, sobald man sich den Fall denkt, dass ihr Antrag nicht angenommen würde. »Eine abschlägliche Antwort — sagt Fichte sehr treffend — die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: Ich will mich dir nicht unterwerfen; und dieſs lässt sich ertragen. Eine abschlägliche Antwort, die das Weib erhielte, würde heiſsen: Ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen; welches ohne Zweifel unerträglich ist.« — Jede abschlägliche Antwort nämlich auf ein Anerbieten oder Bitten enthält eine Demüthigung für den Anbietenden oder Bittenden. Aber wie viel demüthigender, erniedrigender müsste sie für das freyende Weib, als für den freyenden Mann seyn. Dieser wünscht Genuss, und er wird ihm versagt; jene bietet sich zum Genusse dar, und sie wird verschmäht. Wie sollte sie nicht vor Schaam in sich selbst zurücksinken, dass sie von einem Manne nicht einmal werth geachtet wird, einen Genuss von ihr an-

zunehmen, zu dem ihn doch seine Natur schon von selbst einladet! Man könnte vielleicht einwenden: Der Mann, indem er sich anträgt, bietet sich ja auch dem Weibe zum Genusse dar, und wird, wenn sein Antrag nicht angenommen wird, so gut, wie jene, auf eine schimpfliche Art verschmäht! — Aber der Fall ist keineswegs gleich, wenn man auf das ursprüngliche Verhältniss der Geschlechter sieht. Ursprünglich sucht der Mann blofs seinen Genuss, und das Weib ist ursprünglich der ihm zum Genusse sich hingebende Theil, folglich Mittel des Genusses für den Mann. Wenn aber nachher der Trieb des Mannes durch Liebe veredelt wird, so macht er auch das Glück der Geliebten zu seinem Zwecke. Er wird ihr also, indem er geniefst, selbst ein Mittel des Genusses, und weifs es wohl, dass er dieſs wird, und findet eben darin sein eignes Glück, dass er nicht allein und ausschliefsend geniefst. Bey dem Weibe ist es gerade umgekehrt. Sie sucht ursprünglich nur den Wunsch des Mannes zu befriedigen;

die Natur aber belohnt sie für dieses Hingeben, für diese freywillige Aufopferung, wodurch sie ihre Würde als Vernunftwesen behauptet, ebenfalls mit einem Genusse, der ihr also nicht Zweck ist, sondern blofs eine natürliche Folge ihres Hingebens. Nur in und durch diese Reflexion, von der aber eigentlich das (reine und unschuldige) Weiberherz Nichts weifs, höchstens nur Etwas in dunkeln Gefühlen ahnet, wird der Mann dem Weibe ein Mittel des sinnlichen Genusses, da er aufser und ohne jene Reflexion ihr blofs ein Gegenstand des Wohlgefallens und der innigsten Zuneigung ist.

So ist es demnach ein in dem natürlichen Verhältnisse beyder Geschlechter gegen einander gegründetes Zartgefühl, welches dem unverehelichten Weibe verbietet, sich selbst zur Ehe anzutragen, und welches selbst das verehelichte Weib in Ansehung des Genusses der physischen Freuden der Liebe gewissen Schranken unterwirft. Sie wird und darf es dem Manne nie merken lassen, dass sie

nur diese bey ihm sucht; sie wird und muss ihn immer in dem Glauben zu erhalten suchen, dass nur Liebe zu ihm sie vermöge, sich ihm hinzugeben, dass ihr ganzes Bedürfniss darin bestehe, seine Wünsche zu befriedigen. Ungenügsamkeit des Weibes im Geschlechtsgenusse ist daher weit ekelhafter als Ungenügsamkeit des Mannes, und macht das Weib in den Augen des Mannes zu einer verächtlichen, nichtswürdigen Kreatur. Das keusche und züchtige Weib wird auch als Gattin nie die erste Anregung zu jenem Genusse von ihrer Seite herkommen lassen, weil sie dadurch bey ihrem Gatten den entehrenden Verdacht erregen würde, dass sie ein wollüstiges Weib sey. Daher macht der vorhin genannte Philosoph die richtige Bemerkung, dass die Schaâmhaftigkeit, wie sie beym weiblichen Geschlechte angetroffen werde, dem männlichen nicht zukomme. »Rohe Männer prahlen sogar mit Ausübung der Wollust; aber bey der schrecklichsten Sittenlosigkeit, in welche das zweyte Geschlecht

mehrmals versunken ist und dadurch das Verderben der Männer bey weitem übertroffen hat, hat man nie gehört, dass die Weiber dieſs gethan hätten; selbst die Prostituirte gesteht lieber, dass sie ihr schändliches Gewerbe aus Gewinnsucht, als dass sie es aus Wollust treibe.«

Wenn aber auch den Weibern nicht selbst die Pflicht, die eigne Achtung gegen ihre Menschenwürde, die Maxime geböte, sich nicht zur Ehe anzutragen, so müsste ihnen schon die Klugheit dieselbe anempfehlen. Das weibliche Geschlecht, als der schwächere Theil, kann nur dadurch dem männlichen das Gleichgewicht halten, dass es diesem eine gewisse Ehrerbietung abnöthigt, und den höchsten Genuss des weiblichen Körpers bloſs als den höchsten Preis der Liebe ansehen lässt, der erst mühsam errungen werden muss. Die Männer überreden sich ohnehin so leicht, die Weiber seyen bloſs um der Männer willen in der Welt, und sind daher überall geneigt, sie als Werkzeuge des männlichen Vergnügens

zu gebrauchen und — zu verachten, wie die Harem's in den Morgenländern und diejenigen Häuser in den Abendländern beweisen, wo man zur Schande der Menschheit und der Regierungen, die so Etwas dulden und wohl gar (nach der Maxime jenes römischen Kaysers, man rieche dem Gelde die Quelle nicht an, aus der es geflossen sey) ein Erwerbmittel daraus machen, unglückliche Personen des weiblichen Geschlechts den thierischen Lüsten gefühl- und sittenloser Männer feilbietet, und so das Schönste, was die Schöpfung aufzuweisen hat, den weiblichen Körper, öffentlich prostituirt. Gab es doch Männer, welche den Weibern geradezu die Menschenwürde absprachen, und in der französischen Sprache, welche Mensch und Mann mit Einem Worte bezeichnet, eine Bestätigung ihrer unvernünftigen Meynung zu finden glaubten! Diese verächtliche Meynung der Männer von dem andern Geschlechte, das dem ihrigen unläugbar in vielen Stücken nachsteht, müsste immer mehr sich verbrei-

ten, wenn die Weiber den Männern die Pflicht, sich ihnen anzutragen, zuerst um ihre Gunst zu werben und nur unter dieser Bedingung Genuss von ihnen zu fodern und zu erwarten, erlassen wollten. Jeder Antrag zur Ehe von Seiten des Mannes ist eine Anerkennung der weiblichen Menschenwürde und ehrt das Weib als eine ihr gebührende Huldigung — daher auch eitle Weiber sich solcher Anträge rühmen und, obwohl sehr indiskret, es gern ausplaudern, wenn ein Mann um ihre Hand geworben hat — da hingegen ein solcher Antrag von Seiten des Weibes eine Wegwerfung ihrer Menschenwürde seyn und augenblicklich die Achtung des Mannes gegen sie vernichten würde. Wie schlecht verstehen sich daher die Weiber auf ihren Vortheil, welche das Recht zu freyen, als ein ihnen geraubtes Gut, von den Männern zurückfodern! Sie werden hierin selbst von den Buhlerinnen der feineren Art beschämt, die eine gewisse, Achtung gebietende, Zurückgezogenheit und Schaamhaftigkeit

wenigstens affektiren, damit sie gesucht werden, und sich nicht augenblicklich hingeben, um durch scheinbar erregte Schwierigkeiten — wodurch der Mann gleichsam wissentlich getäuscht seyn will — nicht nur dem Genusse mehr Reitz zu geben, sondern auch die Männer, die gegen solche Personen sich Alles erlauben möchten, in einer Art von Respekt zu erhalten. *)

Was soll man nun von einem neuerlichen Versuche denken, einen Heyrathstempel zu errichten, in welchem sich alle ehelustige Männer und Weiber öffentlich ankündigen möchten! Was

*) »Das Weib — sagt KANT — ist weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung ist Gunst. Diesen Stolz des Weibes, durch den Respekt, den es einflößt, alle Zudringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht, Achtung für sich, auch ohne Verdienste, zu fodern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts.« — Mit einem Worte: Das Weib sucht nur, indem es sich finden lässt; der Mann wird nur gefunden, indem er sucht.

muss ein solcher Eheprokurator für Begriffe von der Ehe haben, der das Verkuppeln so fabrikmäßig betreiben kann! Wie entartet müsste aber auch ein Weib seyn, das zu diesem Tempel seine Zuflucht nähme! Und was müsste endlich der Mann für eine Denkart und für ein Gefühl haben, der ein Madchen, das in diesem Schiffe auf den Hafen der Ehe lossteuerte, in seine Arme schließen könnte! Ich möchte sie nicht, und wenn sie alle Reitze sammt allen Schätzen der Welt besäße!*)

*) Hierbey noch folgende zwey Fragen: Soll der freyende Mann zuerst bey den Eltern oder bey der Tochter werben? — Wer nur die Hand eines Weibes begehrt, mag bey den Eltern, wer Hand und Herz zugleich wünscht, muss bey der Tochter anfangen. Hiernach ist das Sprüchwort zu deuten: Wer die Tochter will, halt' es mit der Mutter! — — Soll man sich eines Freywerbers bedienen? — Der Freywerber hat eigentlich nichts bey der Tochter (hier ist's oft gefährlich), sondern nur bey den Eltern zu thun. Er soll den Mann, der mit jener schon im Klaren ist, auch mit diesem, bey etwa vorwaltenden Schwierigkeiten, in's Klare

6.

IST DER MANN HERR SEINER FRAU?

Bin ich denn nicht Herr im Hause? — fragte einst ein Mann mit stolzer Miene seine Frau. Bist du denn nicht Narr im Hause? — gab sie ihm mit höhnischer Miene zur Antwort. Das Gespräch, welches in diesem zärtlichen Tone begann, endigte sich in einem noch zärtlichern, indem der Mann erbittert aufsprang, einen Stecken ergriff, und so seiner Frau mit Worten und Werken vordemonstrirte, dass er Herr im Hause sey, während

bringen, und insonderheit die ökonomisch-politischen Ehetraktaten, wenn dergleichen nöthig sind, abschliefsen helfen, weil dieses Geschäfft für ein liebendes Herz immer Etwas Peinliches hat.

sie nicht aufhörte, ihn einen Narren zu schelten, bis er endlich des vergeblichen Demonstrirens müde wurde, und, indem er ihr die Stücken des zerklopften Steckens noch an den Kopf warf, mit diesem handgreiflichen Beweise seiner Herrschaft zugleich einen eben so handgreiflichen Beweis seiner Narrheit abgelegt hatte.

Wie viele Ehen mag es nicht geben, in welchen die Idee der Oberherrschaft des Mannes über die Frau bald mehr bald weniger tragikomische Auftritte der Art hervorbringt! Wie ist diese Idee entstanden, und hat sie praktische Gültigkeit?

Sehen wir auf das natürliche Verhältniss der Geschlechter in Ansehung ihres beyderseitigen Maafses an Kraft, so ist das männliche unstreitig das stärkere in geistiger sowohl als körperlicher Hinsicht. Mag auch in einzelnen Fällen der weibliche Geist oder Körper dem männlichen an Gröfse, Umfang, Dauer, Kraft überlegen seyn; im Ganzen behält der männ-

liche immer den Vorzug. Der Mann hat daher schon von Natur ein gewisses Übergewicht über das Weib empfangen, dem jedoch die weiblichen Reitze, verbunden mit einer eigenthümlichen Anlage zur Verschlagenheit, einigermaaßen das Gleichgewicht halten. Treten nun beyde in eine eheliche Verbindung, so wird jenes Übergewicht noch merklicher. Das Weib giebt sich dem Manne hin und unterwirft sich ihm; er sorgt für das Große und Ganze der Haushaltung und giebt dem Weibe nicht bloß Unterhalt, sondern auch Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, einen öffentlichen Charakter; das Weib hingegen sorgt für die kleineren Geschäffte des Hauswesens, gießt dem Manne sammt den Kindern Pflege und Wartung, kommt aber durch ihre mütterliche Bestimmung selbst oft in den Zustand der Hülfbedürftigkeit. Durch alle diese Umstände kommt die Frau nothwendig in eine Art von Abhängigkeit von dem Willen des Mannes, und dieser erlangt eine Art von Herrschaft über

sie, nicht blos durch ihre natürliche Schwäche, sondern auch von Rechts wegen. Daher bekennt selbst ein Weib aus der Schule des *Pythagoras*, Melissa: »Die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebne Gesetz seyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt.« Aber eben durch diese Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes erwirbt sie die ihr im Hauswesen gebührende Herrschaft.

Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung!
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen.
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Göthe.

Gleichwohl scheint der Ausdruck: Herrschaft, nicht ganz schicklich zur Bezeichnung des Verhältnisses des Mannes zur Frau zu seyn. Jener Ausdruck zeigt eigentlich das Verhältniss zweyer Personen zu einander an, welche im

im dienstherrlichen Vertrage stehen, wo also die eine Person für Lohn und Brod der andern durch ihre Kräfte dient, und in Hinsicht des Gebrauchs dieser Kräfte für gewisse bestimmte Zwecke von dem Willen jener abhängig ist. Die Frau aber ist keine Magd, Sklavin oder Dienerin des Mannes, sondern seine Gehülfin, Gefährtin seines Lebens und Theilnehmerin seiner Freuden und Leiden. Beyde sind durch wechselseitige Liebe und Achtung, Zuneigung und Vertrauen verbunden, machen nur Eine Person aus, und stehen daher mehr in einem freundschaftlichen, als dienstherrlichen Verhältnisse, ungeachtet des natürlichen Übergewichts des Mannes. »Wahr ist es — sagt (P. C.) Reinhard — das Weib hat weniger äußere Stärke, als der Mann, weniger Fähigkeit, äußeren Gefahren zu trotzen, und mitten in dem Gewühle von Tausenden, welche unter unaufhörlichen Kollisionen ihren besondern äußeren Zwecken nachstreben, sich ein unabhängiges Daseyn zu sichern. Während der Jüng-

ling sich mit dem Plane beschäfftigt, eine eigne Sphäre zu schaffen, bleibt sie im väterlichen Hause zurück und weihet ihre Zeit und ihre Sorge denen, welchen sie Leben und Freude verdankt, und fühlt sich glücklich durch dieses Wiedergeben. Kommt die Zeit, wo sie in einer eignen Sphäre herrschen soll, so ist sie es nicht, welche die Materialien des Gebäudes von Aufsen herbeyschafft; sie ist es nicht, welche das Gebäude gegen äußere Unfälle schützt. Gern nimmt sie an den Gütern des Mannes Theil, und Dankbarkeit gegen ihn ist ihrem Herzen kein drückendes Gefühl; gern gleicht sie der Rebe, welche sich um die stärkere Ulme schlingt, und das Geständniss ihrer Schwäche beschämt sie nicht. Dagegen ist sie es, welche die äußeren Güter genielsbar macht, oder die Genüsse erhöht, verfeinert, veredelt. Leben, Anmuth und Freude erscheinen mit ihr in dem neu sich bildenden Kreise; Ordnung und Harmonie herrschen, wo sie als Herrscherin auftritt; die rohe Natur beugt sich vor

ihrer schöneren Natur, und alle Güter, welche der Mann mit ihr theilet — was sind sie gegen das Geschenk, womit sie seine Liebe lohnet, gegen die Vaterfreuden, deren sie ihn unter Sorgen und Schmerzen theilhaftig macht? Und so verschwindet der Anschein von Ungleichheit, welcher nur aus einer kalten, durch Eigenliebe verfälschten Berechnung entstehen konnte. Nach dem Plane der Natur soll ihn die Zauberkraft der Liebe auf immer verbannen. Auf dem Altare der Grazien soll der Jüngling das Gefühl seiner äufseren Stärke niederlegen, damit er das Mädchen nicht als Sklavin, sondern als ihm gleich, als Gehülfin und Mitgenossin in seine Hütte einführe, und sie theilnehmen lasse, als gescheh' es von Rechts wegen, an seiner Ehre und an seinen Gütern. Auf dem Altare der Liebe opfert sie den Schmuck ihrer Weiblichkeit, ihre jungfräuliche Blüthe; ihm, der ihr viel giebt, giebt sie Alles. So soll Harmonie jede Spur von Vorrechten und abgesonderter Herrschaft vertilgen,

bis die frohe Erscheinung gemeinschaftlicher Kinder der süßen Vereinigung neues Leben und neue Vestigkeit giebt.« — Mit noch bestimmteren Umrissen zeichnet Fichte dieses wechselseitige Verhältniss des Mannes und des Weibes in Rücksicht ihrer ehelichen Abhängigkeit von einander. Nachdem er nämlich bemerkt hat, dass das Weib vermöge ihrer eignen Würde ganz des Mannes seyn, ihm ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtreten müsse, weil, wenn sie sich irgend Etwas vorbehielte, sie dadurch zu erkennen geben würde, dass dieses einen höhern Werth für sie habe, als ihre eigne dem Manne hingegebne Person, welches eine tiefe Herabwürdigung ihrer Person wäre, fährt er also fort: »Die Lage des Mannes dabey ist diese. Er sieht ein ursprünglich freyes Wesen mit Freyheit und unbegränztem Zutrauen sich ihm unbedingt unterwerfen; sieht, dass sie nicht nur ihr ganzes äußeres Schicksal, sondern auch ihre innere Seelenruhe und ihren sittlichen Charakter von ihm abhängig

mache, da ja der Glaube des Weibes an sich selbst und an ihre Unschuld und Tugend davon abhangt, dass sie nie aufhören müsse, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu achten und zu lieben. Wie die sittliche Anlage in der Natur des Weibes sich durch Liebe, so äußert die sittliche Anlage in der Natur des Mannes sich durch Großmuth. Er will zuerst Herr seyn; wer aber mit Zutrauen sich ihm ergiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt. Zufolge dieser natürlichen Großmuth ist der Mann durch das Verhältniss mit seiner Gattin zuvörderst genöthigt, achtungswürdig zu seyn, da ihre ganze Ruhe davon abhangt, dass sie ihn über Alles achten könne, ihm ganz unterworfen sey, und keinen andern Willen habe, als den seinigen. Es folgt, dass, da er dieß weiß, er, ohne seine eigne Natur und Würde, die männliche Großmuth, zu verläugnen, Nichts unterlassen kann, um ihr dieß so viel als möglich zu erleichtern. Dieß kann nun nicht dadurch geschehen, dass

er sich von seiner Gattin beherrschen lasse; denn der Stolz ihrer Liebe besteht darin, dass sie unterworfen sey und es scheine, und selbst es nicht anders wisse, als dass sie es ist. Männer, die sich der Herrschaft ihrer Weiber unterwerfen, machen sich ihnen dadurch selbst verächtlich, und rauben ihnen alle eheliche Glückseeligkeit. Es kann nur dadurch geschehen, dass er ihre Wünsche ausspäht, um als seinen eignen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie sich selbst überlassen am liebsten thun würde. Es kann nicht fehlen, dass die Gattin, deren Herz durch einen Gehorsam, der ihr keine Aufopferung kostet, nicht befriedigt wird, wieder von ihrer Seite die verborgenen höhern Wünsche des Mannes auszuspähen und mit Aufopferungen sie zu vollbringen suche. Je grösser das Opfer, desto vollkommner ist die Befriedigung ihres Herzens. Daher entsteht die eheliche Zärtlichkeit. Jeder Theil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrsche; nur in der

Zufriedenheit des Andern findet Jeder die seinige; die Umtauschung der Herzen und der Willen wird vollkommen.«

Wenn man nun diesen Zustand des Weibes in der Ehe mit dem vorhergehenden vergleicht, da sie noch ein Glied der väterlichen Familie war, so wird man finden, dass sie ihrer Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes ungeachtet als Gattin mehr Freyheit und Gewalt habe, wie sie als Mädchen hatte. Als Mädchen war sie dem Willen der Eltern nicht minder unterworfen, ohne durch sie im Hause zu herrschen, und musste im gesellschaftlichen Umgange mit Männern sich desto engere Schranken setzen, je leichter ihre Ehre durch irgend eine Zudringlichkeit von Seiten eines Mannes oder ein zuvorkommenderes, freyeres Benehmen von ihrer Seite gefährdet werden konnte. Als Frau macht sie ihr eignes Haus, und herrscht in demselben durch ihren Mann, der ihr Ansehen schützt und jedem ihrer billigen Wünsche grosmüthig zuvorkommt, und im gesel-

ligen Verkehre mit Männern ist sie über die kleinlichen Rücksichten erhaben, welche das schüchterne, noch unversorgte, Mädchen zu nehmen hat, um weder den Männern zu missfallen, noch auch sich es merken zu lassen, dass sie Absichten auf die Männer habe. Dagegen ist der Mann im ledigen Stande weit weniger beschränkt, als im verehelichten. Dort ist es ihm vergönnt, sich allen Weibern, die ihm gefallen, zu einem nähern Umgange darzubieten, und hat keine Sorgen, als die ihm seine Berufsgeschäffte machen. Hier muss er der Einzigen, die er zur Gattin erwählt hat, ausschließend huldigen, und die Befriedigung ihrer Wünsche macht einen grofsen Theil seiner pflichtmäfsigen Sorgen aus. Um dieser Ursachen willen ist der Ausspruch KANT's, so paradox er auch klingt, dennoch sehr richtig: »Das Weib wird durch die Ehe frey; der Mann verliert dadurch seine Freyheit.« Eben dieser in den empirischen Regionen des menschlichen Wissens nicht minder als in den transszen-

dentalen gewandte Denker bemerkt zuvörderst über das eheliche Verhältniss folgendes: »Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweyer Personen nicht hinreichend; ein Theil musste dem andern unterworfen und einer dem andern worin überlegen seyn, um ihn beherrschen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Ansprüche Zweyer, die einander nicht entbehren können, bewürkt die Selbstliebe lauter Zank. Der Mann musste daher dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern, überlegen seyn.« — Mit Rücksicht auf diese treffende Bemerkung entscheidet er weiterhin die Frage: Welcher von beyden Gatten den oberen Befehl im Hause haben soll? — auf folgende feine und witzige Art: »Ich würde in der Sprache der Galanterie, doch nicht ohne Wahr-

heit, sagen: Die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. Das Betragen des Ehemanns muss zeigen, dass ihm das Wohl seiner Frau vor allem Andern am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muss, wie er stehe und wie weit er gehen könne, so wird er, wie ein Minister seinem blofs auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf dessen Befehl zuerst seine schuldige Willfahrigkeit dazu erklären; nur dass z. B. für jetzt nicht Geld im Schatze sey, dass gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so dass der höchstgebietende Herr Alles thun kann, was er will, doch mit dem Umstande, dass diesen Willen ihm sein Minister an die Hand giebt.«

So bestimmt die Vernunft das wechselseitige Verhältniss des Mannes und des Weibes in Hinsicht auf ihre Abhängigkeit von einander als Gatten. In den

frühesten Zeiten aber, wo die Vernunft noch nicht den Grad der Entwicklung und Ausbildung erreicht hatte, der zur Überschauung dieses Verhältnisses und zur Erkenntniss der daraus entspringenden Rechte und Pflichten beyder Theile nöthig ist, war es anders bestimmt. Das Weib wurde noch tiefer unter den Mann herabgesetzt, als es das natürliche Übergewicht des Mannes über das Weib mit sich brachte. Das männliche Geschlecht missbrauchte seine Übermacht zur Unterdrückung des weiblichen. Es betrachtete die Weiber in der Ehe mehr als Beyschläferinnen, denn als Ehegenossinnen, mehr als Dienerinnen, denn als Gehülfinnen. Sie dienten dem Manne mit ihrem Körper als Werkzeuge des Vergnügens, so wie Mägde mit ihrem Körper als Werkzeuge der Arbeit dienen. Frau und Magd wurden oft mit einander verwechselt, diese jener substituirt oder adjungirt. So entstand Vielweiberey, welche mit Sklaverey des weiblichen Geschlechts nothwendig verbunden ist. Der

freyende Mann erkaufte sich oft seine Weiber, indem selbst die Eltern ihre Kinder als ihr Eigenthum, als eine verkäufliche Sache betrachteten. Statt von den Eltern Etwas als Mitgift zu bekommen, gab er vielmehr den Eltern Etwas als eine Art von Kaufschilling, und, wenn er Nichts geben konnte, so diente er eine Zeit lang und empfing nach verflossener Dienstzeit die Tochter zur Frau als Lohn für seine Arbeit. So diente der Patriarch *Jakob* seinem mütterlichen Oheim *Laban* vierzehn Jahre für seine beyden Töchter *Lea* und *Rahel*, und die heilige Urkunde, welche dieses erzählt, lässt selbst den *Laban* zu *Jakob* sagen: Solltest du mir umsonst dienen? Sag' an, was soll dein Lohn seyn! — *Jakob* aber antwortet: Ich will dir sieben Jahre um *Rahel*, deine jüngste Tochter, dienen. — Und da ihn *Laban* betrügt, und statt der schönen *Rahel* die hässliche *Lea* ins Brautbett führt, so muss der arme Betrogene noch sieben Jahre dienen, um auch die andre Tochter zu erhalten. Daher führt

selbst der Abschnitt jener Urkunde, der diese Geschichte enthält, in den gewöhnlichen Übersetzungen die Überschrift: *Jakob* erwirbt durch seinen vierzehnjährigen Dienst zwey Weiber. Nachher aber, als beyde Weiber wegen der ehelichen Fruchtbarkeit eifersüchtig auf einander werden, geben sie ihrem Manne gar noch ihre Mägde zu Beyschläferinnen, und substituiren oder adjungiren sich dieselben ganz freywillig, wodurch sie unstreitig mehr Duldsamkeit, aber auch zugleich mehr Gleichgültigkeit gegen ihre Würde bewiesen, als ihre Grofsschwiegermutter *Sara*, welche den guten *Abraham* nöthigte, die arme *Hagar* sammt ihrem Kinde aus dem Hause zu jagen.

Aus diesen Umständen ist es begreiflich, warum eine noch frühere heilige Urkunde Gott selbst die Herrschaft des Mannes über das Weib bestätigen, und dem Weibe diese ihre Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes in den bekannten Worten: *Und er soll dein Herr seyn!* — als Strafe der Vergehung, wo-

durch sie den Mann zur ersten Sünde verleitete, ankündigen lässt. Da nun unter uns dieselben Worte in die Formel aufgenommen worden sind, wodurch verlobte Personen von den Dienern der Religion öffentlich verbunden werden, so ist es eben so begreiflich, warum noch unter uns der Gatte als *Herr* seiner Gattin angesehen wird, obgleich unsre Begriffe von dieser Herrschaft und dem ganzen ehelichen Verhältnisse ganz andre sind, als in jenen Zeiten herrschend waren.

ÜBER DIE AÜSSEREN ZEICHEN DER EHELICHEN GEMEINSCHAFT.

Unter allen Verbindungen, welche Menschen mit einander eingehen können, giebt es keine innigere, als die *eheliche*. Selbst die *freundschaftliche* Verbindung steht ihr hierin nach; denn zwey Freunde oder Freundinnen, so ächt, so herzlich und aufrichtig auch ihre Freundschaft seyn mag, so stellen sie doch immer zwey getrennte Individuen vor. Aber Gatten repräsentiren eigentlich nur Ein Individuum, den ganzen, vollendeten Menschen, wie er in dem Begriffe der Gattung gedacht werden muss. Durch die Vereinigung beyder Geschlechter, als zweyer besondrer menschlicher Formen, geht erst die allgemeine Menschenform

hervor; und darum kann man von Gatten im eigentlichsten Sinne sagen, sie machen ein Ganzes, Einen Leib aus.

Zur Andeutung dieser Innigkeit der ehelichen Verbindung dienen auch gewisse äußere Zeichen. Das erste ist der *verbindende Ring*, den beyde Gatten mit ihrem Namen bezeichnet bey derjenigen feyerlichen Handlung, durch welche sie öffentlich zusammengegeben werden, gegen einander auswechseln. Doch scheint dieses Zeichen mehr auf die Unauflöslichkeit, die ewige Dauer, als auf die Innigkeit ihrer Verbindung hinzudeuten. Ringe haben, wie keinen Anfang, so auch kein Ende, keine Fuge, keine Lücke, wo Etwas durchschlüpfen könnte. Was demnach durch Ringe verbunden ist, wo Ringe in einander eingreiffen, da ist keine Trennung möglich. So sollen Gatten lebenslang mit einander verbunden seyn. Der Tod zerstört freylich das Verbundene, mithin auch die Verbindung. Wenn auch die Herzen noch verbunden bleiben, der überlebende Gatte mit fortdauernder Zärt-

Zärtlichkeit an den abgeschiedenen denkt, so hat doch diese Verbindung für die Sinnenwelt keinen Effekt mehr. Der Überlebende ist folglich frey, und kann eine andre eheliche Verbindung eingehen, wenn er sonst kein Bedenken dabey findet. Es ist Schwärmerey und übelverstandene Zärtlichkeit, wenn ein Gatte vom andern verlangt, oder einer dem andern verspricht, keine zweyte Gattungsverbindung einzugehen. So wenig jene Foderung vernünftig und rechtmäfsig ist, so wenig ist dieses Versprechen vernünftig und bindend, und es ist daher Thorheit, sich durch ein solches im Taumel der Liebe gegebenes Versprechen verpflichtet zu halten. Es kann oft die Pflicht selbst gebieten, eine andre Verbindung einzugehen, wenn der verwittwete Theil einen andern Gatten für Haus und Kinder nöthig hat und sich eine schickliche Person dazu findet. Wahr ist und bleibt es indessen, dass, wenn in der ersten Ehe die Liebe von beyden Seiten ächter Art, die Ehe also glücklich

war, der Schritt in die zweyte immer ein bedenklicher Schritt ist, und selbst für ein feinfühlendes Herz etwas Widerliches hat. Es bleibt dann eine innige Anhänglichkeit zurück, die keine recht herzliche, reine, sich ganz und unbefangen hingebende Liebe wieder aufkeimen lässt, und die Vergangenheit wird immer ein nachtheiliges Licht auf die Gegenwart werfen. Die zweyte Ehe wird daher fast immer aus Sinnlichkeit oder aus Interesse geschlossen, und ist dann die erste sehr glücklich gewesen, so kann es nicht an Vergleichungen fehlen, welche die zweyte in Schatten stellen. Man sieht den geliebten verstorbenen Gatten wie in einem verklärten Lichte, das den nachfolgenden weit überstrahlt; und es kann daher immer mit Recht gefragt werden, ob bey einer vorhergegangenen glücklichen Ehe eine zweyte anzurathen sey, wenn sie die Umstände nicht durchaus fodern. Ist aber dieses der Fall, dann muss der zweymal Vermählte auf seiner Hut seyn, und allen vergleichenden Er-

innerungen, die nachtheilig für die Gegenwart ausfallen könnten, so viel als möglich, auszuweichen, und dagegen die vortheilhaftern Ansichten seines gegenwärtigen Zustandes hervorzuheben suchen. Insonderheit muss er nicht jede unsanfte Behandlung der Kinder von Seiten des zweyten Gatten gleich aus dem Umstande herleiten, dass es Stiefkinder sind, sondern bedenken, dass auch die wahren Eltern sehr oft ihre Kinder hart behandeln und so behandeln müssen. Doch dieſs nur im Vorbeygehn.

Das zweyte Zeichen der Innigkeit der ehelichen Verbindung ist der *gemeinschaftliche Name*, den beyde Gatten führen. Sie sind Ein Leib; sie haben also auch nur Einen Namen. Und zwar nimmt mit Recht das Weib des Mannes, nicht der Mann des Weibes Namen an. Denn sie giebt sich dem Manne ganz hin, verlässt um seinetwillen das väterliche Haus, legt also auch den väterlichen Namen ab, und nimmt des Mannes Namen an, denn sie ist nun des Mannes. »Nur

mit ihm vereinigt, nur unter seinen Augen und in seinen Geschäfften hat sie noch Leben und Thätigkeit. Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuum's zu führen; ihr Leben ist ein Theil seines Lebens geworden. Dieſs wird trefflich dadurch bezeichnet, dass sie den Namen des Mannes annimmt.« (Fichte).— Hieraus folgt, dass sie mit dem Namen des Mannes zugleich den Rang desselben in der bürgerlichen Gesellschaft annimmt. Erst durch die Verbindung mit einem Manne bekommt das Weib einen öffentlichen Charakter. Vor und aufser dieser Verbindung hat sie eigentlich gar keinen Rang. Die Adliche (der Geburt nach) wird also durch die Verbindung mit einem bürgerlichen Manne bürgerlich, und die Bürgerliche (der Geburt nach) wird durch die Verbindung mit einem adlichen Manne adlich, ohne dass dadurch jene erniedrigt, oder diese erhöht würde; denn die Weiber, da sie vor und aufser der Ehe gar keinen öffentlichen Charakter haben, sind im

Grunde dem Range nach alle einander gleich, und die bloſse Geburt kann Keiner einen Vorzug vor der Andern geben. Wenn es überhaupt einen Geburtsadel giebt und geben kann, so kann er eigentlich nur bey den Männern Statt finden, weil diese schon vermöge ihres Geschlechts einen Anspruch auf das Staatsbürgerrecht, und folglich einen vorläufigen öffentlichen Charakter haben. Es ist gegen die Natur des weiblichen Geschlechts, dass der Adel auch auf die Weiber forterbe, obgleich diese oft am meisten auf ihre Geburt stolz sind. Wenn daher königliche Prinzessinnen Fürsten von minderem Range heyrathen, so sollten sie billig ihren vorigen Titel (Hoheit), der ihnen ohnehin nur Ehren halber gegeben wird, ablegen, und bloſs den ihres Gemahls (Durchlaucht) führen. Sie werden durch die Gewohnheit, jenen Titel beyzubehalten, eigentlich nicht geehrt, sondern herabgewürdigt; denn da sie dem Manne ihre Person, nicht aber ihren Titel hingeben, so liegt

darin eine Geringschätzung ihrer Person, als hätte dieselbe minderen Werth als ihr Titel. Auf der andern Seite ist es unrecht, wenn man der bürgerlich gebornen Frau eines Adlichen (sey er auch vom höchsten Range) nicht alle Gerechtsame ihres Mannes zugesteht. Sie ist durch die Ehe mit ihrem Gatten so innig verknüpft, dass sie weder mehr noch weniger als dieser gelten kann; denn sie haben nur Eine Persönlichkeit. Die sogenannten Morganatsehen oder Ehen zur linken Hand stehen daher mit der Natur der ehelichen Verbindung in geradem Widerspruche, und sind schon um deswillen nicht anzurathen, weil sie der Innigkeit dieser Verbindung, und folglich auch der daraus entspringenden Glückseeligkeit Abbruch thun. Wie wehe muss es dem liebenden Manne thun, wenn er sein geliebtes Weib nicht überall mit sich führen, nicht an allen seinen Freuden Theil nehmen lassen darf! Er wird sie lieber selbst entbehren, ehe er sein Weib auf diese Art zurücksetzen sollte, oder viel-

mehr, sie sind für ihn gar keine Freuden, weil die andre Hälfte seines Wesens nicht daran Theil nehmen kann.

Ein drittes Zeichen der Innigkeit der ehelichen Verbindung ist das *vertrauliche Du*, welches Gatten in ihren Unterredungen brauchen. Dieses Du kann freylich nur da ein solches Zeichen seyn, wo die unnatürliche Sitte herrscht, Personen, denen man eine gewisse Achtung und Höflichkeit schuldig zu seyn glaubt, so anzureden, als wenn es mehre wären (durch Ihr, *Vous*), oder als wenn diese Mehren gar abwesend wären (durch Sie), gleichsam als beleidigte es die Würde des Menschen, den Einzelnen für einzeln, und den Gegenwärtigen für gegenwärtig zu halten. Dass nun diese Sitte, an und für sich betrachtet, höchst albern sey (besonders in der Art, wie sie bey den Deutschen herrscht, welche alle Personalwörter vom Du bis zum Sie, selbst das Wir mit eingeschlossen, mit mikrologischer Sorgfalt brauchen, um die verschiednen Abstufungen des Ranges genau

zu bezeichnen), bedarf keines Beweises. Wenn es aber einmal eingeführt ist, Personen von einiger Distinktion zu sieen, so kann allerdings gefragt werden, ob Personen, welche mit einander in genauere Verbindung treten, diese Gewohnheit (woferne sie unter ihnen vorher schon Statt fand) beybehalten, oder sich als genau Verbundene lieber dutzen sollen. Wenn nun die Verbindung eine bloß freundschaftliche ist, so kann die Beybehaltung des Sie wohl rathsam seyn. Wenigstens sind die Fälle nicht selten, wo die Freundschaft durch Einführung der Brüder- oder Schwesterschaft erkaltete, oder diese gar das Grab von jener wurde. Bey der Freundschaft nämlich, wo die verbundenen Personen doch immer noch in mancher Hinsicht getrennt bleiben, kommt alles auf die Reinheit des Prinzips an. Dieses ist nun eigentlich die auf moralische Güte gegründete wechselseitige Achtung, welcher die Liebe nur beygesellt ist, um ihr das Zurückstoßende zu nehmen. Das Sie ist

also, als Ausdruck dieser Achtung, für Freunde schicklicher, indem es verhütet, dass sie sich nicht gemein (familiär) unter einander machen, und so durch die allzugrofse Vertraulichkeit der Keim der Freundschaft erstickt werde. Wenn daher Freunde oder Freundinnen sich nicht schon in der Jugend (wo das Gemüth, zu unbeschränkter Offenheit geneigt und jedem Zwange feind, das Du dem Sie allemal vorzieht) zu duzen angefangen haben, so ist es besser, sie behalten jenen durch die herrschende Sitte eingeführten Ausdruck der Achtung bey. Bey der ehelichen Verbindung aber verhält sich die Sache ganz anders. Das Prinzip derselben ist die wechselseitige Liebe, wieferne sie sich nicht blofs auf Vereinigung der Seelen, sondern auch der Körper bezieht, mithin sich nicht blofs auf geistige, sondern auch sinnliche Eigenschaften gründet, und welcher daher die Achtung nur beygesellt ist, um jene Liebe vor Fäulniss zu bewahren. Für eine solche Verbindung nun, wo beyde

Theile in der That nur Ein Ganzes ausmachen, beyde nur Ein Interesse, Einen Heerd, Eine Familie haben, ist das trauliche Du, als Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit, die nur gedacht werden kann, weit schicklicher, als das entfremdende, den Andern in einer Art von ehrerbietiger Entfernung haltende Sie. Daher pflegen Liebende, die noch nicht verehelicht sind und darum das trauliche Du noch nicht öffentlich brauchen, es doch gern insgeheim einzuführen; oder vielmehr es dringt sich ihnen in den Augenblicken zärtlicher Herzensergiefsung von selbst auf, und scheint wie ein Zauberwort ihrer Zärtlichkeit einen höhern Schwung zu geben. Um dieser Ursache willen kann das Dutzen in der Ehe mit Recht als ein natürliches Zeichen der Innigkeit dieser Verbindung angesehen werden. Wenn daher Gatten der höhern Stände, oder Gatten aus dem Mittelstande, die gern vornehm thun wollen, mit einander durch Sie sprechen, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren,

dass sie einander nicht recht innig und herzlich lieben. Woferne sie sich aber so lieben, so werden sie gewifs das Sie nur im öffentlichen Gespräche hören lassen, in den Stunden einsamer Vertraulichkeit aber sich ebenfalls des vertraulichen Du bedienen. Rousseau, dieser grofse Maler der Gefühle des menschlichen Herzens, hat in seiner neuen *Heloise* diesen verschiednen Gebrauch des Du und Sie (*Vous*) sehr richtig beobachtet. Sobald *Julie* und *St. Preux* sich ihre Liebe gestanden haben und nun genauer mit einander bekannt werden, fangen sie an das Du zu gebrauchen, und diejenigen Briefe oder Stellen ihrer Briefe, wo sie es brauchen, sind immer die zärtlichsten. Nachdem ihre Verbindung zerrissen ist und sie in das Verhältniss der Freundschaft treten, nennen sie sich wieder Sie. Und auch *Julie* und *Wollmar*, ob sie gleich Gatten sind, nennen sich Sie, weil zwischen ihnen die innige, herzliche Liebe nicht Statt fand und Statt finden konnte, die *Julien* und *St. Preux*

verbunden hatte. — Dass aber der Gebrauch des traulichen Du zwischen Gatten die der Liebe beygemischte Achtung, und so nach und nach die Liebe selbst vermindern sollte, ist gar nicht zu fürchten; denn wenn beyde Theile nur sonst achtungswürdig sind und achtungswürdig handeln, so kann und wird die natürliche Sprache liebender Herzen der Achtung nimmermehr Abbruch thun.

Das letzte und unstreitig das bedeutendste Zeichen der ehelichen Gemeinschaft ist das *gemeinschaftliche Bett*, geweiht der süßen Ruhe und den geheimeren Freuden der ehelichen Zärtlichkeit. Auch hier hat Mode und Vornehmthun die ursprüngliche schöne Sitte der Väter, in Einem Bette mit ihren Gattinnen zu schlafen, aus den höhern Ständen verdrängt, hat ihnen das eigentliche, wahre Ehebett geraubt, und es bloß den untern Volksklassen überlassen. Dafür aber reicht diesen auch Hymen einen vollern und süßern Becher ehelichen Glücks. Ich will mich nicht auf das Zeugniss eines

Arztes berufen, welcher behauptete, dass eine Menge von Krankheiten in den nächtlichen Erkältungen ihren Grund hätten, welchen sich die Gatten höherer Stände bey ihren wechselseitigen Annäherungen durch getrennte Schlafstätten aussetzten. Ob es aber nicht die Innigkeit der ehelichen Verbindung fodere, dass Gatten nicht wie geschiedene Leute, sondern wie zwey Menschen, die nur ein einiges Ganzes ausmachen, nur Einen vollständigen Menschen vorstellen sollen, auch in Einem Bette von den Mühseeligkeiten des täglichen Lebens ausruhen — ob nicht die Delikatesse gebiete, ein unanständiges Kriechen aus einem Bette in das andre zu meiden und es einander so wenig als möglich merken zu lassen, dass man Genuss suche — ob nicht die Klugheit anrathe, ein so leichtes und unschuldiges Beförderungsmittel des häuslichen Friedens, als ein gemeinschaftliches Lager darbietet, (indem es die Menschen, wenn irgend ein Zwist die Gemüther erbittert hat, gleichsam nöthigt, sich wieder

einander zu nähern und mit einander auszusöhnen, ehe der Zorn Wurzel fasst und zum Grolle wird), nicht zu verschmähen: dieſs mögen diejenigen entscheiden, welche hierüber aus eigner Erfahrung sprechen können. Vielleicht ist es nicht zu viel gewagt, wenn man behauptet, dass die unseelige Mode, in abgesonderten Betten zu schlafen, Schuld an einer Menge unglücklicher oder wenigstens minder glücklicher Ehen in den höheren Ständen ist. Unglücklicher Weise hat man noch den alten löblichen Brauch, in einem würklichen Ehebette zu ruhen, bey den Hochzeiten gröſstentheils beybehalten, so dass es scheint, als wenn die ganze Innigkeit und davon abhangende Glückseeligkeit der ehelichen Verbindung blos auf die Brautnacht beschränkt seyn sollte; welches denn auch wohl bey vielen Ehen unsrer Tage der Fall seyn mag. — Dass es übrigens Umstände und Verhältnisse geben könne, welche es den Gatten anrathen, auf getrennten Lagern zu ruhen; dass insonderheit das Ehebett nie zu ei-

nem Kranken- oder Wochenbette gemacht werden müsse, sobald es das Vermögen nur einigermaaßen erlaubt, für diese Fälle ein besondres Lager bereit zu halten, versteht sich von selbst. Es war hier nur von der Trennung der ehelichen Ruhestätte, als einem modischen Unwesen, die Rede.

8.

ÜBER DIE GALANTERIEN DER VERHEYRATHETEN WEIBER.

„Im bürgerlichen Zustande — sagt KANT — giebt sich das Weib dem Gelüsten des Mannes nicht ohne Ehe weg, und zwar die der Monogamie; wo, wenn die Zivilisirung noch nicht bis zur weiblichen Freyheit in der *Galanterie* (auch andre Männer, als den Einen, öffentlich zu Liebhabern zu haben) gestiegen ist, der Mann sein Weib bestraft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht. Wenn diese aber zur Mode und die Eifersucht lächerlich geworden ist (wie das dann im Zeitpunkte des Luxus nicht ausbleibt): so entdeckt sich der weibliche Charakter, mit ihrer Gunst gegen die Männer auf Freyheit und dabey zugleich auf Eroberung

rung dieses ganzen Geschlechts Anspruch zu machen.« — Es ist also hier, wo von Galanterien der verheyratheten Weiber die Rede ist, nicht die Befriedigung des weiblichen Geschlechtstriebes durch einen Mann, der nicht Gatte des Weibes ist, zu verstehen. Es ist ein Zeichen der Verdorbenheit und Sittenlosigkeit des Zeitalters, wenn man solche Vergehungen, wodurch die Ehe der That nach gebrochen wird, als bloße Galanterien ansieht und belächelt. Galanterien verheyratheter Weiber sollen hier nur vertrauten Umgang derselben mit Männern, die nicht ihre Männer sind, ohne Beyschlaf, Liebesverständnisse ohne physischen Liebesgenuss andeuten. Wie sehr diese Galanterien bey ganzen Nazionen zur Sitte oder vielmehr Unsitte werden können, beweisen die *Cicisbeos* in Italien und die *Cortejos* in Spanien.

Die Weiber, welche dergleichen Verbindungen unterhalten, sehen dieselben vermuthlich als unschuldige Zeitvertreibe an, die man ihnen, da die eheliche Treue

dabey unverletzt bleibe, ohne Bedenken gestatten könne und müsse; sie sagen — um mich der Worte eines ungenannten Herausgebers von *Reisebemerkungen über Spanien* zu bedienen, womit eben die Spanischen Frauen diese Galanterien vertheidigten: »Eine Dame sey keine Sklavin, und könne nicht immer allein seyn, während der Mann seinen Geschäften oder Vergnügungen nachgehe; es gehöre dieſs zur schuldigen Achtung, ihr so viel Vergnügen zuzulassen, als sie nur wünsche, sie darin einschranken zu wollen, verrathe einen ungeschliffenen, groben, mufligen Mann, und das sey eine wahre Schande.« — Die Männer aber, welche dieſs dulden, denken entweder eben so, und nehmen an solchen Verbindungen keinen Anstoſs, so lange sie sich nur überzeugt halten, dass der Zutritt zum Ehebette keinem andern Manne gestattet werde, oder sie fürchten, durch Unduldsamkeit das Übel ärger, und sich selbst lächerlich zu machen. In manchen Fällen aber mag diese Toleranz sich wohl

auch darauf gründen, dass die Männer selbst solche oder vielleicht noch unerlaubtere Verbindungen unterhalten, oder dass sie zwischen sich und ihren Gattinnen ein Missverhältniss wahrnehmen, welches sie ausser Stand setzt, die Bedürfnisse einer jungen, lebhaften und geistvollen Frau ganz zu befriedigen, welches ihnen also die Pflicht aufzulegen scheint, dem Weibe durch dergleichen Verbindungen eine Art von Entschädigung zu gestatten, um sie vor groben Ausschweifungen zu behüten und sich selbst unangenehme Auftritte zu ersparen. Billigkeit und Klugkeit scheinen also in solchen Fällen einige Nachsicht zu fodern.

Sind aber wohl jene Galanterien, im Allgemeinen betrachtet, so unsträflich und unschädlich, als es beym ersten Anblicke scheint? — Der vorhin genannte Philosoph führt selbst Einiges zu ihrer Entschuldigung an. »Diese Neigung — fährt er nach den oben beygebrachten Worten fort — ob sie zwar unter dem Namen der Koketterie in übeln Rufe steht, ist

doch nicht ohne einen würklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge Frau ist doch immer in Gefahr, Wittwe zu werden, und das macht, dass sie ihre Reitze über alle den Glücksumständen nach ehefähige Männer ausbreitet, damit, wenn jener Fall sich ereignet, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge. Daher ist die Eifersucht, aus diesem Grunde der Galanterie der Frauen, ungerecht.« — Wenn man aber die Sache genauer erwägt, so scheinen doch jene galanten Verbindungen der Innigkeit und Herzlichkeit der ehelichen Verbindung zu grosen Abbruch zu thun, als dass sie mit ächter Liebe und vollkommner Treue bestehen könnten. Ächte Liebe der Geschlechter gegen einander schliesst durchaus die Liebe gegen irgend eine andre Person des entgegengesetzten Geschlechts aus. Gatten sind und sollen seyn nicht blos Ein Leib, sondern auch Eine Seele. Die eheliche Treue wird also, wenn auch nicht in der That, doch in der Gesinnung ver-

letzt; und von da ist dann der Schritt bis zur thätlichen Verletzung nicht mehr weit. Ohne aber diese Gefahr in Anschlag zu bringen, verliert nicht der Gatte dadurch die bessere Hälfte seines Weibes, das Herz? Was bleibt ihm denn noch übrig, als ein Leib ohne Seele? Was sind die Freuden des Ehebettes, die ihm das Weib ausschliefsend gewährt, dann weiter, als ein Genuss ohne Liebe, ein thierischer Genuss, dem gerade das fehlt, was ihn einzig und allein versüfst und veredelt? Was thut ein solches Weib mehr, wenn sie das Hauswesen besorgt, als eine Magd, die für Lohn und Brod arbeitet, oder ein Tagelöhner, der seinen Frohndienst thut, weil es einmal seine Schuldigkeit ist? — Ein Mann, der damit zufrieden seyn kann, muss in der That sehr genügsam, oder sehr indelikat seyn. Ein Andrer würde vielleicht sagen: Wer das Herz meiner Gattin hat, mag auch das Übrige hinnehmen! Selbst dann, wenn die Triebfedern jener Nachsicht einen gewissen Anstrich von Grofs-

muth haben, bleibt es doch immer demüthigend für den Mann, wenn er sich unfähig sieht, gewisse Bedürfnisse des Geistes und Herzens seiner Gattin zu befriedigen, und ihr daher, um sie und sich selbst nicht ganz unglücklich zu machen, eine anderweite Befriedigung gestatten muss. — Auf der andern Seite scheinen jene Galanterien auch mit der wahren Ehre der Frau nicht bestehen zu können. »Die Würde des Weibes — sagt Fichte sehr wahr — beruht darauf, dass sie ganz, so wie sie lebt und ist, ihres Mannes sey, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe.« — Wie kann sie aber ganz ihres Mannes seyn, wenn ihr Herz noch einem andern Manne in Liebe ergeben ist? — Vielleicht dürfte man noch einen Schritt weiter gehn, und gar behaupten, dass eine Gattin, die ihrem Manne mit Leib und Seele ergeben ist, nicht einmal einen männlichen Freund (im strengen Sinne des Wortes Freund) außer ihrem Gatten suchen wird. Ihr Gatte selbst ist

dann schon dieser Freund; und was sie sich aufserdem noch wünschen wird, ist höchstens eine Freundin, da es gewisse Dinge giebt, über welche sich das weibliche Herz nur dem weiblichen Herzen recht offen und verständlich mittheilen kann. Ein vertrauter Freund, ein männlicher Freund neben dem Gatten, ist immer ein Beweis, dass der Letzte gewissen Bedürfnissen des Geistes oder Herzens seiner Gattin nicht Gnüge thun kann, thut daher schon um deswillen der Innigkeit und Herzlichkeit der ehelichen Liebe Eintrag, und wird am Ende nur allzuleicht ein (versteckter oder offenbarer) *Cicisbeo* oder *Cortejo*. Wie oft nimmt die Liebe die Maske der Freundschaft an! Wie oft verwandelt sie sich nicht in unmerklichen Annäherungen in die zärtlichste Liebe! Wer vermag immer seine Neigungen bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens zu verfolgen, oder die feinen Gränzlinien zu beobachten, welche so verwandte Neigungen von einander scheiden!

Ich kann mich daher nicht genug wundern, wie Rousseau, der in seiner *Heloise* die Pflichten des Weibes so nachdrücklich, und das Glück der Ehe so reitzend darstellt, einen so ungeheuern Missgriff thun, und zwischen *Wollmar* und *Julien* den unglücklichen *St. Preux* stellen, und dennoch *Julien* als ein Muster ehelicher Treue, und ihre Verbindung mit *Wollmarn* als ein Bild ehelicher Glückseeligkeit, so weit sie unter Menschen möglich ist, aufstellen konnte. Ich meines Orts danke für eine solche Treue und eine solche Glückseeligkeit. *Julie* that freylich, was sie, nachdem sie sich einmal in diese Verbindung hatte stoßen lassen, thun konnte. Ihre Anstrengungen waren heldenmüthig. Aber wer besaß denn den bessern Theil von ihr? Ein nicht ganz sinnlicher Mensch würde vielleicht in einem ähnlichen Falle bey allen Entbehrungen lieber *St. Preux* als *Wollmar* seyn wollen. *Wollmar* hatte zwar auch Theil an ihrem Herzen, besonders als Vater ihrer Kinder. Aber war

nicht *St. Preux* der vertraute Freund, der einzig und innig Geliebte ihres Herzens? Ihre Empfindungen, wenn sie *St. Preux's* Blattergruben betrachtete, ihre Gefühle, als sie mit ihm *Meillerie* besuchte und von da in stiller mondheller Nacht nach Hause schiffte, ihre Geständnisse auf dem Sterbebette — beweist nicht alles dieses offenbar, dass ihr Herz ganz von Liebe gegen *St. Preux* durchdrungen war, dass es nur ihm angehörte? — Noch einmal, ich danke für diese eheliche Treue, und beneide *Wolmarn* nicht um sein eheliches Glück.

Demnach trag' ich kein Bedenken, das Urtheil ganz zu unterschreiben, was der oben angeführte Herausgeber der *Bemerkungen über Spanien* von dem daselbst herrschenden Cortejate fällt. »So viel ich aus allen Umständen urtheilen konnte — schreibt er an seinen Freund — so schien man hier nicht viel Sinn für das Glück ehelicher Liebe zu haben. Die Töchter verheyrathen sich oft, um nur des lastigen mütterlichen Zwanges los zu

werden, und um mit mehr Freyheit ihren Hang zum Vergnügen zu befriedigen. Wenn auch schon zärtliche Zuneigung eine Heyrath stiftet, so kann dieſs doch nicht stets so fortdauern. Das Beyspiel von Andern ist zu lockend, als dass nicht mit der Zeit ein tändelnder Cortejo sich einnisten sollte. Eine rechtschaffene Frau wird zwar die Gränzen der Pflicht nicht überschreiten; demohngeachtet kann doch bey dem Corteiate die Ehe nicht jener seelige Stand bleiben, der seine süſsen Bande um zwey Herzen schlingt, die mit ganzer Seele an einander hangen und ihr Glück nur in wechselseitiger Liebe finden. Nichts Erhabneres lässt sich wohl für die Menschheit denken, als der Anblick zweyer auf das Innigste und zugleich zu dem edelsten Endzwecke der Natur vereinter Menschen, die gleichsam nur durch einander leben, und aus der Fülle des Herzens unter einander wetteifern, sich das Leben zu einem Elysium zu machen. Wie edel, wie verehrungswürdig erscheint hier nicht eine Frau,

deren Stolz es ist, mit ungetheilter Zärtlichkeit ihren Mann zu lieben, nur in ihm glücklich zu seyn, und ihm das Leben zu einer unerschöpflichen Quelle häuslicher Freuden zu machen! Welch eine elende Figur macht ihr zur Seite nicht eine Frau mit ihrem Cortejo, die bey all ihrer Tugend doch nur dem Manne ihren Körper bewahrt, indeſs ein gaukelnder Cortejo das Herz (das Edelste des Weibes) mit dem Manne theilet, oder aber ihn gar daraus verdrängt! Eheliche Liebe sinkt hier bloſs zu physischem Genusse herab, den auch das Thier mit dem Menschen gemein hat, und der Mensch steht da mit dem Thiere auf gleicher Stufe der Vollkommenheit.« — Am Ende des Briefes setzt er dann noch hinzu: »Danke also Gott, mein Bester, dass du nicht in einem Lande wohnst, wo es Cortejos giebt; deine Ruhe und dein Glück wären für dich unfehlbar verloren!«

Um indessen Missverständnissen vorzubeugen, soll mit diesem Allen nicht

geläugnet werden, dass ein verheyrathetes Weib den geselligen Umgang mit andern Männern genieſsen und selbst in diesen Umgang eine gewisse Freundschaftlichkeit und Vertraulichkeit einflieſsen lassen dürfe. Ein Mann, der ein Weib besitzt, das er liebt und seines Zutrauens würdig hält, wird ihr jenen Umgang gern gönnen und ihn selbst als ein Mittel ansehen, die Verbindung zwischen sich und seiner Gattin noch inniger, und die Freuden, die sie an seiner Seite und in seinen Armen genieſst, ihr noch schmackhafter zu machen. Einer Frau, die ihren Gatten liebt und schätzt und ihrer eignen Würde eingedenk ist, wird es nicht einmal einfallen, diese Freyheit zu missbrauchen und andern Männern Anlass zu näheren Verbindungen zu geben, die ihrem Manne einen Theil ihres Herzens entziehen könnten. Bey einer Frau aber, wo dieses nicht Statt findet, die also ihr Herz nicht selbst bewacht, lohnt es sich kaum der Mühe noch, ihren Körper zu bewachen!

9.

UBER DAS VERSCHIEDNE BENEHMEN DER WEIBER GEGEN DIE MÄNNER ALS LIEBHABER UND ALS GATTEN.

Ob ein Weib sich gegen den Mann, nachdem er ihr *Gatte* geworden, überhaupt anders betragen müsse, als so lang er blofs ihr *Liebhaber* war, ist keine Frage. Aber da Liebhaber und Gatte dieses gemeinschaftlich haben, dass sie Beyde lieben und Beyde Mann sind, so ergiebt sich daraus nothwendig auch eine gewisse Gleichförmigkeit in dem Benehmen des Weibes gegen sie. Viele Frauen aber nehmen, sobald sie Frauen geworden sind, ein durchaus verschiednes Betragen gegen ihre Manner an. Als Geliebten machten sie stets, wenigstens verstellte, Rückzüge, und nöthigten da-

durch den Liebhaber immer von neuem vorzurücken und anzugreiffen, damit er auf diese Art jede Gunstbezeugung mit einer gewissen Mühe erränge und dadurch vor Überdruss und langer Weile in der Liebe bewahrt würde. Zugleich schmückten sie sich für ihn, so gut sie nur konnten, und hüteten sich sehr, von ihm nicht unangekleidet überrascht zu werden, damit ihre natürlichen Reitze dem Liebhaber stets unter neuen und verschönerten Gestalten erscheinen und eben dadurch seinen Geschmack und seine Neigung von neuem beleben möchten. Als Frauen glauben sie alle diese kleinen Kriegslisten nicht nöthig zu haben, weil sie nun einmal das Ihrige besitzen. Weit entfernt, gegen den Gatten in ihren Gunstbezeugungen die geringste Zurückhaltung oder Weigerung zu äußern, bringen sie ihm dieselben freywillig dar und suchen selbst den Genuss, statt ihn suchen zu lassen; und weil der Gatte einmal zum unverhüllten Anschauen gelangt ist, so stellen sie sich ihm stets im leichten

Nachtgewande vor und geben sich kaum die Mühe, sich ordentlich anzukleiden, aufser wenn sie ausgehen wollen oder Gesellschaft erwarten, wo sie sich dann nicht um ihres Mannes willen putzen, sondern um andre Männer zu reitzen oder andre Weiber zu überglänzen.

Dass dieses Benehmen ein wenig verkehrt sey, liegt am Tage. Bey dem Liebhaber ist so leicht nicht Übersättigung als beym Gatten zu fürchten, weil jener immer noch Vieles entbehrt und nicht stets um die Geliebte ist, sondern immer bald längere bald kürzere Trennungen vorfallen, die die Liebe durch Sehnsucht von neuem entflammen. Auch wird es dem Liebhaber weit mehr Vergnügen machen, die Geliebte im vertraulichen Nachtkleide zu sehen, sobald es nur reinlich ist — denn Unreinlichkeit erweckt Ekel und dieser vertilgt unausbleiblich die Liebe — als wenn sie ihm noch so geputzt entgegen kommt, indem aller Putz etwas Zurückschreckendes hat und jedem gleichsam zuzurufen scheint: Komm mir nicht

zu nahe, dass du mir nichts zu Leide thust. Der Gatte hingegen, der tagtäglich mit seiner Gattin umgeht und dem der Genuss so leicht wird, bedarf eher solcher äußern Anreitzungen, so dass es nicht unrichtig ist, so paradox es auch klingen mag, zu sagen: Eine Frau müsse gegen ihren Mann zuweilen spröde thun, und immerfort eine feine Koketterie treiben. Rousseau scheint diesen Grundsatz in seiner *Heloise* im Sinne gehabt zu haben, wenn er *Julien* sich für ihren Gatten täglich auf eine geschmackvolle, immer — wenn auch nur in Kleinigkeiten — veränderte Weise ankleiden, sobald hingegen *Wollmar* verreist und sie mit *St. Preux* allein ist, nachlässiger in ihrem Anzuge werden lässt. Sie konnte versichert seyn, dass diese Nachlässigkeit ihr in den Augen des Letzten nicht zum Nachtheil gereichte, da sie hingegen auf den Ersten einen minder vortheilhaften Eindruck gemacht haben würde.

10.

ÜBER WEIBLICHKEITEN IN BEZIEHUNG AUF DAS EHELICHE VERHÄLTNISS.

Die Natur gab jedem Geschlechte, auſser dem bloſsen Geschlechtsunterschiede, auch noch gewisse andre Eigenthümlichkeiten; und wenn beyde Geschlechter neben einander sollten bestehen können, so musste jedes wegen seiner besondern Naturbestimmung auch seinen besondern Charakter haben. Bey den Weibern springen — wenigstens für die Männer — diese Eigenthümlichkeiten besonders hervor, und man nennt sie daher schlechthin die *Weiblichkeit*, oder *Weiblichkeiten*, da hingegen der Aus-

druck Männlichkeit oder Männlichkeiten nicht eben so gebräuchlich ist. Man kann aber jene Eigenthümlichkeiten nicht eher erkennen, als bis der Mensch durch geselligen Umgang schon einen gewissen Grad der Kultur erlangt hat, wodurch sie Veranlassung fanden, sich nach und nach zu entwickeln; daher dieselben bey Völkern, die sich noch dem rohen Naturzustande sehr annähern, weniger bemerkbar sind, als bey gesitteten Nazionen. Indessen darf man darum nicht glauben, dass die bloße Kultur diese Eigenthümlichkeiten hervorgebracht habe; denn obgleich durch Kultur die gemeinschaftlichen Naturanlagen der Menschen mannichfaltig bestimmt (modifizirt) werden können, so würden doch diese Bestimmungen bey beyden Geschlechtern nicht so abweichend seyn, wenn nicht bey ihnen gewisse Eigenthümlichkeiten schon ursprünglich zum Grunde lägen.

Wegen des natürlichen Übergewichts des männlichen Geistes und Körpers ist es sehr begreiflich, warum die weiblichen

Eigenthümlichkeiten von vielen Männern als etwas Verächtliches oder wenigstens Belachenswerthes angesehen werden, da sie doch die Natur mit grofser Weisheit in die weibliche Natur gelegt hat. »Diese Weiblichkeiten — sagt KANT — heifsen Schwächen. Man spasst darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, dass sie gerade die Hebzeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen.« — Dadurch werden denn selbst manche Weiber verleitet, ihren eignen Charakter zu verläugnen, eine gewisse Männlichkeit zu affektiren, und wohl gar zu wünschen, dass sie Männer seyn möchten, vielleicht — weil sie dann ihren Neigungen einen weitern und freyern Spielraum gestatten könnten. So affektiren manche Weiber eine gewisse Furchtlosigkeit, da doch Furchtsamkeit ihr Geschlecht gar nicht entehret, sondern zu ihrer Naturbestimmung gehört. »Als die Natur — bemerkt ebenfalls der genannte Philosoph

— dem weiblichen Schooße ihr theuerstes Unterpfand, nämlich die Leibesfrucht, anvertrauete, durch die sich die Gattung fortpflanzen und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben, und pflanzte diese Furcht vor körperlichen Verletzungen und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren in die weibliche Natur; durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffodert.« — Eben so erlauben sich manche Weiber im geselligen Umgange mit Männern eine gewisse Freymüthigkeit im Sprechen von Gegenständen, über welche einen Schleyer zu werfen schon die Wohlanständigkeit überhaupt fodert, von welchen aber frank und frey zu reden dem Weibe die ihm natürliche Sittsamkeit insonderheit verbietet. Vorzüglich fällt jedoch diese übelverstandne Freymüthigkeit bey Weibern auf, welche noch nicht verehelicht sind, und daher in dieser Rücksicht doppelt aufmerksam auf sich seyn sollten. Man

findet aber nicht selten Mädchen, welche mit Männern (verheyratheten und unverheyratheten) vom Heyrathen, Beyschlafen, Schwangerseyn, Gebären, Säugen u. s. w. ohne Hehl sprechen, und sich auf diese Freymüthigkeit, als eine lobens- und liebenswürdige Naivetät, wohl gar noch Etwas zu Gute thun. Freylich sind diels an sich keine schändlichen Dinge, die man nicht ohne Erröthen nennen dürfte; auch hangt dabey viel von dem Sprachgebrauche und der Denkart eines Volks ab, indem z. B. der Grieche ohne alles Bedenken statt Kinder zeugen, Kinder machen sagte, welches bey uns durchaus unanständig seyn würde. Allein im Ganzen genommen ist es doch sicher, dass den Weibern ein gewisses Zartgefühl zur Pflicht macht, über Gegenstände, welche ihre Naturbestimmung und ihr Verhältniss zum männlichen Geschlechte betreffen (als wobey das Weib immer als der leidende, sich hingebende Theil erscheint), ihre Gedanken und Empfindungen nicht so laut werden zu lassen,

als die Männer, und dass sie selbst den Männern missfallen müssen, wenn sie ihre Weiblichkeit in diesem Stücke vergessen oder verläugnen.

In keiner Hinsicht aber ist wohl die Verletzung oder Vernachlässigung der Weiblichkeit auffallender und für Mann und Weib, wenn sie in eine eheliche Verbindung treten, nachtheiliger, als wenn das Weib Ansprüche auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit macht. Es ist dieß ihrer Bestimmung, Gattin, Mutter und Hausfrau zu seyn, so zuwider, dass sie, indem sie sich zu erhabnern Beschäfftigungen für berufen und ihren natürlichen Beruf für kleinlich und verächtlich hält, dadurch schlechterdings zur Ehe untauglich wird. Zwar soll ein Weib ihren Geist nicht ganz ungebildet lassen; sie mag sich nützliche Kenntnisse erwerben und, wenn sie ein Ständchen von ihren häuslichen Geschäfften entübrigen kann, es einer angenehmen und unterhaltenden Lektüre widmen. Aber sie darf dieß nie zu ihrem Zwecke machen, nie nach-

Kenntnissen streben, die für ihre Bestimmung von gar keiner Anwendung sind, nie damit zu glänzen suchen, wie die gelehrten Weiber, von denen KANT sagt, dass »sie ihre Bücher brauchen etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, dass sie Eine haben, ob sie zwar gänzlich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist.« — Es mag Weiber geben, die vorzügliche wissenschaftliche Anlage haben; aber sie haben dennoch keinen Beruf zu wissenschaftlichem Studium; sie dürfen und sollen also jene Anlage unentwickelt lassen — indem das Interesse der Wissenschaften auch ohnedieſs befördert werden wird — und sie handeln um so verdienstlicher, je mehr die Neigung zu wissenschaftlichen Beschäfftigungen durch jene Anlage oder zufällige Veranlassungen in ihnen erweckt worden ist. »Wenn es schon edel ist — sagt SCHÜTZ — sich aus Achtung für das strenge Gebot der Pflicht so manches an sich erlaubte, obgleich weniger geistige Vergnügen zu ver-

sagen, so ist es gewissermaafsen erhaben, wenn eine Frau mit manchem schönen Talente, mit lebhaftem Triebe zu Erweiterung ihrer Kenntnisse ausgestattet dennoch auf den feinsten aller Genüsse, die Lektüre, Verzicht thut, so oft die Pflichten der Gattin, der Mutter, der Hausfrau unter Befriedigung ihrer Wissbegierde leiden müssten.« — So treffend und schön dieſs gesagt ist, eben so treffend und schön sagt auch Rousseau: »Mir wäre ein einfaches, schlechtweg erzogenes Mädchen lieber, als ein schöngeistisches, das in meinem Hause ein Tribunal der Literatur errichten und sich zur Vorsitzerin desselben machen würde. Die Würde des Weibes besteht darin, dass sie kein Aufheben macht; ihr Ruhm in der Achtung ihres Mannes; so wie das Wohl ihrer Familie die Quelle ihrer Vergnügungen enthält. Giebt's auf der Erde ein rührenderes und achtungswertheres Schauspiel, als der Anblick einer Hausmutter, wie sie umgeben von ihren Kindern die Arbeiten ihrer Hausgenossen

austheilt, ihrem Manne ein frohes Leben verschafft, und mit Weisheit ihr Haus in Ordnung hält? Siehe da die volle Würde eines Weibes!«

Was so eben von den gelehrten Weibern gesagt worden ist, gilt auch von den Kunstweibern. Die Weiber mögen Künstlerinnen seyn in weiblichen Arbeiten, als Nähen, Stricken, Sticken, Kochen, Backen u. s. w. Aber eigentliche Kunst sollen sie nicht, wenigstens nicht als Geschäfft und Beruf, treiben, wenn sie sich auch allenfalls, so weit es ihre Verhältnisse und Umstände erlauben, als Liebhaberinnen und zur Bildung ihres Geschmacks mit einigen Künsten von allgemeiner Brauchbarkeit, als Tonkunst, Dichtkunst, Zeichenkunst, Tanzkunst, etwas beschäfftigen mögen. Sie werden es ohnehin nie in der Kunst zu jener Vollkommenheit und Erhabenheit, welche der Mann als Künstler zu erreichen fähig ist, bringen; Beweises genug, dass sie die Natur, indem sie ihrem Geiste die dazu nöthige Schwung-

kraft und ausdauernde Beharrlichkeit versagte, zu etwas ganz Anderem berufen hat. — Unter allen Künsten ist jedoch keine, welche der Weiblichkeit mehr entgegen wäre, und dennoch von Weibern als Geschäfft und Beruf häufiger getrieben würde, als die Schauspielkunst. Denn dass es der dem Weibe natürlichen Sittsamkeit und Bescheidenheit widerstreite, vor einer versammelten Volksmenge zu haranguiren und zu figuriren, insonderheit aber Empfindungen, welche die zarte weibliche Brust sonst in sich selbst verschliefst oder höchstens nur dem geliebten Einzigen oder der vertrautesten Busenfreundin mittheilt, öffentlich, obwohl nur verstellter Weise, an den Tag zu legen — dieſs wird wohl kein verständiger Mensch zu läugnen begehren. Wenn daher die *Römer* es mit der Würde einer ehrsamen Frau unverträglich fanden, auf dem Theater zu erscheinen, so bewiesen sie dadurch ein richtigeres Gefühl, als die *Griechen*, und selbst die ernsten *Spartaner*, bey welchen, wenig-

stens in späteren Zeiten, man nach der Behauptung des Nepos keinen Anstofs daran nahm. Denn ein Weib, sobald es öffentlich auftritt und öffentlich handelt, ist ebendadurch aus der ihr eigenthümlichen Sphäre, nämlich der häuslichen, herausgerissen und in eine andre versetzt, die ihr nicht ziemt. *) Es würden auch sicherlich nicht so viele Weiber eine ihrem Geschlechte so wenig anständige Kunst treiben, wenn nicht bey Einigen Erziehung und Angewöhnung, bey Andern Eitelkeit, Gewinnsucht und Nothdurft das natürliche Gefühl unterdrückte, und wenn nicht die Menschen in Zeiten des Luxus, wo man auf allerley verfeinerte Genüsse denkt,

*) Eben darum sollte auch kein Weib auf einem Herrscherthrone sitzen. Es ist widernatürlich und überdiefs für alle Staatsbürger entehrend, wenn sie von einem Weibe beherrscht werden. Auch würde die Geschichte eine Menge von Kriegen, Unruhen und Verbrechen nicht kennen, wenn nie und nirgends Weiber hätten Kronen getragen und tragen dürfen.

überhaupt geneigt wären, aus der ihnen von der Natur angewiesenen Sphäre herauszutreten und auch am Unnatürlichen Geschmack zu finden. Wenn denn nun einmal Schauspiele seyn sollen — welches in solchen Zeiten, besonders für grosse Städte, wohl ein nothwendiges Übel zu seyn scheint — so sind freylich Weiber zur Übernehmung der weiblichen Rollen unentbehrlich, indem die Erfahrung lehrt, dass diese Rollen immer verpfuscht werden, sobald man sie von männlichen Subjekten vortragen lässt. Diese Weiber bringen demnach dem Publikum mit ihrer Weiblichkeit ein Opfer, und verdienen dafür den Dank des Publikum's, dem sie sich zu einem solchen geistigen Genusse hingeben. Ob aber nicht eben wegen dieser aufgeopferten Weiblichkeit die meisten Schauspielerinnen zu guten Gattinnen, Müttern und Hausfrauen untauglich seyn möchten, ob es nicht eben daher kommen dürfte, dass so Viele derselben sich nicht blofs zu jenem geistigen, sondern auch zu einem anderweiten kör-

persischen Genusse dem Publikum hingeben — diese Frage mag einem Jeden zur eignen Entscheidung überlassen bleiben.

Das Resultat von diesem Allen wäre demnach: Weiber sollen und müssen um ihrer eignen Würde und ihres eignen Vortheils willen ihre Weiblichkeit behaupten, weil sie sonst ihre natürliche Bestimmung nicht sicher erreichen, ihren natürlichen Beruf an der Seite eines Mannes, in der Kinderstube und im Hause nicht gehörig erfüllen können; und wenn spottende Männer sie darüber necken, so ist es entweder Unverstand oder Scherz, und Beydes darf sie nicht irre machen. *Julie* beym Rousseau antwortet daher dem *St. Preux*, der ihr bey einer gewissen Veranlassung geschrieben hatte: »Ich fürchte, sogar *Julie* möchte wohl Einmal in ihrem Leben ein Frauenzimmer gewesen seyn« — vortrefflich, er werfe ihr mit Unrecht vor, dass sie ihres Geschlechts gewesen sey, »als wenn jemals ein Frauenzimmer aufhören dürfte, das zu seyn« — obgleich eben diese *Ju-*

lie bald darauf vergisst, dass sie ein Weib ist, indem sie über Weiblichkeit und Männlichkeit und über den Naturunterschied beyder Geschlechter wie ein Mann räsonnirt. Man höre nur, ob ein Professor auf seinem Katheder gelehrter und gründlicher sprechen kann! »Erinnerst Du Dich noch, dass, da wir die Republik von *Plato* lasen, wir einmal über den Punkt der sittlichen Verschiedenheit der Geschlechter mit einander gestritten haben? Ich bleibe bey meiner damaligen Meynung, dass ich mir kein Ideal von Vollkommenheit denken kann, welches zwey so verschiedenen Wesen gemein wäre. Die Kühnheit der Männer und die Verschämtheit der Frauenzimmer rühren nicht von Übereinkunft her, wie Deine Philosophen meynen, sondern liegen in der Natur, und alle andern sittlichen Unterschiede lassen sich leicht eben daraus herleiten. Da auch die Natur sie nicht zu einerley Beschäfftigungen bestimmt, so müssen die Neigungen, die verschiedne Art zu sehen

und zu empfinden auf jeder Seite nach ihren Absichten eingerichtet seyn. Das Land zu bauen und Kinder zu stillen erfodert einmal nicht dieselben Triebe, dieselbe Leibesbeschaffenheit. Ein höherer Wuchs, eine stärkere Stimme, hervorspringendere Gesichtszüge, scheinen nicht gerade in nothwendigem Verhältnisse zu dem Geschlechte zu stehen; allein diese äußern Bestimmungen kündigen doch gleich die Absicht des Werkmeisters für die verschiedne Bildung der Seele an. Ein Weib und ein Mann, beyde als vollkommen gedacht, dürfen sich eben so wenig der Seele, als dem Gesichte nach gleichen. Die eiteln Nachaffungen des einen Geschlechts von dem andern sind die höchste Stufe der Unvernunft, geben dem Weisen zu lachen, und verscheuchen die Liebesgötter. Kurz, ich finde, dass, wer nicht wenigstens sechstehalb Fuss lang ist, eine Bassstimme hat, und einen Bart am Kinn, sich nicht damit muss abgeben wollen, ein Mann zu seyn.« —

O *Julie!* wo war deine holde Weiblichkeit, als du diese, besonders diese letzten Worte schriebst! Hättest du je so lieben können, wie du deinen *St. Preux* liebtest, wenn du so räsonniren konntest?

An-

ANHANG.

NOCH ETWAS ÜBER WEIBLICHKEIT IN HINSICHT EINIGER SCHEINBAREN WIDERSPRÜCHE IM WEIBLICHEN CHARAKTER.

Sanftheit und Milde, Furchtsamkeit und Schwäche, Geschmack am Angenehmen und Schönen werden gemeiniglich als Hauptzüge im weiblichen Charakter angesehen. Gleichwohl will man auch die Erfahrung gemacht haben, dass die Weiber *zur Grausamkeit geneigter* seyen, *Kummer und Schmerzen standhafter zu ertragen* pflegen, und bey der Wahl ihrer Gatten *weniger auf Schönheit sehen*, als die Männer. Wie lassen sich diese Erfahrungen mit jenen

Hauptzügen des weiblichen Charakters vereinigen?

Was zuvörderst die dem andern Geschlechte beygemessene Grausamkeit betrifft, so ist hier nicht von der Grausamkeit die Rede, worüber die Männer, welche den Weibern in Liebe huldigen, sich so oft beklagen. Diese Grausamkeit ist meistentheils nichts, als versteckte Liebe oder Eitelkeit und Koketterie; sie hat ihren Grund in der diesem Geschlechte natürlichen Weigerung, sich dem Manne sogleich hinzugeben, und wird hinterher gemeiniglich sehr reichlich vergütet. Aber es giebt andre Thatsachen, welche einen im weiblichen Geschlechte verborgenen Hang zur würklichen Grausamkeit zu beweisen scheinen. Man weiß aus der Geschichte, mit welchem Vergnügen die römischen Damen den blutigen unmenschlichen Fechterspielen beywohnten. Bey den Stiergefechten in Spanien und den Thierhetzen in Wien war und ist es zum Theil noch der Fall. Auch kann man täglich die Erfah-

rung in den Küchen machen, dass viele Weiber, mit kaltem Blute und ohne die geringste Theilnahme zu beweisen, essbare Thiere, insonderheit Fische, umbringen und zwar auf eine so quaalvolle Art umbringen, dass man glauben sollte, sie fänden recht ihr Vergnügen daran, ein solches Thier unter Martern sterben zu sehn. Ja, ich habe ein Weib, das der Hinrichtung eines Verbrechers durchs Rad zusahe und keineswegs aus der gemeinen Klasse war, bey jedem Stoße, den der Unglückliche erhielt und der durch das Zerknicken der Knochen auf dem hohlen hölzernen Gerüste einen durch Mark und Bein dringenden Misslaut von sich gab, mit einer Art von Wonnegefühl auflachen, und, als Einige der Umstehenden ihr Missfallen darüber zu erkennen gaben, ganz kalt erwiedern hören: »Der Kerl hat es ja verdient!« — Und dennoch sollen die Weiber so empfindsam und weichmüthig seyn! — Indessen scheinen doch alle diese Thatsachen nicht einen allgemeinen, dem weiblichen Ge-

schlechte eigenthümlichn Hang zur Grausamkeit zu beweisen. Man weiss ja wohl, wie sehr Beyspiel und Gewohnheit gewisse dem Menschen natürliche Gefühle in einzelnen Fällen unterdrücken können, und dass es von jedem Charakterzuge eines Geschlechts, oder Volks, oder Standes Ausnahmen bis zum Extreme giebt. Grausamkeit dürfte wohl überhaupt nicht dem menschlichen Herzen natürlich seyn. Und doch haben Menschen von jeher die grössten Grausamkeiten gegen einander verübt! Wenn aber Weiber daran Theil nahmen, so musste dieß mit der Weiblichkeit freylich einen starken Kontrast machen und daher um so auffallender seyn. Was jedoch nicht geläugnet werden kann, und der Meynung von einem besondern Hange der Weiber zur Grausamkeit einiges Gewicht giebt, ist der Umstand, dass die Weiber gemeiniglich unversöhnlicher sind und in der Rache viel weiter gehen, als die Männer, wenn ihre Rachsucht einmal bis zu einem gewissen Grade erregt

ist, und dass, wenn sich mit dieser Rachsucht Mordlust verknüpft, dieselbe alsdann keine Gränzen kennt. Dann findet Nichts, was ein Gegenstand ihrer Wuth geworden ist, Gnade vor ihren Augen; sie sind ergrimmten Löwinnen gleich, denen man ihre Jungen geraubt hat; sie reissen dem Ermordeten das noch dampfende Herz aus dem Leibe und trinken sein Blut mit Tigerwollust — wovon der Anfang der französischen Revoluzion Beyspiele in Menge enthält. Allein dieser besondre Zug von Grausamkeit lässt sich aus dem allgemeinen Charakter des Geschlechts leicht erklären. Der Schwache und Furchtsame ist, wenn er gereizt wird und dann als Sieger den Gegenstand seines Zorns in seine Gewalt bekommt, allemal grausamer in seiner Rache, als der Starke und Beherzte, der auch im Siege eine gewisse Grofsmuth beyzubehalten pflegt. Jener fürchtet sich immer noch, auch wenn er schon gesiegt hat, und will sich gleichsam seines Siegs recht versichern, dadurch, dass er nicht aufhört,

den Besiegten sein Übergewicht fühlen zu lassen. Furchtsamkeit mit Gewalt bekleidet macht allemal grausam, wie alle Despoten und Usurpatoren beweisen. Die weibliche Grausamkeit unterscheidet sich aber in diesem Falle von der männlichen auch dadurch, dass sie in ihren Äußerungen oft ins Kleinliche fällt. Was war es z. B. nicht für eine elende Rache, welche *Cleopatra* an dem abgeschlagenen Haupte des *Cicero* ausübte, indem sie die Zunge desselben, das Werkzeug seiner furchtbaren Beredtsamkeit, mit Nadeln durchstach!

Dass zweytens die Weiber in Ertragung von Sorgen, Bekümmernissen und Schmerzen oft mehr Standhaftigkeit und Muth beweisen, als die Männer, ist eine ausgemachte Sache. Was duldet ein Weib nicht durch Schwangerschaft und Geburt in stiller Ergebung!

Vieles ertrug die Mutter in zehn langwierigen Monden!

sagt Virgil. Und auch dann hat sie viel Ungemach zu ertragen,

Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen;
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde!

Was Göthe kurz in diesen drey Versen sagt, eben das mahlt Starke in folgender treffenden Schilderung aus: »Wie manche Mutter hat ausdaurender und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten bekümmert und gedemüthigt, mit Leere im Herzen, mit Ekel und Abscheu, zurück von dem Anblicke des Vervortheilens, des Raubens und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über! wie steht und kniet und geht und läuft und ängstet sie sich im Schweiße des Angesichts für den Lieb-

ling! wie giebt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für seine herzzerreißende Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht! wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Ekel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe und linderndes Streicheln mit der weichen Hand! wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam als möglich zu fassen, wie seufzt sie bey seinen unmuthigen Geberden mit dem Gedanken gen Himmel: Wenn es nur nicht meynt, ich sey an seinen Schmerzen Schuld!!« — Außer dieser so schön geschilderten häuslichen Sorgfalt und Standhaftigkeit des Weibes als Mutter fehlt es auch nicht an Beyspielen von erhabnen Weiberseelen, welche ein unglückliches Schicksal überhaupt mit weit mehr Fassung und Muth ertrugen, als die oft schon bey einem scheinbaren Unglücke verzagenden und verzweifelnden Männer zu zeigen gewohnt sind. — Al;

lein auch diese Erscheinungen lassen sich mit dem weiblichen Charakter überhaupt leicht vereinigen. Dulden ist nicht die Sache des Starken und Rüstigen; er sträubt sich gegen das Unglück, das seine Thätigkeit hemmt, und kämpft mit Verzweiflung gegen das Schicksal, das ihn zu Boden drücken will. Der Schwächere und minder Rüstige hingegen ergiebt sich leicht in sein Schicksal; er ist geduldig, weil er in sich nicht Kraft genug zum Widerstande fühlt. Das Leiden, das sich Hingeben, das sich Unterwerfen liegt in der Natur des Weibes, da hingegen der Mann zum Thun, zum auſser sich Würken, zum Herrschen bestimmt ist. Was Wunder, wenn das Unglück einen stärkern Eindruck auf ihn macht, indem es ihn gleichsam zum Kampfe herauszufodern scheint, indem es gleichsam sein ganzes Wesen zu vernichten droht! Sodann ist die eigentliche Sphäre, in welcher das Weib seine Standhaftigkeit und seinen Muth durch Ertragung des Kummers und Schmerzes beweisen soll und

zu beweisen pflegt, das häusliche Leben, wo Liebe zum Gatten und zu den Kindern sie so manches erdulden lehrt, was sie ohne diese Liebe nimmer erduldet haben würde. Wie sehr vermag die Liebe, die innige, herzliche, sich selbst über dem geliebten Gegenstande vergessende Liebe den Menschen oft über sich selbst zu erheben, so dass er in einem bestimmten Falle weit mehr vermag und leistet, als er ausserdem vermocht und geleistet haben würde! »Zu welchen Höhen — sagt SCHILLER mit Recht — trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weifs sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen!« — Diese Liebe aber wohnt ursprünglich nur in der Brust des Weibes, und aus ihr geht sie erst in die Brust des Mannes über. Dort würkt sie instinktartig, besonders in Beziehung auf das Erzeugte, hier mit Reflexion. Dort gleicht sie einer lebendigen Quelle, deren reines, überströmendes Wasser die nahen Fluren erquickt, hier einem abgeleiteten Kanale, bestimmt die

Früchte des menschlichen Fleißes durch das Land zu verbreiten. Was Wunder, wenn die Liebe in der Brust des Weibes mehr Standhaftigkeit und Muth zur Ertragung häuslicher Leiden erzeugt!

Was endlich den Umstand betrifft, dass die Weiber in der Wahl ihrer Männer weniger Geschmack zu beweisen scheinen, als die Männer, denen Schönheit des weiblichen Körpers oft mehr, als jeder andre Vorzug gilt — daher auch die Weiber selbst die Schönheit als die Krone ihrer Vorzüge zu betrachten pflegen — dass man daher zuweilen die schönsten Weiber mit den hässlichsten Männern gepaart findet; so ist erstlich die Frage, wie vielen Antheil das Herz und der freye Wille der Weiber an solchen Verbindungen gehabt habe. Und dann hat KANT bereits jene Erscheinung hinlänglich erklärt. Nämlich: »Die Natur will, dass das Weib gesucht werde; daher musste sie selbst nicht so delikat in der Wahl (nach Geschmack) seyn, als der Mann, den die

Natur auch gröfser gebaut hat und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt; denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel, und fein in der Wahl, um sich verlieben zu können, so müsste sie sich bewerbend, er aber sich weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herabsetzen würde.« — Dasjenige also, was das Weib hauptsächlich an dem Manne sucht und wünscht, ist Gröfse und Kraft, nicht, wie manche unfeine Spötter behaupten, aus geheimer Rücksicht auf den zu hoffenden Genuss, sondern, weil das Weib auf den Schutz des Mannes natürlicher Weise Anspruch macht, und daher einen Mann unmöglich lieben und schätzen kann, von dem sie sich diesen Schutz nicht versprechen darf. *Julie* beym Rousseau (in der im vorhergehenden Aufsatze angeführten Stelle) sagt folglich ganz richtig, obwohl mit einem kleinen Verstofse gegen die weibliche De-

likatesse: »Ich finde, dass, wer nicht wenigstens sechstehalb Fuss lang ist, eine Bassstimme hat, und einen Bart am Kinn, sich nicht damit muss abgeben wollen, ein Mann zu seyn.« — Hieraus lässt sich denn endlich auch die Ursache leicht abnehmen, warum der Soldatenstand beym Frauenzimmer so viel Glück macht. Nicht die Uniform ist es, was ihnen gefällt — denn diese giebt dem Körper oft ein steifes, dem Auge missfallendes Ansehen — sondern der Beruf dieses Standes, die menschliche Gesellschaft zu schützen, und die daher entstehende vortheilhafte Meynung, dass es den Söhnen des Kriegsgottes auch nicht an Kraft und Muth zur Vertheidigung des schönen Geschlechts fehlen werde.

II.

ÜBER DIE SCHMEICHELEYEN DER MÄNNER GEGEN DIE WEIBER IN BEZIEHUNG AUF DAS EHELICHE VERHÄLTNISS.

Es ist in der Natur, dass man demjenigen, dem man gefallen will, schmeichelt, besonders wenn man seine Abhängigkeit von dessen Gunst in Ansehung der Befriedigung gewisser Bedürfnisse des Geistes oder des Körpers fühlt; und eben so liegt es in der Natur, dass diese Schmeicheleyen, wenn sie nicht plump und indelikat sind (als wodurch sie ekelhaft werden), von Jedem wohl aufgenommen werden; denn wenn man sie auch nicht für baare Münze nimmt, so fühlt man

sich doch schon dadurch geschmeichelt, dass man einer Schmeicheley für werth gehalten wird, und sieht also *Schmeicheleyen* überhaupt als Beweise der Achtung und Zuneigung an, ob man gleich weiss, dass sie oft blofs *Komplimente* sind, die uns aus Höflichkeit oder Eigennutz gemacht werden. Es ist daher natürlich, dass insonderheit die Männer den Weibern schmeicheln, und dass diese sich so gern von den Männern schmeicheln lassen. Der Mann fühlt es, dass ein Weib, der Würde ihres Geschlechts eingedenk, sich ihm nur aus Liebe hingeben kann, und denkt er edel, so fodert er nicht einmal von ihr Genuss, ohne ihrer Liebe versichert zu seyn, weil jeder Genuss ohne Liebe ihm das Weib verächtlich und den Genuss selbst unschmackhaft machen würde. Das Erste also, was er im geselligen Umgange mit Weibern, die ihn interessiren, zu thun hat, ist Bewerbung um ihre Gunst, und diese Gunst hat für ihn schon an sich Werth, ohne alle Rücksicht auf wei-

teren Genuss, indem es jedem menschlichen Herzen wohl thut, zu wissen, dass man bey Andern in Gunst stehe. Wie soll er sich aber anders darum bewerben, als dass er dem Weibe zuerst zu erkennen giebt, wie lieb und werth sie ihm sey, dass er ihre Schönheit, ihren Geschmack, ihre Reden, ihre Handlungen lobt und bewundert, dass er jedem ihrer Wünsche zuvorkommt, dass er jeden ihrer Winke belauert und als ein gehorsamer Diener befolgt, dass er ihr durch Wort und That Achtung und Zuneigung beweist — mit einem Worte: dass er ihr *schmeichelt*. Er weiss zum voraus, dass dieses Benehmen, welches lauter Wohlwollen, Güte, Ehrerbietung und Dienstbeflissenheit anzukündigen scheint, ihr würklich schmeicheln d. h. angenehm seyn, dass sie sich dadurch geehrt fühlen, und ihm zum mindesten aus Dankbarkeit einige Zuneigung und Aufmerksamkeit schenken werde. Die Schmeicheleyen der Männer gegen die Weiber sind also in der Natur des menschlichen Herzens

und

und dem natürlichen Verhältnisse beyder Geschlechter gegründet; es ist vergeblich, dagegen zu eifern; man wird und muss tauben Ohren predigen.

Aber das Übermaafs bringt auch hier, wie überall, die nachtheiligsten Folgen, insonderheit für die eheliche Verbindung, hervor. Dass die Eitelkeit und die Herrschsucht, wozu die Weiber ohnehin von Natur geneigt seyn sollen, durch das allzuschmeichlerische und unterwürfige Benehmen der Männer, die jeden Fehler der Angebeteten zu einer Vollkommenheit erheben und jede Laune einer stolzen Gebieterin demüthig ertragen, genährt und erhöht werde, und dass ein Weib, in deren Herzen Eitelkeit und Herrschsucht ihren Thron aufgeschlagen haben, einem ehrlichen Manne, der das Unglück hat, ihr Gatte zu heifsen, viel zu schaffen mache, ist eine bekannte Sache. Aber eine noch nachtheiligere Folge ist die, dass, da der Mann als Gatte gegen das Weib als Gattin nicht mehr das schmeichlerische und unterwürfige Be-

tragen beobachtet und beobachten kann, zu welchem sich der Liebhaber gegen die Geliebte für verpflichtet hielt, das Weib alsdann eine Abnahme oder wohl gar einen Mangel der Liebe und Achtung von Seiten ihres Mannes ahnet, und so geneigt wird, dem Gatten ebenfalls ihr Herz zu entziehen. Hat nun das Weib einige Reitze, so kann es nicht fehlen, dass nicht andre Männer ihr den Hof machen sollten; und da sie an jenes Betragen gewöhnt ist und es als den sichersten Beweis der Liebe und Achtung von Seiten der Männer ansieht, so kann es wieder nicht fehlen, dass sie ihr dem Gatten abgeneigtes Herz nicht zu einem andern Manne hinneigen sollte, der es durch Schmeicheleyen aller Art zu gewinnen sucht. So ist dann der Grundpfeiler ehelicher Glückseeligkeit — die herzliche, innige Zuneigung der Gatten gegen einander — untergraben; man bleibt bey einander, nicht durch unsichtbare Bande der Herzen gehalten, sondern weil man sich nicht ohne grosse Schwie-

rigkeit und gemeinschaftlichem Nachtheil trennen kann; man führt ein, wenn auch nicht auffallend unglückliches, doch sehr alltägliches Eheleben, das — den grobsinnlichen Genuss etwan ausgenommen — aller höheren Annehmlichkeiten und reineren Freuden des Geistes und Herzens beraubt ist. Und ist das nicht Unglücks genug? — Sind aber die Männer nicht zum Theil selbst an diesem Unglücke Schuld? — Verständige Weiber lassen sich freylich durch das falsche Benehmen der Männer nicht irre leiten. Sie verachten den niedrigen Schmeichler und sklavischen Liebediener, der, indem er das Weib äußerlich vergöttert, innerlich es nicht viel höher achtet, als ein Thier, dem man gütlich thut und dessen Unart man erträgt, um blofs damit zu spielen, oder wohl gar mit seinem Fleische den Gaumen zu kitzeln. Sie wissen von einem solchen Benehmen gar wohl die Äußerungen des Wohlwollens und der Achtung zu unterscheiden, die aus einem Herzen fließen, das ihnen mit wahrer Zu-

neigung und Ehrerbietung huldigt. »Ja, Bester! — schreibt *Julie* an *St. Preux*, der nicht aufhören konnte, seine Geliebte zu loben und zu bewundern — lobe mich, bewundre mich, finde mich schön, reitzend, vollkommen! Dein Loben gefällt mir, ohne mich misszuleiten, weil ich sehe, dass es die Sprache des Irrthums ist, nicht der Falschheit, und dass Du Dich so täuschest, aber nicht mich so täuschen willst. O, wie die Blendwerke der Liebe so liebenswürdig sind! Ihre Schmeicheleyen sind in gewissem Verstande Wahrheiten. Das Urtheil der Vernunft schweigt, aber das Herz redet. Der Liebende, der an uns Vollkommenheiten lobt, die wir nicht haben, sieht sie in der That so an uns, wie er sie darstellt; er lügt nicht, indem er Lügen sagt; er schmeichelt; ohne sich zu erniedrigen; und wenn man ihm auch nicht glaubt, so kann man ihn doch hochachten.« — So denkt ein verständiges Weib über die Schmeicheleyen der Männer überhaupt und des

liebenden Männer insonderheit. Aber freylich sind nicht alle Weiber *Julien*. Sie geitzen nach den Schmeicheleyen der Männer, als nach einer Leckerey, und sind so thörigt, jedem Manne mit einer glatten und süßen Zunge ein gefalliges Ohr zu leihen. Die armen Betrogenen! — Aber würden die Weiber wohl so thörigt seyn, wenn ihnen die Männer nicht erst den Kopf verrückten? Würden sie wohl so lüstern nach Schmeicheleyen seyn, wenn nicht die Männer durch solche lose Speise ihr Herz zu bestechen suchten?

19.

Über Missheyrathen.

Unter einer *Missheyrath* oder *ungleichen Heyrath (mésalliance)* versteht man gewöhnlich eine Verehelichung, wo beyde Theile nicht aus einem und demselben bürgerlichen Stande sind, oder nicht gleichen Rang haben, wieferne derselbe durch gewisse mit der Geburt vom Staate verknüpfte Vorzüge bestimmt ist. Dieser Begriff von einer Missheyrath ist blos politisch oder juridisch, denn er bezieht sich auf gewisse willkürliche Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch einigen Mitgliedern derselben vermöge ihrer Abstammung aus gewissen Geschlechtern gewisse Vorrechte

ertheilt worden sind. Da nun jene Einrichtungen sich nicht auf eine natürliche oder sittliche Ungleichheit der Menschen gründen oder beziehen — welches, wenn es eines Beweises bedürfte, schon daraus erhellen würde, dass man sich durch Geld oder Verdienst aus einem Stand in den andern erheben kann — so haben sie auch an sich keinen Einfluss auf das natürliche oder sittliche Verhältniss der Gattengegen einander und das daraus entspringende eheliche Glück oder Unglück. Die Erfahrung lehrt auch, dass Missheyrathen dieser Art sowohl glückliche als unglückliche Ehen erzeugen können, und dass folglich auf den bürgerlichen (politischen) Rang und Stand der Personen, die in eine eheliche Verbindung treten, an und für sich betrachtet nichts ankommt. Sie sind also keine *Missheyrathen* im eigentlichen d. h. natürlichen oder sittlichen Sinne, in welchem man darunter Verehelichungen zu verstehen hat, wo beyde Theile in einem solchen Missverhältnisse stehen, dass da-

durch dem Glücke der Ehe nothwendig einiger Abbruch geschieht, oder wo beyden Theilen diejenige Gleichheit fehlt, welche vorausgesetzt wird, wenn sie sich wechselseitig mehr, als jede dritte Person, sollen lieben und achten können. Obwohl nämlich Personen verschiedenen Geschlechts in Ansehung des Geschlechts einander völlig ungleich sind, indem sowohl ihr Körper eine verschiedne Organisazion als ihre Seele einen dieser Organisazion angemessenen eigenthümlichen Charakter hat — eine Ungleichheit, auf welcher selbst die Möglichkeit der Ehe überhaupt beruht — so muss doch, abgesehen von diesem natürlichen und nothwendigen Geschlechtsunterschiede, in Rücksicht auf Geist sowohl als Körper eine gewisse Gleichheit, ein gewisses ebenmäfsiges Verhältniss (Proporzion) zwischen Personen, die sich ehelichen sollen, Statt finden, weil sie sich sonst nach einem alten, sehr wahren, Sprüchworte nicht gern zu einander gesellen würden, weil sonst jene

innige, herzliche Vereinigung der Gatten, wodurch sie Ein Leib und Eine Seele werden sollen, und ohne welche weder die natürlichen noch die sittlichen Zwecke der Ehe gehörig erreicht werden können, unmöglich seyn würde. — Es giebt aber ein doppeltes *Missverhältniss* zwischen Personen verschiednen Geschlechts, woraus, wenn sich dergleichen Personen ehelichen, nothwendig *Missheyrathen* (im eigentlichen Sinne des Worts) entspringen müssen, nämlich ein inneres und ein äüfseres.

1.) Personen verschiednen Geschlechts stehen in einem *inneren Missverhältnisse*, wenn ihre Kultur ungleichartig d. h. wenn durch Erziehung, Umgang und Lage die ganze Denkart, Gesittung und Handlungsweise des Einen anders bestimmt ist, als die des Andern. Solche Personen sollten sich nie ehelichen, weil sie nie eine recht glückliche Ehe führen, weder ihr physisches, noch ihr moralisches Wohlseyn durch einander gehörig befördern werden. Wenn sich auch eine Art

von Zuneigung zwischen ihnen entsponnen hat, so ist dieſs allemal eine bloſs sinnliche Liebe, die nicht dauerhaft ist, ein bloſses Verliebtsein, das flüchtig vorübergeht. Da ihre ganze Art und Weise zu denken, zu empfinden, zu handeln und sich zu benehmen so verschieden ist, so können sie unmöglich mit einander sympathisiren. Sie können einander nicht ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, weil Einer dem Andern nicht nachdenken und nachempfinden kann. Ihre Seelen haben zu wenig gemeinschaftliche Berührungspunkte. Was der Eine kennt, davon hat der Andre vielleicht gar keinen Begriff; was den Einen interessirt, ist dem Andern vielleicht ganz gleichgültig; was dem Einen anständig und ehrbar dünkt, scheint dem Andern unehrbar und unanständig zu seyn. In den alltäglichsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens werden sie einander anstöſsig, sie verwickeln sich in tausend Missverständnisse und Verlegenheiten, und vervielfältigen dadurch ihre Zwistig-

keiten ins Unendliche. So werden sie einander bald gleichgültig, und am Ende gar lästig und widerlich. Wo soll dann das Glück der Ehe herkommen? — Dieſs ist auch die Ursache, warum die politischen oder juridischen Missheyrathen oft zu natürlichen oder sittlichen werden. Nicht der verschiedne Stand an sich ist Schuld, sondern die verschiedne Bildung, welche Personen verschiedner Stände zu erhalten pflegen. Da aber in unsern Zeiten die Bildung sich nicht mehr genau nach dem Stande richtet, so ist es möglich, dass eine *ungleiche* Heyrath im politischen oder juridischen Sinne *gleich* sey im natürlichen oder sittlichen Sinne, und umgekehrt eine *ungleiche* Heyrath in dieser Hinsicht, in jener gleich sey. Ein Mann oder ein Weib vom höchsten Adel kann ein Weib oder einen Mann aus dem Bürgerstande nehmen, ohne eine *Missheyrath* im eigentlichen Sinne zu thun, sobald nur diese jenen an Bildung nicht nachstehen; welches leicht möglich ist, da einzelne Per-

sonen aus dem Bürgerstande jetzt den Adlichen an Bildung oft gleich, wo nicht überlegen sind. Dagegen wird der durch Wissenschaften und Künste und Umgang mit der grossen Welt gebildete Adliche, wenn er ein rohes Landfräulein ehelicht, eben so missheyrathen, als der Bürgerliche von gleicher Bildung, wenn er die Tochter eines gemeinen Landwirths oder Handwerkers zur Frau nimmt, obgleich in beyden Fällen die Gatten von gleichem Stande sind. Bildung scheidet die Menschen weit mehr als Abstammung, und nur dann kann diese einen würklichen Einfluss auf das eheliche Verhältniss haben, wenn sie zuvor auf jene Einfluss gehabt hat. Ein glückliches Natureil aber kann oft (insonderheit beym weiblichen Geschlechte) auch selbst den Mangel der Bildung ersetzen; daher der Fall nicht selten ist, dass Weiber, durch Heyrathen aus einem niedern Stande zu einem hohen Range emporgehoben, sich bald zu finden wussten, indem ihr geschmeidiges Natureil sehr leicht ei-

ne andre Denkart, Gesittung und Handlungsweise anzunehmen fähig war, und dass daher selbst Könige und Fürsten mit Weibern aus dem adlichen oder bürgerlichen Stande eben so gern in ehelichen oder eheähnlichen Verhältnissen lebten, als mit gebornen Prinzessinnen. Nicht die Verschiedenheit des Standes oder der Geburt ist es also, welche Personen verschiednen Geschlechts widerräth, sich mit einander zu verehelichen, sondern die Verschiedenheit ihrer Kultur; und wenn daher Iffland im *Herbsttage* die Treulosigkeit eines Junkers gegen ein gebildetes Mädchen aus dem Bürgerstande mit der Treulosigkeit eines gebildeten Jünglings aus diesem Stande gegen die Tochter eines Handwerkers parallelisirt, und nun den Junker sagen lässt, seine Treulosigkeit sey weit weniger zu tadeln, als die des Letzten, weil dieser mit seinem Mädchen von gleichem Stande sey, er selbst aber nicht: so ist diese Ausrede zwar scheinbar, aber nicht treffend; denn das erste Paar hätte zwar durch die Ver-

ehelichung eine politische oder juridische, aber keine natürliche oder sittliche Missheyrath gestiftet, da hingegen bey dem zweyten Paare die letzte, obwohl nicht die erste Art einer Missheyrath Statt gefunden hätte. Im Grunde aber handelte freylich Einer so schlecht als der Andre, indem Beyde wortbrüchig wurden und ein liebendes Herz betrogen. — Missheyrathen entstehen aber auch

2.) aus einem *äußeren Misverhältnisse* derjenigen Personen, welche sich ehelichen. Dieses findet Statt, wenn ihre körperliche Beschaffenheit ungehörig d. h. wenn der männliche Körper dem weiblichen nicht an Alter, Größe und Kraft überlegen ist. Da der männliche Körper und das ihm beywohnende Geschlechtsvermögen sich später entwickelt und folglich auch länger blüht und dauert, als beym weiblichen Geschlechte, und da der Mann dem Weibe Schutz geben soll, so folgt hieraus von selbst, dass, wenn nicht der Mann einige Jahre älter, einige Zolle größer, und einige Grade

kraftvoller ist, als das Weib, beyde Theile kein gehöriges Verhältniss zu einander haben, um sich zu ehelichen und in der Ehe glücklich zu seyn. Was insonderheit das Alter betrifft, so fühlt Jedermann sogleich das Missverhältniss, wenn ein Weib, dessen Körper schon abgeblüht und zur Fortpflanzung nicht mehr tauglich ist, einen jungen, rüstigen Mann heyrathet. Man kann sich kaum des Lachens und zugleich des entehrenden Gedankens enthalten, dass nichts als Wollust die Triebfeder zu dieser Verbindung von Seiten des Weibes gewesen sey; und wenn es schon ein junges Weib entehrt, Hang zur Wollust zu verrathen, ob diese gleich durch das Feuer der Jugend noch entschuldigt werden kann, wie viel mehr muss ein Weib sich dadurch verächtlich machen, bey dem, wo nicht Grundsätze, doch die Jahre die Heftigkeit der Begierden hätten bezähmen sollen! Dieß scheint auch jene Monarchin gefühlt zu haben, welche neuerlich den Weibern, die das funfzigste Jahr erreicht haben,

durchaus verbot, sich zu verehelichen, wiewohl sie in dem deshalb erlassenen Befehle blos den politischen Grund anführte, dass nicht durch solche Ehen die männliche Kraft unnütz verschwendet werden und so die Volksmenge leiden möchte. Aber abgesehen von diesem Allen wird es jedem bejahrten oder auch noch jungen Weibe schon die bloße Klugheit widerrathen, sich mit einem jungen oder auch nur um wenige Jahre jüngern Manne in eine eheliche Verbindung einzulassen. Sehr richtig sagt KANT: »Der junge Ehemann herrscht über seine ältere Ehefrau. Dieses gründet sich auf Eifersucht, nach welcher der Theil, welcher dem andern im Geschlechtsvermögen unterlegen ist, vor Eingriffen des andern Theils in seine Rechte besorgt ist und dadurch sich zur willfährigen Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu bequemen sich genöthigt sieht. Daher wird jede erfahrne Ehefrau die Heyrath mit einem jungen Manne, auch nur von gleichem Alter, widerrathen; denn im

Fort-

Fortgange der Jahre altert doch der weibliche Theil früher als der männliche, und wenn man auch von dieser Ungleichheit absieht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und ein junges verständiges Weib wird mit einem gesunden aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch besser machen.« — Indessen begreifft man leicht, und Gerechtigkeit und Billigkeit fodern es einzugestehen, dass auch in Rücksicht der Überlegenheit des Mannes über das Weib an Jahren die Natur eine gewisse Gränze gesetzt hat, welche von keinem Manne überschritten werden darf, ohne sich selbst und den andern Theil unglücklich zu machen. Diese Gränze lässt sich zwar im Allgemeinen nicht genau bestimmen, weil die Individuen in Ansehung der körperlichen Kraft und Dauerhaftigkeit so verschieden sind; indessen liesse sich im Durchschnitte wohl annehmen, dass höchstens der Mann noch einmal so alt als sein Weib seyn

dürfe. Was drüber ist, ist in den meisten Fällen sicher vom Übel. Die Gleichheit ist dann offenbar ganz aufgehoben, und wie soll da auf »Eintracht, welche sich auf Gleichheit gründet« — wie KANT so eben sagte, mit Sicherheit gerechnet werden können, wo ein so auffallendes Missverhältniss an Jahren Statt findet, dass der eine Theil sich schon dem Greisenalter nähert und mit einem Fuſse im Grabe steht, während der andre sich in der Blüthe seiner Jahre befindet und das Leben erst zu genieſsen anfängt? — Jugend und Alter sind schon an sich in Rücksicht ihrer Art zu denken, zu empfinden, zu handeln, sich zu benehmen, so verschieden, dass zu dem äuſsern Missverhältnisse sich noch ein inneres gesellt, und wahres eheliches Glück, das lediglich aus der innigen Verbindung der Herzen durch wechselseitige und ausschlieſsende Liebe entspringt, fast unmöglich macht. Kein Weib in der Welt wird sich in der Blüthe ihrer Jahre einem Manne, der ihr an Jahren mehr als dop-

pelt überlegen, ist, so leicht aus Liebe hingeben. Die meisten, die sich zu solchen Heyrathen entschliefsen, werden durch Überredungen, Drohungen, Familienrücksichten, Aussichten auf Ehre und Reichthum oder sonst durch andre Gründe bestimmt. Der Mann bekommt also eigentlich nicht ein Weib, sondern nur einen weiblichen Körper ohne ein weibliches Herz; er empfangt Genuss ohne Liebe, und vermag das, was er empfängt, kaum zur Hälfte wieder zu geben. Wollte er blofs eine ohnmächtige Kraft durch die frischen Reitze eines jungen Weibes von neuem beleben — behandelt er dann dieses Weib viel besser, als eine feile Buhldirne? Oder wollte er nur gepflegt und gewartet seyn — ist ihm dann die Gattin mehr, als eine Dienstmagd, oder ist sie vielleicht noch weniger als die, ist sie nicht eine Sklavin, da jene den Dienst aufkündigen kann, wenn sie will, die Gattin aber bis an seinen Tod an ihn gekettet ist? Oder glaubte er bald zu sterben und seiner jungen Frau ein ansehnliches Ver-

mögen zu hinterlassen, mit welchem ausgestattet sie eine andre Partie nach ihrem Geschmacke eingehen und nach seinem Tode noch ein glänzendes Glück in der Welt machen könnte — aber weiſs er denn gewiſs, dass er bald sterben wird, und wendet er nicht vielleicht alle ersinnliche Mittel, selbst die Pflege seines Weibes an, um sein Leben so lang als möglich zu fristen? Und wenn nun das unglückliche junge Weib ihre schönsten Jahre in einer Verbindung, die ihr Herz verabscheut, vertrauern muss, wenn sie ihre Bestimmung, Mutter zu werden, verfehlt, und alle die mit diesem heiligen Namen verknüpften Freuden entbehren muss, wenn sie mit einem durch Gram und Jahre halb abgeblühten Körper kaum auf eine andre Verbindung, von reiner Liebe geschlossen, rechnen darf; kann sie dafür durch alle die Schätze entschädigt werden, die sie als Wittwe in ihre Gewalt bekommt, ohne sie recht genieſsen zu können? — Und endlich was für moralischen Gefahren wird ein

Weib nicht durch eine solche Verbindung ausgesetzt — Gefahren, die um so gröfser sind, je heftiger ein gereitzter aber nicht ganz befriedigter Trieb zu würken, und so nicht blofs die natürliche Gesundheit des Körpers, sondern auch die sittliche der Seele zu zerstören pflegt! Sollten sich daher auch hin und wieder Beyspiele aufweisen lassen, wo dergleichen Missheyrathen dennoch keine ganz unglücklichen Ehen erzeugt haben, so werden doch Pflicht und Klugheit den gewissenhaften und vorsichtigen Mann immer sehr bedenklich machen, einem Weibe zu einer solchen Verbindung die Hand zu bieten.

Aufser dem körperlichen Missverhältnisse aber giebt es weiter kein äufseres Missverhältniss, welches dem Glücke der Ehe nachtheilig wäre. Vom Verhältniss des Standes ist schon das Nöthige bemerkt worden. Was aber die Vermögensumstände betrifft, so ist es freylich gut, wenn Beyde auch hierin einander ungefähr gleich sind, damit keiner

nachher etwa dem Andern darüber Vorwürfe mache. Wenn aber Gatten gute Menschen sind, und sich in der That lieben, so ist kein so unedler und beleidigender Vorwurf zu fürchten, sondern Jeder wird sich nur um so glücklicher fühlen, je glücklicher er den Andern gemacht hat. Ungleichheit des Vermögens darf also Niemanden, der sonst weise gewählt hat, bedenklich machen.

13.

ÜBER EHEVERBOTE.

Man hat sehr oft Dinge in der menschlichen Gesellschaft aus der Natur abgeleitet, die nur die Politik erzeugte; und dagegen wieder Dinge aus der bloßen Politik erklärt, die ihren Grund in der Natur hatten. Am öftersten ist dieß bey solchen Gegenständen geschehen, welche beyder Arten der Ableitung fähig waren, indem die Politik einem Winke der Natur folgte und eines besondern Interesse's wegen durch Gesetze dasjenige bestätigte und erweiterte, worauf die Natur schon durch gewisse unwillkürliche Regungen des Gemüths um anderweiter Zwecke willen hindeutete.

Vielleicht ist eben dieſs der Fall bey den vom Staate verbotenen *ehelichen Verbindungen zwischen den nächsten Verwandten.* Sollten wohl diejenigen ganz Unrecht haben, welche einen natürlichen Grund dieses Verbots annehmen? Freylich möchte ich denselben nicht gerade einen natürlichen *Abscheu* nennen; aber eine gewisse von der Natur herrührende *Abneigung*, oder vielmehr ein natürlicher *Mangel an derjenigen Zuneigung*, welche Personen verschiedenen Geschlechts zur Ehe anreitzt, dürfte doch wohl zwischen den nächsten Verwandten beyderley Geschlechts Statt finden.

Man sage nicht, dass es ja Fälle genug gegeben habe, wo Eltern mit Kindern, Brüder mit Schwestern sich begatteten, und dass also kein Mangel an Neigung zu solchen Verbindungen von Natur Statt finden könne, sondern dass dieser bloſs durch Erziehung, Gesetze und Gewohnheit erkünstelt sey. Denn es haben sich ja auch Menschen mit Thieren

auf diese Art vermischt; und doch wird wohl Niemand läugnen wollen, dass der Mensch von Natur eine Abneigung von solchen Vermischungen habe. Der menschliche Geschlechtstrieb kann sich, weil der Mensch vermöge seiner höhern Bestimmung nicht vom blofsen Instinkte abhangt, auf mancherley Weise verirren, und selbst da Befriedigung suchen, wo er sie nicht suchen würde, wenn er blofs dem natürlichen Gefühle folgte. Und zu welchen Ausschweifungen kann nicht ein durch Zufall und Gelegenheit gereitzter oder durch Vorurtheil und Aberglauben irregeführter Naturtrieb verleiten! — Man sage auch nicht, dass man bey den Thieren, welche in Ansehung des Geschlechtstriebes gröfstentheils einerley Naturgesetzen mit den Menschen unterworfen seyen, keine solche Abneigung finde. Müssen denn alle Anlagen der feiner organisirten Menschennatur auch in der gröber organisirten vernunftlosen Natur angetroffen werden? Haben nicht die meisten Neigungen und Triebe in jener

schon ursprünglich gewisse Bestimmungen (Modifikazionen) vor dieser voraus, wodurch sie gleichsam eine edlere Gestalt, eine zweckmäfsigere Richtung bekommen? Das Thier vergisst nach und nach seine Abstammung in auf- und absteigender Linie, und hat eigentlich gar keinen Begriff von Verwandtschaft. Wie und wozu hätte ihm die Natur eine Abneigung von der Begattung innerhalb gewisser Grade der Verwandtschaft einpflanzen sollen? — Man sage endlich auch nicht, dass sich keine Gränzlinien angeben lassen, wie weit jener Mangel an Neigung zu ehelichen Verbindungen mit den nächsten Verwandten gehe, und welches denn eigentlich diese nächsten Verwandten seyen. Die Natur thut keine Sprünge; bey ihr verliert sich Alles nach und nach in unmerklichen Abstufungen. Da sich jener Mangel an Neigung bey allen gebildeten und selbst bey rohen Nazionen findet, die nichts von Politik wissen, da er sich aber bey Personen, die blofs mit einander aufgewachsen sind, ohne verwandt-

oder wenigstens nahe verwandt zu seyn, nicht findet, so ist doch wohl Grund genug da, hier einen Wink, eine Anlage der Natur zu vermuthen.

Wie und wodurch die Natur eine solche Abneigung uns einpflanzte, lässt sich freylich nicht erklären, wie Alles, was Naturtrieb, Anlage heißt. Wir können blofs aus gewissen Thatsachen der Erfahrung, die wir im rohen oder gebildeten Zustande des Menschen wahrnehmen, folgern, dass dergleichen vorhanden sey, und können dann weiter nichts sagen, als dass es nun einmal so sey. Was aber die Natur dabey für eine Absicht hatte, lässt sich allenfalls vermuthen. Die Natur liebt Mannichfaltigkeit der Formen; es ist aber bekannt, dass die Formen anerben. Da nun die Menschen gröfstentheils in den Familien beysammen bleiben, bis sie erwachsen und selbst zeugungsfähig sind, so würden ohne jene Abneigung sehr häufig Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern sich ehelichen. Dadurch würde eine zu grofse Ein-

förmigkeit in der menschlichen Gestalt nach den Familien entstehen; es würden gewisse Mängel der Organisazion, die sich fast an jedem Individuum finden, nach und nach in den Familien erblich werden, und daraus vielleicht wesentliche Degenerazionen in einzelnen Familien entspringen; es würden endlich die Bande der Zuneigung und des Vertrauens, wodurch Menschen zur allgemeinen Geselligkeit geleitet werden sollen, desto loser und lockerer werden, je enger sie in den Familien durch fortwährende Verheyrathung der Familienglieder geknüpft würden. Allen diesen Inkonvenienzien wollte die Natur durch jenen Mangel an Neigung zu ehelichen Verbindungen mit den nächsten Verwandten vorbeugen. Bey den Thieren hatte sie dieſs gar nicht nöthig. Da diese nicht so wie die Menschen beysammen leben, indem die Erzeugten sich gröſstentheils schon früher von den Eltern trennen, als sie zeugungsfähig sind, und da die natürliche Zuneigung der Erzeugten gegen ihre Erzeuger

und gegen einander bey ihnen bald erlischt, indem sie durch keine Begriffe von Verwandtschaft und Familienfreundschaft fixirt wird: so war bey ihnen gar nicht zu fürchten, dass der Fall der Begattung zwischen den nächsten Verwandten so häufig als bey den Menschen vorkommen würde; und wenn er vorkam, so konnte er für die allgemeine Geselligkeit der Thiergattungen keine so nachtheiligen Folgen haben, weil eine solche Geselligkeit, wie sie bey der Menschengattung zur vollkommnen Entwickelung und Ausbildung aller ihrer Anlagen Statt finden sollte, gar nicht im Plane der Natur lag. Die Thiere bedurften also gar keiner natürlichen Abneigung von dergleichen Verbindungen.

So wie nun die Natur um ihrer Zwecke willen die ehelichen Verbindungen der nächsten Verwandten durch eine Art von natürlichem Abscheu zu hindern gesucht hat, so hat auch der Staat, indem er dem Winke der Natur folgte, um seiner Zwecke willen dieselben durch eine

Art von erkünsteltem Abscheu zu hindern gesucht, und sie daher durch Strafgesetze verboten. Dem Staate musste daran gelegen seyn, dass nicht jede Familie ein zu abgesondertes Ganze, gleichsam einen Staat im Staate, machte, sondern dass sich die einzelnen Bürgerfamilien durch Verheyrathung mit einander vermischten, damit ihr Eigenthum möglichst vertheilt und die Bande der Freundschaft unter den Bürgern möglichst verbreitet und verschlungen würden. (Eben darum wollte PLATO sogar die *Gemeinschaft der Weiber* in seinem idealischen Staate eingeführt wissen). Da der Staat ferner, ohne die Zwecke der Natur selbst zu stören, und die natürliche Freyheit der Bürger zu sehr zu beschränken, den vertrautesten Umgang zwischen den nächsten Verwandten nicht verwehren konnte und durfte, und da dieser Umgang der Kinder mit den Eltern und mit einander selbst gewöhnlich bis in die Jahre fortgesetzt wird, wo der Geschlechtstrieb erwacht und oft sehr lebhaft erwacht: so

konnte der Staat, wenn er nicht wollüstige Ausschweifungen mitten im Schoofse der Familien sich erzeugen und verbreiten lassen wollte, eheliche Verbindungen der nächsten Verwandten nicht gleichgültig zulassen, und musste jene Ausschweifungen sehr hart verpönen, um davon im voraus abzuschrecken. Hier mussten nun aber gewisse Gränzlinien gezogen d. h. die Grade der Verwandtschaft, innerhalb welchen Verheyrathungen Statt finden konnten oder nicht, bestimmt werden. Freylich eine schwere Aufgabe, um sich zwischen dem Zuviel und Zuwenig in der Mitte zu halten, und so weder seinen Zweck zu verfehlen noch auch der Freyheit zu vielen Abbruch zu thun. Er half sich also dadurch, dass er bey den nähern Graden die Verehelichung durchaus untersagte, bey den entferntern sie durchaus gestattete, bey den mittleren hingegen sie nur mit seiner ausdrücklichen Bewilligung gegen eine gewisse Abgabe gestattete d. h. von seinem Verbote dispensirte. Dieses Dispensiren war

zwar eine neue Klippe für den Staat, weil es leicht zu einer Erwerbsquelle für ihn gemissbraucht werden und so ihn selbst verächtlich machen konnte; allein die Sache selbst hat doch ihren guten Grund. So wie nämlich die Natur jene Abneigung in gewissen Abstufungen vertheilt zu haben scheint, dass endlich dieselbe unter den entfernten Verwandten ganz verschwindet so musste es auch der Staat machen. Es würde ein auffallender Sprung seyn, wenn er geradezu sagte: Jene Grade sollen ohne Ausnahme verboten seyn, diese nicht. Er setzt also zwischen das unbedingte Verbot und die unbedingte Erlaubniss' noch ein bedingtes Verbot und eine bedingte Erlaubniss; und um auch hier noch die Abstufungen bemerklich zu machen, so macht er in den mehr nahen Verwandtschaftsgraden mehr, in den weniger nahen weniger Schwierigkeiten beym Dispensiren; zu welchen Schwierigkeiten denn auch die Geldsummen gehören, die in solchen Fällen gezahlt werden müssen. Der Staat

muss

muss sich also nur hüten, dass er nicht durch Vervielfältigung der Dispensazionsfalle und durch Erhöhung der Dispensazionsgebühren in den Verdacht falle, als sey es ihm blofs um diese Gebühren zu thun. Wie wär's, wenn er dieselben in eine Heyraths- oder Wittwenkasse deponirte, um sich dadurch alles bösen Verdachts zu entschütten?

14.

ÜBER BEFÖRDERUNG DER EHEN DURCH DEN STAAT.

Ein Staat, dem daran gelegen ist, dass er durch die Anzahl und Stärke seiner Bürger mächtig sey, und dass keine Sittenlosigkeit in demselben einreisse, wodurch endlich die Sicherheit und Wohlfahrt des Staates untergraben wird, hat vorzüglich darauf zu sehen, dass nicht die *Ehelosigkeit* in demselben über Hand nehme. Das erste Mittel, worauf ein Staat etwa verfallen könnte, um diesem Übel vorzubeugen, wäre vielleicht eine Hagestolzensteuer als Strafe der Ehelosigkeit einzuführen, um davon abzu-

schrecken. Allein dieses Mittel ist durchaus verwerflich, weil es die menschliche Freyheit auf einer ihrer empfindlichsten Seiten angreift. Zuvörderst müsste doch wohl ein Unterschied zwischen verschuldeter und unverschuldeter Ehelosigkeit gemacht werden; denn unverschuldete Ehelosigkeit zu bestrafen, würde allen Grundsätzen der Gerechtigkeit offenbar widerstreiten. Wie kann aber der Staat wissen, wo die Ehelosigkeit verschuldet und wo sie nicht verschuldet sey? Wer hat das Recht, nach den Gründen zu fragen, die Jemanden bestimmen, ehelos zu bleiben, und die vielleicht so beschaffen sind, dass sie kein Mensch dem andern gern entdeckt? Und wer hat das Recht, Jemanden zu zwingen — jene Steuer aber ist eine Strafe, und jede Strafe ein Zwangsmittel — eine Verbindung mit einem andern Menschen einzugehen, von der er vielleicht eine natürliche Abneigung hat, und bey welcher doch, wenn sie glücklich ausschlagen soll, die herzlichste Zuneigung zum Grunde

liegen muss? Weg also mit solchen gewaltsamen Maafsregeln!

Ein andres Mittel wäre die Errichtung einer Heyrathskasse, aus welcher ganz unbemittelte Mädchen dotirt würden, um junge Männer zu Verbindungen mit ihnen anzureitzen. Allein obgleich dieses Mittel weniger verwerflich ist, so ist es doch auch nicht sehr empfehlungswürdig. Von den Schwierigkeiten der Errichtung einer solchen Kasse will ich Nichts gedenken. Wenn alle Ehepaare eine freywillige Beysteuer dazu gäben, und alle Brautpaare bey ihrer Trauung Etwas zu diesem Behufe zahlten, und alle Dispensazionsgebüren nebst den Mahlschätzen der Eheleute, welche vom Staate wieder getrennt würden, in diese Kasse flöfsen — wogegen dann freylich die Konsistorien wieder entschädigt werden müssten — so möchte vielleicht schon ein ganz artiger Fond zusammenkommen. Indessen würde dadurch blofs der Ehelosigkeit in den niedern Ständen, nicht aber in den höhern, wo sie doch am herrschendsten ist

und die nachtheiligsten Folgen hat, vorgebeugt werden; denn die Ausstattungen aus der Heyrathskasse würden immer so gering bleiben, dass damit blofs die erste Einrichtung der kleinen Haushaltung eines gemeinen Landwirths oder Handwerkers bestritten werden könnte. Und dann ist es immer ein Unglück, wenn Männer blofs durch die zu hoffende Ausstattung gereitzt werden sollen, einem armen Mädchen die Hand zu bieten. Viel weiser machte es *Lykurg*, der durch ein Gesetz verordnete, alle Jungfrauen ohne Unterschied ohne Mitgift zu verheyrathen, damit nämlich — wie er nach PLUTARCH's Erzählung sagte — »weder Einige aus Armuth ohne Männer blieben, noch Andre blofs ihres Reichthums wegen gesucht würden.« — Er wollte also, dass die Männer blofs durch den Werth der Weiber selbst bey ihrer Wahl geleitet, dass die Ehen nicht von dem Eigennutze, sondern von der Liebe geschlossen werden sollten.

Wenn demnach das erste Mittel un-

gerecht und unbillig ist, so ist das andre unzureichend und unzweckmäßig. Weder Furcht vor Schaden, noch Hoffnung des Gewinns, weder Strafe noch Belohnung darf sich in eine Verbindung mischen, die auf inniger, herzlicher Zuneigung beruhen soll, und nur von dieser geknüpft gedeihen kann. Wenn aber der Staat die Ehen befördern will, so ist es ihm unstreitig um die Beförderung glücklicher Ehen zu thun, da ihm unglückliche Ehen keinen wahren Vortheil bringen können. Um nun Ehen, und zwar glückliche Ehen zu befördern, braucht der Staat gar keine besondern, darauf ausdrücklich angelegten Mittel anzuwenden. Sein Geschäfft ist in dieser Hinsicht blofs **negativ**. Er schaffe nur die Hindernisse hinweg, die in unsern Zeiten der Verehelichung entgegenstehen, und die Menschen werden sich schon von selbst zusammenfinden! — Das Haupthinderniss nun besteht offenbar darin, dass es so vielen Menschen an dem nöthigen Unterhalte für eine Familie fehlt, und

dass sie diesen in ihrer Lage durch die angestrengteste Thätigkeit nicht erschwingen können. Eine Menge von Menschen, besonders in Städten und hauptsächlich in gröfseren Städten, wo viele Kollegien und ansehnliche Garnisonen sind, leben von ärmlichen Besoldungen, die kaum hinreichen, Einem Menschen das Leben zu fristen, geschweige mit einer ganzen Familie anständig zu leben. Ihr Beruf aber beschränkt sie oft so auf eine gewisse Art der Thätigkeit, dass sie aufser ihren Berufsarbeiten nichts Anderes treiben können oder dürfen, und folglich ihnen alle übrigen Erwerbsquellen verschlossen sind. Diese Menschen können also schlechterdings nicht heyrathen, so lange sie nicht ein reichlicheres Einkommen haben. Ehe sie aber so weit in die Höhe rücken, bis sie dieſs finden — Manchen ist noch obendrein dieses in die Höhe Rücken durch bürgerliche Verhältnisse unmöglich gemacht — sind ihre besten Jahre verstrichen; die Neigung zum Heyrathen ist also entweder ganz

verschwunden, oder sie fürchten, ein junges Weib unglücklich und sich selbst lächerlich zu machen. *) Sie bleiben also ehelos bis an ihr Ende, nachdem sie entweder ein ausschweifendes oder ein freudeloses Leben geführt haben. Die Würkung wird nun wieder zur Ursache. Eine Menge von Mädchen, besonders die, welche wenig oder gar keine Aussichten zur Ehe wegen ihrer Vermögensumstände haben, werden verführt und verführen wieder; sie sinken endlich so tief herab, dass sie den Lüsten eines jeden Mannes ihren Körper für ein, oft geringes, Stück Geld Preis geben; oder der Staat — *hor-*

*) Ein berühmter Philosoph unsrer Zeiten antwortete auf die Frage, warum er nicht geheyrathet habe: »Als ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich keine ernähren; als ich sie aber ernähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen.« — So kärglich besoldete der Staat einen Mann, dessen Verdienste um Philosophie und Wissenschaft überhaupt die späteste Nachwelt mit dankbarer Verehrung lobpreisen wird!

ribile dictu! — lässt wohl gar unter Ausbedingung eines gewissen Antheils von dem Sündenlohn öffentliche Institute errichten, wo lebende — oder vielmehr schon lebendig entseelte — weibliche Körper, wie auf einem Fleischmarkte, zum Behuf eines vorübergehenden Sinnenkitzels feilgeboten werden, damit diejenigen Staatsbürger, welchen der Staat für ihre Dienste nicht so viel Sold oder Lohn giebt, um in einer ordentlichen Ehe leben zu können, doch ihren Naturtrieb zu befriedigen Gelegenheit haben. Dadurch werden dann von neuem junge Männer verleitet, den blofs sinnlichen Genuss zu suchen und sich mit ihm zu begnügen, so dass sie, wenn sie auch heyrathen könnten, gleichwohl nicht heyrathen, um nicht das Joch des Ehestandes, wie sie es nennen, ertragen zu müssen. Auf diese Art greifft das Verderben immer weiter um sich, und Brodlosigkeit, Ehelosigkeit und Sittenlosigkeit erzeugen sich wechselsweise und werden von einander erzeugt.

Der Nachtheil, der hieraus dem Staate erwächst, ist so offenbar, dass es nicht nöthig ist, denselben ausführlich zu zeigen. Nur Einen Umstand will ich bemerklich machen, der in unsern Zeiten vorzügliche Beherzigung verdient. Man klagt allemein, dass der Patriotism erloschen sey, dass überall ein Geist des Aufruhrs, der Empörung gegen die rechtmälsige Obrigkeit, der Umstürzung der bestehenden Verfassungen herrschend sey. Wie kann dieser Geist am leichtesten unterdrückt, wie der Patriotism wieder belebt werden? — Nichts fesselt den Bürger mehr an den Staat, als Weib und Kind; Nichts macht ihn geschmeidiger, als die Rücksicht auf das Wohl seiner Familie; Nichts nöthigt ihn mehr, sich manches Unangenehme gefallen zu lassen, als die Furcht, mit Weib und Kind darben zu müssen, als der Wunsch, seine Erzeugten zu nützlichen, geachteten und glücklichen Bürgern des Staats erziehen zu können. Er hat also bey Staatsumwälzungen allemal mehr zu verlieren, als

zu gewinnen; er ist schon durch sein Privatinteresse genöthigt, an dem Interesse des Staats thätigen Antheil zu nehmen. Den Ehelosen kümmert die allgemeine Wohlfahrt weniger; der Egoism ist ihm natürlich, denn er hat nur für sich selbst zu sorgen; wenn er auch nirgends eine bleibende Stätte hat, so darf er doch allenthalben so viel zu finden hoffen, um sein Leben von einem Tage bis zum andern zu fristen. Er hat also bey Staatsumwälzungen mehr zu gewinnen, als zu verlieren; er hat Hoffnung, sich empor zu schwingen und zu bereichern, und misslingt ihm sein Unternehmen, so leidet darunter Niemand als er selbst. Das beste Mittel, das der Staat ergreiffen kann, den Ungewittern der Rebellionen und Revoluzionen vorzubeugen, ist folglich die Beförderung der Ehen, und das beste Mittel, der Ehelosigkeit vorzubeugen, ist jedem jungen Bürger, der zum Manne gereift ist und dem Staate mit seinen Kräften dient, so viel Lohn und Brod zu geben, dass er mit ei-

ner Familie seinem Verhältnisse gemäfs leben kann. Hierzu aber die Mittel ausfindig zu machen, ist eine Aufgabe, deren Lösung dem Politiker anheim fällt, der es mit seinem Vaterlande und mit der Menschheit überhaupt redlich meynt.

15.

ÜBER EHESCHEIDUNGEN.

Ehen werden mit Recht auf Lebenslang geschlossen; Menschen können, weil sie vernünftige Wesen sind, nicht mit einander übereinkommen, ihren Geschlechtstrieb durch einander zu befriedigen, ohne sich einander ganz und auf immer zum Eigenthume hinzugeben. Indessen folgt daraus nicht, dass sie gar nicht wieder getrennt werden könnten. Jede Verbindung, die Menschen mit einander durch Vertrag schliefsen, kann durch Menschen wieder aufgelöst werden; folglich auch die eheliche Verbindung. Ursprünglich kommt dieses Recht der Auflösung den Kontrahenten, mithin in diesem Falle

den Gatten selbst zu. Aber so bald die Gatten Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft sind, so steht die Ehe sammt ihren Erzeugnissen unter der Aufsicht und dem Schutze des Staats. Dieser kann, da seine Wohlfahrt und seine Subsistenz sogar von der Ehe abhangt, nicht zugeben, dass Ehen leichtsinnig geschlossen und leichtsinnig getrennt werden. Wie er daher weislich mit der Eheschliefsung gewisse Feyerlichkeiten und öffentliche Ankündigungen verknüpft, und auch wohl selbst das Ansehen der Religion zu Hülfe gerufen hat: so hat er sich auch ein Urtheil in Ansehung der Ehescheidung vorbehalten, damit weder dem einen Gatten, noch den Kindern durch willkürliche und eigenmächtige Trennungen Unrecht geschehe.

Der Staat befindet sich aber hierbey in einer gefährlichen Alternative. Ist er zu mild in Ansehung der Scheidungen, so wird er selbst die Heiligkeit der Ehe in den Augen des Volkes schmalern, die Scheidungen sich immer mehr vervielfäl-

tigen sehen, und statt das Übel, die unglücklichen Ehen, zu mindern, dasselbe nur noch ärger machen, indem er den bey einer Sache, wo Leidenschaft so oft im Spiele ist, ohnehin grofsen Leichtsinn in Schliefsung der Ehe und Beobachtung ihrer Pflichten befördert und ebendadurch die unglücklichen Ehen selbst vermehrt. Ist er aber zu streng, so wird er in tausend Fallen Menschen bey einander zu leben nöthigen, die durchaus nicht zu einander gehören, die nicht blofs sich selbst, sondern auch ihre Erzeugten, wenn sie dergleichen haben, physisch und moralisch unglücklich machen. Der Staat muss also eine Mittelstrafse gehen. Aber welches ist dieselbe?

Zuvörderst steht der Grundsatz vest: Die Scheidung darf nicht der Willkür und Eigenmacht beyder, und noch viel weniger Eines Kontrahenten überlassen werden, sondern der oder die Gatten, welche geschieden seyn wollen, müssen ihre Ursachen vor einem ordentlichen Gerichtshofe darlegen, und von diesem die

Entscheidung erwarten. Denn wenn die Scheidung entweder Einem Ehegatten, z. B. dem Manne, weil dieser das Weib genommen hat, oder beyden zugleich überlassen wird, so können in dem ersten Falle die grölsten Ungerechtigkeiten verübt werden, indem die Gattin dem Despotisme des Mannes, der sie nach Belieben verstolsen kann, Preis gegeben wird; in dem zweyten aber werden sich die Scheidungen sehr vervielfältigen, weil dann bey vorfallenden Uneinigkeiten kein Theil dem andern so leicht nachgeben und die Hand zur Aussöhnung bieten, sondern beyde sich sofort von einander trennen werden; wobey dann auch das Wohl der etwa vorhandenen Kinder gefährdet wird. Die Obrigkeit muss also scheiden; bey ihr müssen die Scheidungsgründe von einem oder beyden Theilen vorgelegt, und von ihr darüber in Form Rechtens erkannt werden.

Welche Ursachen hat demnach die Obrigkeit als gültig anzuerkennen? — Unstreitig alle diejenigen Beschaffenheiten und

und Handlungen des einen oder des andern Gatten, welche dem Ehevertrag entgegen sind und nicht entfernt oder aufgehoben werden können. Durch den Ehevertrag machen sich zwey Personen beyderley Geschlechts anheischig, erstlich, ihren Geschlechtstrieb durch einander, und zwar mit Ausschliefsung jedes anderweiten Gegenstandes, zu befriedigen, zweytens, einander mit Liebe und Achtung zu begegnen, folglich an Allem, was sie zu thun, zu genieſsen und zu ertragen haben, so weit es möglich ist, gemeinschaftlich Theil zu nehmen, und so ihr physisches und moralisches Wohlseyn auf alle Weise zu befördern. — Hiernach werden sich die gültigen Scheidungsursachen leicht ausfindig machen lassen. Sie sind folgende:

1.) Wenn ein Gatte um irgend einer Ursache willen zur Befriedigung des Geschlechtstriebes des andern überhaupt unfähig ist. Wohl zu merken *ist*, nicht *wird*. Denn wenn die Unfähigkeit erst durch irgend einen Zufall während der

Ehe eintritt, so ist wegen der Verbindung beyder Gatten zu einem Ganzen (Einem Leibe) es anzusehen, als wenn der Zufall den Andern selbst betroffen hätte, mithin Beyde zugleich unfähig geworden wären. Die Scheidung kann also dann aus diesem Grunde nicht erfolgen. Eben dieſs ist der Fall, wenn die Unfähigkeit gehoben werden kann, wie sich von selbst versteht. Wenn aber die unheilbare Unfähigkeit schon vor Schlieſsung der Ehe da war, und der Unfähige es dem andern Theile nicht entdeckte, entweder aus Unwissenheit oder Betrug, so muss, wenn der andre Theil die Verbindung nicht freywillig fortsetzen will, ohne Anstand geschieden werden, weil der Ehevertrag so gar nicht erfüllt werden konnte. Aus diesem Grunde ist dieſs auch keine eigentliche Scheidung, sondern blos eine Erklärung des Staats, dass die von ihm zur Schlieſsung der Ehe verordneten äuſsern Formalitäten in diesem Falle blosse Formalitäten gewesen seyen, weil die Ehe nicht würklich

vollzogen werden konnte, indem die innere Bedingung der Eheschließung fehlte.

2.) Wenn ein Gatte seinen Geschlechtstrieb durch irgend einen anderweiten Gegenstand als den andern Gatten befriedigt. Dieser Gegenstand mag seyn ein Thier oder ein Mensch, und in diesem Falle der pflichtvergessene Gatte selbst oder eine dritte Person, und in diesem Falle wieder eine Person des gleichen oder des entgegengesetzten Geschlechts, und im letzten Falle endlich eine noch unverheyrathete oder schon verheyrathete Person: so muss in allen diesen Fällen die Scheidung ohne Weigerung erfolgen, wenn der beleidigte Theil sie fodert und die Verletzung seines Rechts erweist. Denn da der pflichtvergessene Gatte in allen diesen Fällen dem Ehevertrage entgegen seinen Geschlechtstrieb nicht durch den Gatten, sondern durch einen andern Gegenstand — wär' es auch durch ihn selbst geschehen — befriedigt hat, so hat er die Ehe

gebrochen. Mithin gehört hieher nicht blofs der schlechthin sogenannte Ehebruch, sondern auch alle unnatürliche Befriedigungen des Geschlechtstriebes, sie haben Namen, wie sie wollen. Es ist inkonsequent, bey einigen (z. B. der Selbstschwächung) eine Ausnahme machen zu wollen, da ja der Ehevertrag dadurch eben sowohl gebrochen wird, als durch andre Vergehungen der Art. Auch beweist der pflichtvergessene Gatte durch alle diese Vergehungen, dass es ihm an wahrer Liebe und Achtung gegen den andern Gatten fehle, und macht sich ebendadurch auch der Liebe und Achtung desselben unwürdig; folglich ist auch die zweyte Bedingung des Ehevertrags aufgehoben, und die Scheidung muss um so mehr erfolgen, wenn sie gefodert wird.

5.) Wenn ein Gatte den andern böslich verlässt, es geschehe diefs nun (nach einer etwas gezwungenen juristischen Eintheilung) unsichtbar, indem er ihm den Beyschlaf verweigert, oder sichtbar, indem er sich örtlich von ihm

entfernt. Auch hier muss die Scheidung erfolgen, wenn sie der Verlassene sucht, weil ein solches Betragen sowohl der ersten als der zweyten Bedingung des Ehevertrags entgegen, mithin die Ehe ebenfalls dadurch gebrochen ist. Indessen kann der Staat die Scheidung nach Verhältniss der Umstände längere oder kürzere Zeit aufschieben, um zu sehen, ob nicht durch freywillige Aussöhnung, oder durch Vorstellungen und Ermahnungen von Seiten der Obrigkeit oder der Religionsdiener, der Verlassende bewogen werde, zu seiner Pflicht zurückzukehren. Nur darf der Staat keine Zwangsmittel, als Geld- oder Gefängnissstrafe, anwenden, um den Verlassenden dazu zu nöthigen. Denn erstlich sind diese Strafen gröfstentheils fruchtlos, indem der Verlassende, wenn ihm einmal der Umgang mit dem andern Gatten unausstehlich geworden ist, lieber diese Strafen leiden, und so die Scheidung, welche bey hartnäckiger Weigerung doch am Ende erfolgt, ertrotzen, als dem verabscheuten

Umgange sich wieder aussetzen wird. Wenn daher gütliche Mittel nichts helfen, so helfen Zwangsmittel gewifs noch weniger, indem diese nur mehr erbittern. Sollte auch der Verlassende sich dadurch bestimmen lassen, auf eine Weile zu seiner Pflicht zurückzukehren, so lässt sich Eins gegen Hundert setzen, dass in Kurzem alles das Unheil von Neuem entstehen werde, was ihn vorher zur Verlassung bestimmte. Und da Liebe und Achtung sich durchaus nicht erzwingen lassen, so kann dem Verlassenen nicht einmal damit gedient seyn, wenn der andre Theil zur Fortsetzung der ehelichen Verbindung gewaltsam genöthigt wird. Was aber insonderheit die unsichtbare Verlassung oder die Verweigerung des Beyschlafes betrifft, so ist bereits im zweyten Abschnitte ausführlich gezeigt worden, dass der Beyschlaf keine eheliche Pflicht im eigentlichen Sinne, wenigstens keine Zwangspflicht, sondern nur eine Liebespflicht genannt werden könne, und dass daher der Staat auch kein

Recht habe, Jemanden dazu mit Gewalt anzuhalten. Besteht also der eine Theil auf der Weigerung, so bleibt dem andern nichts übrig, als auf Scheidung zu klagen, und der Staat kann sie nicht vorenthalten. Er kann höchstens dem schuldigen Theile eine angemessene Geldbuſse, als eine Art von Entschädigung für den beleidigten Theil, auferlegen.

4.) Wenn ein Gatte den andern überhaupt so behandelt, dass man daraus auf einen gänzlichen Mangel an Liebe und Achtung zu schlieſsen berechtigt ist. Hieher gehört also nicht bloſs die Nachstellung nach dem Leben — in welchem Falle wegen der aüſsersten Gefahr bey der genauen aüſseren Verbindung der Gatten die Scheidung augenblicklich erfolgen muss — sondern auch fortwährende, in grobe Misshandlungen ausartende Unverträglichkeit. Es ist die schreyendste Ungerechtigkeit, besonders für das Weib, als den gemeiniglich schwächern Theil, in diesem Falle die Scheidung zu verwei-

gern, ohne noch den Nachtheil in Anschlag zu bringen, der daraus in moralischer Hinsicht für die Gatten sowohl als für die Kinder, deren Erziehung dabey vernachläfsigt und denen ein böses Beyspiel gegeben wird, entspringt. Doch kann der Staat auch hier zuvor gütliche Mittel, und insonderheit eine einstweilige Trennung — die Scheidung von Tisch und Bett — versuchen.

5.) Wenn ein Gatte sich durch grobe Verbrechen so entehrt, dass ihm der andre deshalb alle Liebe und Achtung entzieht und sofort auf Scheidung dringt. Gatten haben sich wohl anheischig gemacht, alles Gute und Böse, was sie trifft, mit einander zu theilen, weil sie sich wechselseitig lieben und achten, aber nicht die Schmach, die an einem groben Verbrecher unausbleiblich haftet, weil diese jene Liebe und Achtung vernichtet, und folglich der Verbrecher sich durch seine eigne Schuld der Liebe und Achtung unwürdig gemacht hat, welche der Grund der ehelichen Verbindung

ist. Wenn daher einem Gatten zur Strafe seiner Vergehungen Staupenschlag, Pranger, Brandmarkung, Landesverweisung oder Zuchthaus (auf kürzere oder längere Zeit) zuerkannt worden ist, und der andre nicht aus einer besondern Zuneigung, oder aus Großmuth, oder aus sonst einem Grunde die eheliche Verbindung freywillig fortsetzen will, so sollte die Scheidung nicht verweigert werden. Dieß sollte mithin auch dann geschehen, wenn einem Verbrecher Todesstrafe zuerkannt worden ist; denn wenn gleich der Tod alsdann die Ehe ohnehin aufhebt, so kann doch der andre Gatte die Scheidung vor Vollziehung der Strafe mit Recht fodern, wenn er es für einen Schimpf achtet, dass der Verbrecher als sein Gatte hingerichtet werde.

6.) Endlich sollte der Staat auch dann die Scheidung nicht verweigern, wenn Gatten, die durch eine bloß politische Ehe, oder durch eine offenbare Missheyrath verbunden sind, beyderseits wieder getrennt zu werden verlangen. Es

kann nicht fehlen, dass nicht bey solchen Verbindungen, besonders wenn sich ein Theil dadurch in Rücksicht der Befriedigung seiner geistigen oder körperlichen Bedürfnisse sehr gekränkt fühlt, beyde Theile über kurz oder lang einsehen sollten, dass ihre Verbindung ihrem physischen und moralischen Wohlseyn Abbruch thue. Da nun dergleichen Ehen nicht so sehr häufig und meistentheils kinderlos sind, so sieht man nicht, warum der Staat in diesen Fällen sich der Scheidung hartnackig widersetzen sollte. *)

Überhaupt ist dem Staate in Rücksicht der Ehescheidungen eine allzugrofse Strenge eher nachtheilig, als ersprielslich. Er veranlasst dadurch oft die ärgerlichsten

*) Die im Ganzen genommen weise Preufsische Gesetzgebung hat bekanntlich die gutwillige Scheidung *aller* kinderlosen Ehen, sie mögen blofs politisch seyn oder nicht, erlaubt, und daran vielleicht nicht ganz Unrecht gethan. Dergleichen Ehen sind mit mancherley physischen und moralischen Gefahren verknüpft, ob es gleich kinderlose Gatten giebt, die die-

Auftritte zwischen Ehegatten, die nicht zusammen bleiben wollen und doch nicht von einander getrennt werden, wodurch die Ehe in den Augen des Volks eher verächtlich gemacht, als heilig gehalten wird. Sodann kann er dadurch den einen oder den andern Gatten zu Verbrechen verleiten, welche selbst nach den strengsten Gesetzen die Scheidung bewürken. Ferner ist es nur allzubekannt, dass, wenn beyde Gatten mit einander dahin übereingekommen sind, dass sie geschieden seyn wollen, sie auch ohne solche Verbrechen zu begehen, dennoch ihren Zweck erreichen können, indem sie einander verlassen und so den Staat hintergehen. Und endlich ist nicht zu befürchten, dass ohne jene Strenge die

---

sen Gefahren glücklich entgangen sind, und in ihrer Art zufrieden und glücklich leben. Es wäre sehr traurig, wenn die Entbehrung irgend eines bestimmten Gutes die ganze menschliche oder eheliche Glückseeligkeit zerstören sollte. Indessen machen die Ausnahmen die Regel nicht ungültig, sondern bestangen sie vielmehr.

Scheidungen sich zu sehr vervielfältigen möchten; denn das Interesse zweyer Menschen, welche sich ehelich verbunden haben, ist so vielseitig in einander verschlungen — besonders wenn ihre Verbindung mit Kindern geseegnet ist — dass sie oft auch bey völliger Gleichgültigkeit gegen einander dennoch nicht einmal getrennt zu werden wünschen, wenn sie auch der Staat trennen wollte. Ein äußeres Interesse (Eigennutz oder Ehre, oder Gemächlichkeit, oder Liebe zu den Kindern) bestimmt sie, ihre Verbindung fortzusetzen, und lieber einige Unbequemlichkeiten zu ertragen, als jenem Interesse entgegen zu handeln. Wem sind nicht aus seiner Erfahrung Fälle bekannt, dass Eheleute zusammen blieben, ungeachtet die Scheidung ohne Aufschub erfolgen musste, wenn ein Theil oder beyde darum hätten ansuchen wollen? Voltaire lässt irgendwo Jemanden sagen: »Endlich reiste ich in mein Vaterland zurück, nahm ein Weib, wurde bald Hahnrey, und fand, dass dieß die

gemächlichste Lebensart unter allen sey.« — Wozu also eine Strenge, die außer der Ungerechtigkeit und Unbilligkeit auch noch überflüssig ist!

16.

HÄUSLICHES LEBEN UND HÄUSLICHES GLÜCK.

Dichter und Prosaiker scheinen mit einander gewetteifert zu haben, *häusliches Leben* und *häusliches Glück* zu lobpreisen. Schon Altvater HOMER singt:

— — Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig verwalten ihr Haus: dem Feind ein kränkender Anblick,
Aber der Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie selber.

Diese durch ihre edle Einfalt so anziehenden Verse kommentirt gewissermaa-

sen MATTHISON, wenn er schreibt? »Nichts im Erdenleben geht doch über häusliches Glück! und wessen Herz und Geist in einem edeln Weibe, hoffnungsvollen Kindern und erlesenen Büchern nicht volle Befriedigung und dauernden Genuss findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen, und seine Arme nach Wolkenbildern ausstrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt.« — Und wenn wir einem andern Schriftsteller glauben, der durch seine *Gemählde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben* eben dieses Leben so trefflich geschildert hat, so hat dasselbe eine noch höhere Beziehung, als die auf bloßen Genuss. »Wenn die Menschheit — sagt STARKE — *im* dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des häuslichen Lebens, und wuchert da mit sich selbst. Hier wird Jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist Jeder, auch der, welcher dem Nachbar neben an und gegen über sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist

nun einmal Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, wieder zusammengeknüpft werden müsste; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreifsen könnten; man mag ihn nicht missen, weil er da ist. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der vesten Überzeugung, dass das so seyn müsse, dass es Schuldigkeit sey. Hier würkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht; hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden zu dem Leitbande, an welchem der Mensch geführt wird, so in einander, dass es nicht reifst, dass der Zögling der Erde ohne zu wanken daran einher —« und, möchte man hinzusetzen, dem Himmel entgegen — »geht. Hier wird das Guthandeln Bedürfniss, Fertigkeit, Vergnügen und Glück; hier weht reine Luft von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erheben soll; hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden. Hier tagt der erste Schimmer des leuchtenden *Ideals*

der

der Menschheit, der *Vollkommenheit und Glückseeligkeit in entzückender Harmonie.*«

Vergleicht man diese Aussprüche mit einander, und denkt über den Gegenstand, den sie betreffen, weiter nach, so wird man bald finden, dass das eheliche oder häusliche Leben ein doppeltes Interesse hat, ein sinnliches oder ästhetisches, und ein sittliches oder moralisches. Diese beyden Arten des Interesse's aber sind in der Sache selbst so innig mit einander verbunden, dass sie nur eine kalte Abstrakzion in Gedanken trennen kann. Da der Zweck der Ehe nächst der Erhaltung der Gattung die Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der durch die Ehe verbundenen Individuen ist, so muss das häusliche Leben, dessen Grundlage die Ehe ist, eine Quelle von beyden Arten des Wohlseyns, es muss zugleich die sicherste Anweisung zur Glückseeligkeit und die beste Schule der Tugend seyn. Klugheitslehre und Sittenlehre fallen hier

gleichsam zusammen, so sehr sie auch sonst ihrer eigenthümlichen Tendenz wegen von einander getrennt seyn mögen. Wem das häusliche Leben Genuss gewährt und wer an den Freuden desselben Geschmack finden lernt, der ist auf dem Wege, ein sittlich guter Mensch zu werden. Denn diese Freuden entspringen lediglich aus den sympathetischen Trieben des menschlichen Herzens, machen daher die selbstsüchtigen Neigungen verstummen, ersticken den kalten Egoism, der an nichts als an dem eignen Wohle Theil nimmt, und läutern und erheben daher das Herz durch Wohlwollen gegen Andre, Werthschätzung derselben, und Aufopferung für sie. Auf der andern Seite wird ein sittlich guter Mensch unter allen Freuden, die ihm das Erdenleben zu geniefsen giebt, die des häuslichen Lebens vorziehen und nach ihnen am meisten streben. Denn diese bringen den Menschen nie aus dem Gleichgewichte, nie aus der glücklichen Stimmung, Fassung und Besonnenheit, die eine noth-

wendige Bedingung der sittlichen Selbstständigkeit und Würksamkeit ist. Sie erregen nicht die Begierden, wie die meisten der Freuden, welche der Mensch aufser dem kleinen Familienkreise sucht, sondern sie besänftigen vielmehr dieselben, so dass sie sich nicht gegen die Vernunft empören, sondern sich vielmehr derselben willig unterwerfen; und indem sie die Ausübung des Guten durch die Ruhe und Zufriedenheit, die der Mensch beym Genusse dieser Freuden empfindet, belohnen, reitzen sie immerfort zum Guten, und machen ebendadurch den Menschen immer ruhiger und zufriedner mit sich selbst. Sehr wahr sagt daher Rousseau: »Das sicherste Merkmal eines wahrhaft ruhigen Geistes ist das häusliche und allem Weltgetümmel entzogene Leben. Diejenigen, welche sich immer bestreben, ihr Glück von aufsen zu suchen, werden sicherlich es nie in sich selbst finden. Die Menge und Abwechselung der Unterhaltungen scheint wohl zum Genusse beyzutragen, daher daücht auch

ein immer sich gleiches Leben Überdruss zu erregen; allein bey genauerer Prüfung wird man im Gegentheile finden, dass der süfseste Genuss der Seele in der Mäfsigkeit bestehe, die weder Unersättlichkeit noch Ekel zurücklässt.«

Rousseau hat aber nicht blofs den Charakter und Effekt des häuslichen Lebens in diesen Worten anzudeuten gewusst; er hat auch von dem häuslichen Leben überhaupt in seiner *Neuen Heloise* ein so vollendetes und so reitzendes Gemählde aufgestellt, dass man darüber gern seine übrigen in dieser Heloise sowohl als landerwärts begangenen Schriftstellersünden vergisst. Unter allen dahin gehörigen Schilderungen ist aber wohl keine trefflicher, als die, wo *St. Preux* seinem Freunde, *Eduard Bomston*, eine Morgenszene aus der Wolmarschen Familie darstellt. Es war der erste Morgen, den sie nach einem langen Besuche von Gästen wieder in sich selbst zurückgezogen zugebracht hatte. Hierüber äufsert sich nun *St. Preux* auf folgende Art:

Nach sechs in unbedeutenden Unterredungen mit gleichgültigen Leuten verloren gegangenen Tagen haben wir heute einen Morgen einsam mit einander zugebracht, und Beydes, das Vergnügen beysammen zu seyn und es allein unter uns zu seyn, genossen. Wie wenigen Menschen ist doch das Wonnevolle dieses Zustandes bekannt! Die Unterredung mit Freunden, sagt man, versiegt nie. Nun freylich, für die Alltagsgesellschaften giebt die Zunge schon Geschwätz genug her. Aber die Freundschaft, Mylord, die Freundschaft! O heiliges, himmlisches Gefühl! welche Gespräche sind deiner würdig! welche Zunge wagt's, dein Dollmetscher zu seyn! Kann je das, was man seinem Freunde sagt, wohl das aufwiegen, was man an seiner Seite empfindet? Grofser Gott! wie viel, welche Fülle der Rede liegt doch in einem Händedruck, einem beseelten Blicke, einer Umarmung, in dem Seufzer, der darauf folgt! und wie kalt ist das erste Wort, das nach dem Allen die Zunge hervor-

bringt! — Es ist gewiſs, dass dieser Zustand der Beschaulichkeit den allergröſsten Zauber für gefühlvolle Seelen hat. Immer fand ich aber, dass überlästige Besucher uns hindern ihn zu genieſsen, und dass Freunde ohne Zeugen seyn müssen, um sich nach Herzenslust — Nichts sagen zu können. Zwey Stunden schwanden uns so in dieser Unbeweglichkeit der Entzückung vorüber, in tausendmal süſserer Muſse, als die kalte Ruhe der Götter des Epikur. Nach dem Frühstücke kamen die Kinder wie gewöhnlich in das Zimmer zu ihrer Mutter; anstatt sie aber wie sonst mit sich hinauf zu nehmen, lieſs sie Julie, um uns einiger Maaſsen wegen der verlornen Zeit zu entschädigen, nun bey sich bleiben; und so trennten wir uns nicht mehr von einander bis zum Mittagsessen. Henriette, die nun anfängt, die Nadel zu halten, nähte und saſs vor der Fanchon. Diese knippelte und ihr Klöppelkissen lag auf der Lehne von Henriettens kleinem Stuhle. Die beyden Knaben blätterten an einem

Tische eine Sammlung von Bildern durch, und der älteste erklärte dem jüngsten, was sie vorstellen sollten. Die Wolmarn stickte an dem Fenster, den Kindern gegen über. Wir, ihr Mann und ich, waren noch am Theetische und lasen die Zeitungen, worauf sie nicht grofs Achtung gab. Bey dem Artikel aber von der Krankheit des Königs von Frankreich und von der aufserordentlichen Liebe seines Volkes für ihn, sagte sie, sie beneidete die Oberhaüpter der Nazionen um nichts, als um das Vergnügen sich soviel Liebe erwerben zu können. Beneide Niemanden, sagte ihr Mann zu ihr, schon seit langer Zeit sind wir alle deine Unterthanen! Bey dem Worte sank ihre Arbeit ihr aus der Hand; sie wandte ihr Gesicht um, und warf auf ihren würdigen Gatten einen so rührenden, so zärtlichen Blick, dass ich selbst davon laut aufzitterte. Sie sagte nichts; was hätte sie sagen können das diesen Blick werth gewesen wäre! Auch unsre Augen begegneten sich; ich fühlte aus der Art, womit mir ihr Mann

die Hand drückte, dass einerley Rührung sich unser aller drey bemächtigte. In dieser Seelenstimmung fing das Stillschweigen an, wovon ich Ihnen eben gesagt habe; Sie erachten leicht, dass es kein Stillschweigen des Kaltsinns und der Langenweile war. *Ammutiscon le lingue e parlan l'alme.* *) Wie viel ward nicht gesagt, ohne den Mund zu öffnen! Was für innige Empfindungen theilte man sich einander nicht ohne die kalte Vermittelung der Worte mit! Unvermerkt liefs Julie sich ganz von der hinreißen, die über alle andern die herrschende war. Ihre Augen hefteten sich unverwandt auf ihre drey Kinder, und ihr Herz in eine so liebliche Entzückung versenkt, beseelte ihr reitzendes Antlitz mit Allem, was die mütterliche Zärtlichkeit je Rührendes gehabt hat.«

Für einen Menschen von gesundem Kopf und Herzen kann es wohl auf der

*) Es verstummen die Zungen und reden die Seelen.
Marini.

Welt kein anziehenderes Schauspiel geben, als eben ein solches Schauspiel des wechselseitigen Wohlwollens, Wohlthuns und Wohlseyns in einer Familie. Hier sieht und empfindet er so ganz, was er seyn kann und seyn soll; hier lernt er den Werth der Menschheit, die ihm von vielen Seiten her so verächtlich und verabscheuungswürdig scheinen muss, erst recht kennen; und Nichts kann ihm daher mehr Freude gewähren, als wenn ihm, ausgeschlossen von seinem ursprünglichen Familienkreise, irgendwo sich ein fremder Kreis öffnet, in dem er nicht ganz Fremdling ist, und an dessen häuslichem Glück er Theil nehmen kann. »O! wenn es schon das Herz bewegt nur zwey Menschen zu erblicken, die sich einander an den kindlichen, oder elterlichen, oder freundschaftlichen, oder verschwisterten Busen fallen — wenn der Ackord oder das Duodrama Eines harmonischen Menschenpaares schon so himmlisch in uns wiedertönt: mit welcher gewaltsamen Wonne wird unser Innerstes erschüttert,

wenn das ganze vollklingende Doppelchor eines Familienschauspiels der Liebe unser zitterndes Herz mit tausend Tönen fortzieht. Der Einsame mit dem vergeblichen Wunsche der Liebe erquicket mich schon, aber er erzürnt mich gegen die Menschen, unter denen er verarmt; allein dann kann ich schöner alle Menschen lieben, wenn ich statt Eines glühenden Herzens ein Sonnensystem verwandter Herzen sich an einander ziehen und zusammenbrennen sehe.« (Jean Paul).

Aber ist denn das eheliche oder häusliche Leben nur ein Leben voll Freuden und süßer Genüsse? Ist es nicht auch mit einer Menge von Mühseeligkeiten und Leiden verknüpft? Sollte vielleicht, wenn man Beydes gegen einander in die Wagschaalen legt, nicht ein völliges Gleichgewicht entstehen? Und wenn auch die Wagschaale der Freuden und Genüsse hier und da den Ausschlag geben sollte, so dürfte vielleicht anderwärts die der Mühseeligkeiten und Leiden das Übergewicht haben, so dass alle jene Lob-

preisungen eigentlich parteyisch sind, und nur die Vorderseite der Münze zeigen! — Freylich hat das eheliche oder häusliche Leben auch seine Mühseeligkeiten und Leiden, denn es ist ja ein menschliches, ein irdisches Leben! Aber in welcher Lage werden die Mühseeligkeiten und Leiden unsers Lebens mehr erleichtert, gemildert und versüßt, als in der häuslichen Gesellschaft, sobald die Haüpter derselben durch Liebe und Achtung, durch Wohlwollen und Wohlthun herzlich und innig verbunden sind? Dann muss die Summe des Wohlseyns und Wohlbefindens den Ausschlag gewinnen, woferne nicht ganz besondre unvermeidliche Zufälle das häusliche Glück auf einmal zertrümmern. Wenn hingegen diejenigen, von welchen das Glück des häuslichen Lebens ausgeht und abhangt, wenn Mann und Weib einander mit gleichgültigen Augen und abgewandten Herzen begegnen, wenn sie feindseelig gegen einander gesinnt sind und diese Gesinnung durch Mienen, Worte und Thaten an den

Tag legen: dann freylich ist der Ehestand ein wahrer Wehestand, und das Haus, in welchem solche Dämonen ihr Unwesen treiben, eine Mördergrube. Niemand hat diesen Kontrast eines glücklichen und unglücklichen ehelichen Lebens und zugleich die Quelle von Beydem glücklicher dargestellt, als Kotzebue in folgender Stelle: »Wenn Konvenienz und äüfsere Verhältnisse, Leichtsinn und Launen das Band der Ehe knüpften, o dann hat der Ehestand keine angenehme Seite! Wo der freye Mann, das freye Mädchen munter und leicht einherschreiten, da schleppt dann der Züchtling seine Ketten hinter sich her. Überdruss lagert sich auf Beyder Stirne. Bilder verscherzter Glückseeligkeit, von der Einbildungskraft um so lebhafter ausgemahlt, je unmöglicher es wird, sie zu erreichen. — Herrliche, reitzende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne diese Ehe nie realisirt worden wären, deren Würklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeschmiedet durch unerträgliche Fesseln!

So leiden wir, wo wir sonst geduldet haben würden; so gewöhnen wir uns den überlästigen Gefährten unsers Lebens als die Ursache alles Übels zu betrachten, welches uns begegnet; so mischt sich Bitterkeit in unsre Gespräche, und Kälte in unsre Liebkosungen; so sind wir gegen Niemand empfindlicher, werden von Niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten; und was an einem Fremden uns Freude machen würde, lässt an ihm uns gleichgültig. So schleichen sie mit abgewandten Gesichtern und niederhangenden Köpfen mit einander durchs Leben, bis endlich Einer von Beyden sich schlafen legt. Dann hebt der Andre den Kopf freudig empor, und athmet mit grosen Zügen: Freyheit! Freyheit! — Und das ist dann die einzige angenehme Seite des Ehestandes. — Wenn hingegen zwey liebende, gleichgestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar gute Menschen Hand in Hand. Wo sie auf ihrem Wege Dornen verstreut finden, die raümen sie flei-

sig und fröhlich hinweg; wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächeren hindurch; wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere dem Schwächeren die Hand; und wenn sie dann oben stehen am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkeren den Schweiß von der Stirne. Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich seyn würde, ist den Vereinigten ein Scherz. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bey ihnen ein; nie beherbergt der Eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des Andern ist. Ein Lächeln auf Beyder Wangen, oder Thränen in Beyder Augen. Aber ihre Freude ist lebhafter, als die Freude des Einzelnen; ihr Kummer ist milder, als der Kummer des Einzelnen; denn Mittheilung erhöhet die Freuden und mildert den Schmerz. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur und gab neuen Sinn für die unbe-

wölkte Sonne. So stehn sie Arm in Arm am Abend ihrer Tage unter den Blumen, die sie selbst pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. 'Dann — ja — dann freylich, dann legt Einer zuerst sich schlafen, und der ist der Glückliche; der Andre geht herum und weint, dass er noch nicht schlafen kann! — Und das ist dann die einzige unangenehme Seite des Ehestandes.«

Wenn man sich also zwey solche Familienhaüpter denkt, umgeben von hoffnungsvollen Kindern, den Sprößlingen ihrer Liebe und den Stützen ihres Alters, umgeben von treuen Dienern, die nicht eigennützige und widerspenstige Miethlinge, sondern willige und ergebene Gehülfen sind, umgeben endlich von nachbarlichen Freunden, die es redlich meynen und mit den Fröhlichen sich freuen, mit den Weinenden trauern: dann, dann werden sie innig gerührten Herzens, wie Starke, ausrufen: »O ihr mannichfaltigen Gefühle des haüslichen Lebens, wie seyd ihr so hehr und so ehrwürdig! wie

stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seyd, zum Muthe, zur Vestigkeit, zur Gröfse und Erhabenheit der Seele; und wie gewöhnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süfsesten Genüsse, ihr stillen häuslichen Freuden!

— — Ach, grofs ist der Häuslichkeit Seegen!
Siehe! von ihren Geschenken gedeihet hienieden die Menschheit,
Wie das Getraide der Flur vom erfrischenden Regen des Frühlings.
Süfser begeistert ihr Hauch, als die stärkenden Düfte der Blumen;
Sanfter umhüllet ihr Dunkel, als trauliche Schatten der Wälder;
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als sonnige Tage des Maymonds!

ENDE.

Kalliope

und ihre Schwestern.

Ein ästhetischer Versuch

den

Manen Kant's und Herder's

zur Feyer ihrer Versöhnung

in der Unterwelt

geweiht

von

Wilhelm Traugott Krug.

Leipzig und Zullichau,

In der Darnmannschen Buchhandlung.

1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neun Vorlesungen

über das Schöne

in Natur und Kunst.

Gehalten

in der Königlichen Akademie der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder

von

Wilhelm Traugott Krug,

ernanntem Professor der Philosophie zu Königsberg, Mitgliede jener Akademie und Ehrenmitgliede der lateinischen Gesellschaft zu Jena.

An

Karl und Otto,

Freyherren von Manteuffel,

in Lubben in der Niederlausitz.

Dir, Edles Bruderpaar,
söll diese Schrift ein kleines
Denkmal der Freundschaft seyn,
gesetzt bey meinem Scheiden
aus Deiner Nachbarschaft,
bey meinem Hingange aus der
Nahe unsers gemeinschaftlichen
Vaterlandes, der geliebten Saxo-
nia, zu den fernen Küsten des
Baltischen Meeres. Oft freuten
wir uns des Schönen in Natur
und Kunst, wenn wir beysam-
men waren. Möge die Erin-

nerung an eine frohe Vergangenheit uns auch die Tage der Zukunft erheitern!

Sit Tibi fausta dies quaevis,
par nobile fratrum,
Musarumque memor sis memor usque mei!

Frankfurt, d. 6. März,
1805.

Krug.

Vorerinnerung.

Gegenwärtige Vorlesungen wurden ursprünglich vor einer kleinen gemischten Gesellschaft von Damen und Herren gehalten. Revidirt hielt sie der Verfasser zum zweyten Male vor der auf dem andern Titel genannten gelehrten Gesellschaft. Jetzt übergiebt er sie von neuem revidirt und wei-

ter ausgeführt dem gröfseren Publikum. Hiemit wäre eigentlich alles gesagt, was den Lesern über dieses literarische Produkt vorläufig zu wissen nöthig ist, um es aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten. Denn von der ursprünglichen Form wollte der Verfasser diesen Vorlesungen nicht zu viel nehmen, weil sie ihre ursprüngliche Bestimmung für ein gemischtes, aber gebildetes, Publikum behalten sollten. Allein die auf dem Gebiete der Asthetik, wie auf dem Gebiete der Philosophie überhaupt, jetzt herrschen-

den Streitigkeiten, welche seit der Erscheinung von *Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft* und *Herder's Kalligone* von den streitenden Parteyen in wahre Vertilgungskriege verwandelt worden sind, nöthigen dem Verfasser noch einen Wunsch und eine Erklärung ab. Er wünscht nämlich, dafs diese Vorlesungen mit eben dem friedlichen, ruhigen, rein menschlichen Sinne aufgenommen und beurtheilt werden möchten, mit welchem sie entworfen und gehalten worden sind, indem er dadurch

Niemandes Ansehen in der Gelehrten- und Künstler-Welt zu nahe treten, sondern nur sich selbst und seinen Zuhörern über das Phänomen des Schönen in Natur und Kunst eine befriedigende Rechenschaft geben wollte, so weit überhaupt eine solche möglich ist. Sodann erklärt er, dafs, wenn dennoch Jemand, von unästhetischer Kampfwuth ergriffen, an diesen ästhetischen Vorlesungen zum Ritter sollte werden wollen, der Verfasser sich in keinen solchen Kampf einlassen, sondern ruhig seinen Gang fortgehen werde, über-

zeugt, dafs der edlere und gebildetere Theil des Publikum's, durch ein natürliches Wahrheits- und Rechts-Gefühl geleitet, das Gute vom Schlechten wohl von selbst zu scheiden weifs. Da überdiefs der Verfasser so eben mit der Bearbeitung eines vollständigen Systems der theoretischen Philosophie beschäftigt ist, welches in drey Theilen die Denklehre, Erkenntnifslehre und Geschmackslehre (oder wie man es gewöhnlich nennt, Logik, Metaphysik und Asthetik) enthalten soll: so wer-

den durch die, nur in einem solchen Systeme mögliche, tiefere Begründung der hier aufgestellten ästhetischen Begriffe und Grundsätze unstatthafte Angriffe darauf hinlänglich zurückgewiesen werden, ohne dafs es nöthig wäre, sich darüber in einen besondern Kampf mit diesem und jenem einzulassen. Frankfurt an der Oder, im März, 1803.

Der Verfasser.

Inhalt.

Kalliope. Erste Vorlesung. — — S. 3.
Klio. Zweyte Vorlesung. — — — S. 21.
Euterpe. Dritte Vorlesung. — — S. 41.
Melpomene. Vierte Vorlesung. — — S. 65.
Terpsichore. Fünfte Vorlesung. — S. 89.
Erato. Sechste Vorlesung. — — S. 113.
Polyhymnia. Siebente Vorlesung. — S. 139.
Urania. Achte Vorlesung. — — — S. 149.
Thalia. Neunte Vorlesung. — — S. 181.

Kalliope

und ihre Schwestern

oder

Neun Vorlesungen

über das Schöne in Natur und Kunst.

Frage.

Thörichte Weisheit! du willst im Begriffe das Schöne erfassen?
Was unaussprechlich ist, lehren durch Wort den Verstand?
Fühlen kann wohl der Geist der Schönheit gewaltigen Zauber;
Ihre innre Natur bleibt doch Geheimniß für ihn!

Antwort.

Nicht erfassen will ich das Schöne selbst im Begriffe;
Unaussprechliches nicht lehren durch Wort den Verstand.
Deuten will ich nur hin auf den Urquell deiner Gefühle;
Lüften den Schleyer nur, welcher die Schönheit umwallt.

K a l l i o p e.

Erste Vorlesung.

Unter den mannichfaltigen Gegenständen, welche wir um uns her wahrnehmen, giebt es Einige, welche die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Menschen ganz vorzüglich fesseln und das Gemüth des Beschauers mit immer neuem Vergnügen erfüllen. Unwillkührlich werden wir von ihnen angezogen und, indem wir sie betrachten, von Gefühlen durchdrungen, die uns selbst die Sprache rauben können. — Wer von Ihnen, meine hochzuehrenden Herren, denkt, indem ich dieſs sage, nicht sogleich an diejenigen Objekte, welche wir *schön* nennen, oder welchen wir die *Schönheit* als ein charakteristisches Merkmal bey-

legen? Diese sind es, welche uns oft beym ersten Blicke so gewaltig ergreiffen, dafs wir uns nicht ohne Anstrengung wieder von ihnen loszureifsen vermögen. — So leicht aber auch das menschliche Herz von schönen Gegenständen berührt und so schnell durch das Gefühl die Urtheilskraft in ihren Aussprüchen über die Schönheit bestimmt wird: so eine schwere Aufgabe ist es doch für den menschlichen Geist, jenes Gefühl in Begriffe aufzulösen und diese Urtheile auf Grundsätze zurückzuführen. Daher haben schon seit langer Zeit die Aesthetiker über jene Begriffe gestritten und sich bis auf den heutigen Tag noch nicht über die Grundsätze vereinigen können, durch welche der Geschmack, als das Beurtheilungsvermögen des Schönen, in seinen Urtheilen geleitet werde. Ja es hat Aesthetiker gegeben, welche die Lösung jener Aufgabe geradezu für unmöglich erklärten.

Sie behaupteten nämlich, es wohne im menschlichen Gemüth ein eigner Sinn für das Schöne — ein Sinn, durch welchen der Mensch diese eigenthümliche Beschaffenheit gewisser Dinge unmittelbar empfinde, ohne eine vernünftige Rechenschaft davon geben zu können, so wie wir durch den körperlichen Geschmackssinn das Süfse und Saure unmittelbar empfinden, ohne dafs sich weiter ein Grund angeben lasse, warum dieses süfs und jenes sauer schmecke. Ebendeswegen habe auch jener Schönheitssinn den Namen des Geschmacks erhalten, um dessen Verwandtschaft mit dem Sinne, der im Munde seinen Sitz hat, anzudeuten.

Wir wollen nun den Versuch machen — indem ich Sie, meine Herren, um Ihre Theilnahme an der Untersuchung durch aufmerksames Zuhören und strenges Prüfen des Gehörten bitte — wir wollen, sag' ich, gemeinschaftlich

den Versuch machen, jene Aufgabe mit Hülfe der philosophirenden Vernunft zu lösen, und, wenn sie gar nicht oder nur bis auf einen gewissen Punkt lösbar wäre, wenigstens den Grund aufsuchen, warum der menschliche Geist keine tiefere Einsicht in das Wesen der Schönheit erreichen könne, warum gewisse Dinge auf dem Gebiete der Natur und der Kunst unser Herz so gewaltig ergreifen und doch ihrem Wesen nach für unsern Verstand so geheimnifsvoll sind. Wir wollen also, um es bestimmter zu sagen, den eigenthümlichen Charakter der Schönheit und den Grund des Wohlgefallens an derselben zu erforschen suchen, so weit es möglich ist.

Da sich aber oft leichter bestimmen läfst, was ein Ding nicht sey, als was es sey, so wollen wir auch hier zuerst untersuchen, was die Schönheit nicht sey, um hernach zu bestimmen, was sie

sey und woher das Wohlgefallen an derselben entspringe.

Schönheit, sagen einige Aesthetiker, ist nichts anders als anschauliche oder sinnlich wahrnehmbare Vollkommenheit. In dieser Erklärung ist wohl etwas Wahres enthalten. Denn die Schönheit kann allerdings mit zu den Vollkommenheiten eines Dinges gerechnet werden, und zwar zu denjenigen, welche in die Sinne fallen, mithin anschaulich oder empfindbar sind. Aber es giebt auch der Vollkommenheiten sehr viele, die in die Sinne fallen und doch nicht mit dem Namen der Schönheit bezeichnet werden. Körperliche Stärke ist unstreitig eine Vollkommenheit, und wenn jemand dadurch zu Boden geworfen wird, so bekommt dieser nebst allen Zuschauern eine sehr sinnliche Vorstellung davon; aber kein Mensch in der

Welt wird diese sinnlich wahrgenommene Vollkommenheit Schönheit nennen. Im Gegentheile wird vielleicht der zartere Schönheitssinn gefühlvoller Seelen eine solche Kraftäuserung häfslich finden, weil die Art und Weise derselben jenem Sinne nicht angemessen ist. Eben so ist die Schärfe eines blitzenden Schwerdtes eine Vollkommenheit desselben, die sich sowohl anschauen als empfinden läfst; aber darum wird niemand das Schwerdt schön nennen, wenn es nicht etwa zugleich auch so gebildet ist, dafs dessen Gestalt dem Schönheitssinne angemessen ist. Es mufs also wohl bey der Schönheit vorzüglich auf die Form ankommen, unter welcher dasjenige, was geschieht oder vorhanden ist, von uns wahrgenommen wird.

Schönheit, sagen andere Aesthetiker, ist Einheit in der Mannichfaltigheit des Wahrgenommenen. Auch diese Erklärung enthält et-

was Wahres. Denn wo Schönheit stattfinden soll, muſs das Mannichfaltige, welches wahrgenommen wird, so zusammenstimmen, daſs Ein Ganzes daraus hervorgeht. Ein Haufen Steine, Holz, Eisen und Kalk ist noch kein schöner Pallast; es muſs dieser mannichfaltige Stoff erst vom Baukünstler zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden werden. Eben so wenig macht eine Menge von Hügeln, Gewässern, Bäumen und Gesträuchen eine schöne Gegend, eine Menge von Gliedern einen schönen Körper, ein Gewuhl von mannichfaltigen Tönen eine schöne Musik, ein Gemisch von allerley Farben ein schönes Gemälde aus; die Hand der Natur oder der Kunst muſs eine gewisse Einheit in diese Mannichfaltigkeit gelegt, muſs das Einzelne mit einander zu einem harmonischen Ganzen verbunden haben, wenn wir ihre Werke für schön halten und uns der Betrachtung derselben mit Wohlgefallen hinge-

ben sollen. Aber an wie vielen Dingen ist Einheit in der Mannichfaltigkeit wahrzunehmen, ohne dafs sie schon darum für schön gehalten werden! Jeder beschriebne oder bedruckte Bogen Papier hat Mannichfaltigkeit und Einheit; aber ist er darum ein schöner Gegenstand, wenn nicht die Schrift selbst im Einzelnen und im Ganzen eine wohlgefällige Gestalt hat? Eine Uhr besteht aus mannichfaltigen Theilen, welche auf das Genaueste mit einander verbunden sind; aber wird man sie schon darum für schön halten, wenn nicht jene Theile auf eine solche Art und Weise verbunden sind, dafs sie als gestaltetes Ganze einen wohlgefälligen Eindruck auf das Gemüth machen? Es mufs also wohl bey der Schönheit hauptsächlich auf die Form ankommen, unter welcher die Einheit in der Mannichfaltigkeit wahrgenommen wird.

Noch haben einige Aesthetiker in

Beziehung auf die Kunstschönheit (d. h. auf diejenige Schönheit, welche besonders in Kunstwerken angetroffen wird) behauptet, Schönheit sey diejenige Eigenschaft eines Kunstwerkes, welche aus der Nachahmung der Natur entspringe, oder wodurch das Kunstprodukt mit der Natur in ihren Produkten übereinstimme. Sonach wäre alle Kunstschönheit im Grunde nichts anders als Erscheinung der urbildlichen Natur in den Werken der Kunst als Abbildern derselben. Allein so wahr es auch seyn mag, dafs die Kunst von der Natur die Grundzüge zu allen ihren Bildungen entlehnt: so kann doch das Wesen der Kunstschönheit nicht in der blofsen Nachahmung der Natur liegen. Denn erstlich mufs doch Natur- und Kunst-Schönheit einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter haben, wodurch bestimmt wird, was überhaupt

schön sey, es mag im Gebiete der Natur oder der Kunst angetroffen werden. Sodann ist ja in der Natur selbst nicht alles schön, sondern manches, was die Natur hervorbringt, sehr häfslich, z. B. Mifsgeburten, verwachsene Körper, öde Sandwüsten u. d. Es müfste also die Schönheit eines Kunstwerkes blofs in dessen Uebereinstimmung mit der schönen Natur d. h. der Natur, wieferne sie selbst das Schöne produzirt, liegen. Dann entsteht aber die neue Frage, worin die Schönheit der Natur bestehe, ohne deren Beantwortung jene Erklärung gar nichts erklärt. Ferner ist es höchst merkwürdig, dafs die Kunst sogar Dinge hervorbringen kann, welche von der Gesetzmäfsigkeit der Natur in ihren Produkten abweichen und daher als widernatürlich erscheinen, aber doch nicht als häfslich mifsfallen, sobald nur sonst ihre Gestalt dem Schönheitssinne angemessen ist. So wird bekanntlich

die Natur selbst als Ernährerin alles Lebendigen von der Kunst unter dem Bilde eines Weibes mit vielen Brüsten dargestellt, ohne dafs diese Form wegen ihrer Abweichung von der natürlichen Gestalt des Weibes als häfslich beurtheilt würde. Auch hat die alte und neue Kunst Sphinxe, Chimären, Zentauren, geflügelte Genien, Menschen mit doppeltem Antlitz oder einfachem Auge, und andre widernatürliche Gestalten auf eine solche Art gebildet, dafs diese Bildungen ungeachtet ihrer Abweichung von der Natur nicht ohne Wohlgefallen betrachtet werden. Es ergiebt sich also auch hieraus, dafs es bey der Schönheit hauptsächlich auf die Form ankommt, und dafs diese Form, wenn sie nur nicht an und für sich einen widerlichen Uebelstand in der Zusammensetzung der Theile enthält, Gegenstand eines ästhetischen Wohlgefallens seyn kann. Ueberhaupt soll die schöne Kunst gar nicht bey dem,

was ihr die Natur als Muster vorhält, stehen bleiben und dasselbe treu kopiren oder beliebig kombiniren; sondern sie soll die Natur selbst veredeln und ihre höchste Kraft in der Schöpfung und Darstellung von Idealen beweisen, die der grofsen Künstlerin Natur in ihren schönsten Produkten selbst vor Augen geschwebt zu haben scheinen.

Wir müssen demnach, wenn irgend eine Erklärung von der Schönheit und dem Grunde des Wohlgefallens an derselben möglich ist, auf einem andern Wege dazu zu gelangen suchen, und wollen zu dem Ende alle die Merkmale einzeln und nach und nach aufsuchen, welche dem Schönen als einem Gegenstande unsers Wohlgefallens zukommen.

Die Schönheit wird zuvörderst als eine vorzügliche Eigenschaft gewisser Dinge, welche durch Natur oder Kunst hervorgebracht sind, betrachtet. Wir nennen Blumen, Thiere,

Menschen, Gegenden, Häuser, Gemälde Gedichte, Musikstücke, Bildsäulen, Tänze u. d. schön, um dadurch anzudeuten, dafs ihnen ein gewisser Vorzug eigen sey, wodurch sie sich vor vielen andern ihnen sonst ähnlichen Dingen auszeichnen.

Die Dinge, welchen wir diese vorzügliche Eigenschaft beylegen, sind ferner lauter sinnlich wahrnehmbare, und zwar theils sichtbare theils hörbare, Gegenstände, und die Schönheit wird ihnen eben als solchen Erkenntnifsobjekten beygelegt, die auf irgend eine Art sinnlich — sey es vermittelst des äufsern oder des innern Sinns — vorstellbar sind. Daher kann von der Schönheit nichtsinnlicher Gegenstände (z. B. der Gottheit, der Tugend, der Weisheit u. d.) eigentlich nicht die Rede seyn, woferne nicht diese nichtsinnlichen Gegenstände durch die Einbildungskraft als inneres Anschauungsvermögen versinn-

licht werden. Die Gottheit, die Tugend, die Weisheit u. d. müssen erst unter einem Bilde dargestellt und dadurch gleichsam verkörpert werden, ehe man sie als schöne Gegenstände betrachten kann.

Die Schönheit ist nun weiter eine solche Eigenschaft, welche, wenn sie wahrgenommen wird, uns wohlgefällt oder ein Gefühl der Lust in uns erweckt. Die schönen Blumen, Thiere, Menschen, Gegenden, Musikstücke, Gemälde u. s. w. gefallen uns, sie erfüllen unser Gemüth mit einem ganz besondern Lustgefühle, das zuweilen in eine Art von Entzücken übergeht.

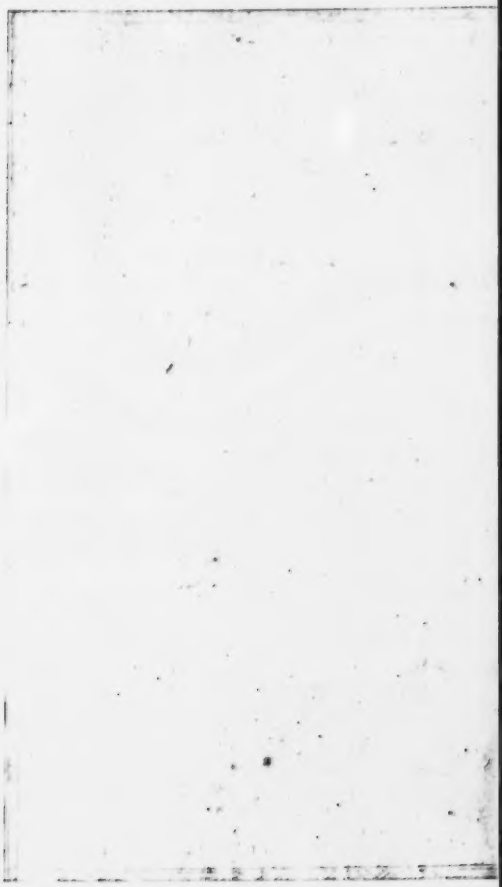
Nehmen wir nun diese einzeln aufgesuchten Merkmale in einen Begriff als Totalvorstellung zusammen, so entsteht uns folgende vorläufige Erklärung der Schönheit:

Schönheit ist eine Eigenschaft sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, welche wohlgefällt oder ein Lustgefühl erregt.

Allein diese Erklärung ist nichts mehr und nichts weniger, als eine bloſse Namenerklärung der Schönheit. Sie giebt uns daher über das Wesen der Schönheit und den Grund des Wohlgefallens an derselben noch keinen Aufschluſs, sondern kann uns höchstens nur Fingerzeige zur Auffindung desselben geben. Es ist nämlich in jener Erklärung die Art des Wohlgefallens am Schönen oder des mit der Wahrnehmung desselben verknüpften Lustgefühls völlig unbestimmt gelassen. Da es nun sehr viele Dinge in der Welt giebt, welche wohlgefallen oder mit Lust vorgestellt werden, ohne darum schön zu heiſsen: so müssen vor allen Dingen die verschiedenen Arten des

Wohlgefälligen genau untersucht und unterschieden werden, um vermittelst der dadurch gewonnenen Resultate etwas tiefer in die Natur des Schönen und des Wohlgefallens an demselben einzudringen,

K l i o.



Zweyte Vorlesung.

Alle Gegenstände des menschlichen Wohlgefallens lassen sich auf drey Klassen zurückführen, und die Sprache als Ausdruck des Gemeinsinns (*sens commun*), der die Unterschiede der Dinge auch ohne Spekulazion erkennt, unterscheidet jene drey Klassen genau durch drey verschiedene Wörter. Was zur ersten Klasse gehört, heißt angenehm, was zur zweyten, gut, was zur dritten, schön.

Vielleicht wendet jemand von Ihnen ein, daß das Wahre und das Nützliche auch Objekte unsers Wohlgefallens seyen und daher fünf Klassen des Wohlgefälligen gemacht werden müßten.

Allein es wird sich im Verlaufe dieser Untersuchungen zeigen, dafs das Wahre und das Nützliche, wieferne sie Objekte des Wohlgefallens sind, unter dem Titel des Guten mit befafst werden können. Wir wollen also bey den angegebenen drey Arten des Wohlgefälligen stehen bleiben, und für jetzt das Angenehme allein betrachten.

Das Angenehme steht in unmittelbarer Verknüpfung mit unsern sinnlichen Trieben und Neigungen. Was diesen Befriedigung giebt oder wenigstens verspricht, heifst angenehm. Das Wohlgefallen an demselben entspringt also lediglich aus der würklichen oder gehöften und eingebildeten Befriedigung jener Triebe und Neigungen.

Die Natur gab uns nämlich gewisse Empfindungswerkzeuge, welche Sinne genannt werden. Diese Organe stehen mit der Aufsenwelt in der mannichfaltigsten Berührung. Sie werden daher stets von

den äußern Gegenständen in Bewegung gesetzt. Ist diese Bewegung der natürlichen Beschaffenheit der Organe angemessen, so entsteht ein behaglicher Zustand, welcher Vergnügen heißt; wo nicht, so entspringt ein unbehaglicher Zustand, welcher Mißvergnügen, und im höheren Grade Schmerz heißt. Auf diese Zustände sind alle sinnlichen Triebe und Neigungen gerichtet. Sie streben nach Vergnügen, und suchen Mißvergnügen und Schmerz zu entfernen. Wir begehren das Eine und verabscheuen das Andre, mithin auch alles, was jenes oder dieses erregt.

Es kann aber kein Gegenstand Vergnügen erregen und dadurch die sinnlichen Triebe und Neigungen befriedigen, als sofern er die Empfindungswerkzeuge oder Sinne würklich in Bewegung setzt und gleichsam kitzelt. Er muß daher besessen und genossen d. h. in eine solche Verbindung mit dem Körper gesetzt

werden, daſs er die Empfindungswerkzeuge berührt und reitzt.

Bey den drey untern Sinnen ist diese Verbindung unmittelbar. Wir müssen den Gegenstand würklich an unsern Körper bringen, wenn wir durch Betastung, Geschmack und Geruch eine angenehme Empfindung von ihm erhalten wollen. Denn auch beym Riechen eines entfernten Gegenstandes sind es nur die von ihm ausströmenden und unsre Geruchsnerven unmittelbar berührenden Theilchen, welche den Wohlgeruch oder die entgegengesetzte Empfindung bewürken.

Bey den zwey obern Sinnen hingegen ist die Verbindung nur mittelbar, indem die von dem leuchtenden oder beleuchteten Gegenstande kommenden Lichtstrahlen das Auge und die von dem schallenden oder tönenden Gegenstande erregten Luftschwingungen das Ohr treffen.

Es muſs aber in Ansehung dieser beyden Sinne zweyerley sorgfältig unterschie-

den werden: dasjenige, was zur **Materie**, und das, was zur **Form** des wahrgenommenen Gegenstandes gehört.

Wenn wir nämlich etwas mit dem Auge wahrnehmen, so bemerken wir an demselben zuerst eine gewisse **Masse**, als Holz, Stein, Metall, Fleisch u. d., welche wegen der Brechung der auf die Oberfläche des Gegenstandes fallenden und von ihm zurückgehenden Lichtstrahlen mit einer gewissen **Farbe**, als roth, grün, blau, gelb, u. d. erscheint. Die Masse nebst der Farbe gehört zur **Materie** des Gegenstandes; und so wie die Masse auf die drey untern Sinne einen angenehmen Eindruck machen kann, wenn sie sich sanft anfühlen läfst oder wohl schmeckt und riecht: so kann auch die Farbe einen angenehmen Eindruck auf das Auge machen, wenn sie in demselben einen sinnlichen Reitz bewürkt, der dem Auge wohl thut. Das Wohlgefallen an der Masse und Farbe der Ge-

genstände bezieht sich daher auf die Annehmlichkeit derselben und kann das materiale Wohlgefallen heißen.

Sodann bemerken wir an dem Gegenstande eine gewisse Gestalt, welche dadurch entsteht, daß die Ausdehnung des Gegenstandes im Raume auf eine bestimmte Art beschränkt ist, wodurch er als dreyeckig, viereckig, zirkelrund, ovalrund u. d. oder, wieferne diese Beschränkung einem gewissen allgemeinen Musterbilde entspricht, als Mensch, Thier, Baum, Haus u. d. erscheint. Dieß macht die Form des wahrgenommenen Gegenstandes aus. Sie wird zwar vermittelst des Sinnes aufgefaßt. Da sie aber auf der bloßen Ausdehnung des Gegenstandes im Raume beruht und die bloße Ausdehnung nicht das Organ in Bewegung setzt, sondern aus der Verschiedenheit des Lichtes und des Schattens und der dazu gehörigen Farben in den verschiedenen Theilen des Raumes auf eine ungemein

schnelle und völlig bewufstlose Art gefolgert wird: a) so bewürkt sie auch keinen Reitz oder Kitzel in dem Organe, sondern läfst dasselbe völlig gleichgultig in dieser Hinsicht. Aber die Einbildungskraft wird nun in Thätigkeit gesetzt, in Verbindung mit dem Verstande ein Bild von dem, was der Sinn wahrgenommen hat, zu entwerfen und es dadurch als einen bleibenden Gegenstand der Erkenntnifs zu betrachten. Wird nun dieser Gegenstand um seiner Gestalt willen mit Wohlgefallen betrachtet, so kann dasselbe ein formales heifsen, welches wir in Zukunft noch näher erwägen wollen.

Bey dem, was mit dem Ohre wahrgenommen wird, findet derselbe Fall statt, nur auf eine andre Art. Das Ohr vernimmt blofs Töne. Die Töne aber können betrachtet werden theils an

a) Die hieher gehörige Anmerkung, so wie alle künftigen, findet der Leser hinter jeder Vorlesung besonders abgedruckt.

und für sich, theils in Rücksicht ihrer Zusammensetzung, wieferne sie zugleich tönen und eine Harmonie, oder nach einander tönen und eine Melodie bilden.

Werden die Töne einzeln oder an und für sich betrachtet, so würken sie nur als Schälle d. h. sie erschüttern als Luftschwingungen die Gehörnerven; und wenn diese Erschütterung den Nerven wohlthut, so entsteht dadurch ein Sinnesreiz und die Töne heißen angenehm. Die Töne werden dann als etwas Materielles betrachtet, welches durch seine Masse das Ohr füllt und in Bewegung setzt. Das Wohlgefallen an dieser Bewegung ist folglich ein materiales und bezieht sich auf die Annehmlichkeit der Töne.

Wenn aber mehre Töne gleichzeitig oder sukzessiv zusammengesetzt werden, so stehen sie in einem bestimmten

Verhältnisse gegen einander, welches auf der Menge der Schwingungen in gewissen Zeittheilen beruht und sich mathematisch berechnen läfst. Zittert Z. B. eine Sayte doppelt so schnell als eine andre, bewürkt sie mithin doppelt so viele Luftschwingungen in einem gewissen Zeittheile als diese, so stehen die Töne im Verhältnisse der Zahlen 2 und 1 oder 4 und 2, welches Verhältnifs in der neuern Musik die Oktave genannt wird, weil in unsrer Tonleiter von dem einen dieser Töne bis zum andern acht Haupttöne gezählt werden. Aus diesen verschiednen Verhältnissen der Töne zu einander entspringen Konsonanzen und Dissonanzen, wie aus den verschiednen Verhältnissen der Theile eines Hauses oder einer Bildsäule Proportionen hervorgehen können, welches nichts anders bedeutet, als dafs jene Töne und diese Theile mit einander übereinstimmen oder nicht, mithin von

dem Gemüthe leichter oder schwerer aufgefaſst und beurtheilt werden können. Diese Auffassung und Beurtheilung geschieht ebenfalls mit der gröſsten Schnelligkeit und völlig bewuſstlos. Die durch das wahrgenommene Tönen aufgeregte Einbildungskraft setzt nämlich in Verbindung mit dem Verstande aus den Tönen und deren Verhältnissen sogleich ein harmonisches und melodisches Ganze, gleichsam ein Tonbild, zusammen. Die Töne bekommen also durch die Art und Weise der Komposizion gleichsam eine Gestalt; und wenn nun diese Form der Komposizion dem Gemüthe wohlgefällt, so ist dieses Wohlgefallen ein formales, ein von dem sinnlichen Kitzel der Ohren wesentlich verschiednes Lustgefühl. Denn dieses entspringt aus den Tönen an sich, jenes aus den Verhältnissen der Töne. Die Beurtheilung von Verhältnissen aber ist (wie alles Urtheilen überhaupt) Sache

des Verstandes, welcher erst zwey Dinge vergleichen muſs, ehe er ihr Verhältniſs beurtheilen kann. *b)*

Es ergiebt sich nun aus dieser Untersuchung über das Angenehme folgendes Resultat:

Angenehm ist dasjenige, was unmittelbar in der Empfindung gefällt — was durch bloſsen Sinnenreiz ein Gefühl der Lust erregt — was den sinnlichen Trieben und Neigungen desjenigen, der es wahrnimmt, eine Art von Befriedigung gewährt oder verspricht und um dieser Befriedigung willen wohlgefällt. Dieses Wohlgefallen ist demnach ein materiales, weil es abhangt von demjenigen, was zur Materie des wahrgenommenen Gegenstandes gehört und mit den sinnlichen Organen selbst in Verbindung treten, mithin körperlich besessen und genossen werden muſs, wenn es ein Lustgefühl erregen soll. Eben daher hat auch das Angenehme seinen Namen er-

halten, weil es gleichsam in den Körper auf- und angenommen wird. Eines solchen materialen Wohlgefallens sind wir durch alle fünf Sinne, oder soviel man deren sonst annehmen will, empfänglich, und es beruht hierauf das sogenannte grobsinnliche Vergnügen.

Aber durch die beyden obern Sinne sind wir aufser jenem materialen Wohlgefallen auch noch eines formalen empfänglich, welches geistiger, feiner und edler ist, weil es auf der durch diese Sinne blofs erweckten Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verstandes beruht; daher auch diese Sinne selbst die edleren genannt werden, obgleich an und für sich kein Sinn weder edel noch unedel ist. Dieses formale Wohlgefallen ist es nun eigentlich, welches bey der Wahrnehmung eines schönen Gegenstandes in uns entsteht, indem es, wie uns schon die erste Untersuchung lehrte, bey der Schönheit hauptsächlich auf die

Form der Dinge annimmt. Ist daher unser Geist in der Wahrnehmung eines schönen Gegenstandes begriffen, so daſs die ganze Energie des Geistes auf die bloſse Schönheit desselben gerichtet ist: so bleibt der Mensch in stiller und ruhiger Betrachtung desselben. Er ist gleichsam verloren im bloſsen Anschauen und es ist ihm völlig gleichgültig, ob der Gegenstand auſser ihm oder bloſs in ihm existire, ob der Geist sich mit einem würklichen Dinge oder mit einem bloſsen Bilde beschäftige; denn nur das Bild, nicht das Ding, worauf sich jenes etwa beziehen möchte, hat seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er lebt und webt ganz in seinen Vorstellungen; eine Ideenwelt ist vor ihm aufgethan; ein neues Leben regt sich in ihm frey von jenen kleinlichen Bedürfnissen und Begierden des gemeinen Lebens. Das Sinnliche, Irdische, Endliche, Beschränkte schwindet vor seinen Blicken und es

tritt vor sein geistiges Auge das Uebersinnliche, Himmlische, Unendliche, Gränzenlose. Er ahnet, träumt und schwärmt — ach! könnt' er immer so ahnen, träumen und schwärmen! Aber es ermatten allmälig die Schwingen des Geistes; er sinkt wieder in die todte Masse der Körperwelt herab und die Ideenwelt mit ihren lebendigen Gestalten verschliefst sich vor seinen Augen. Glücklich, wenn sie sich ihm nicht auf immer verschlossen hat!

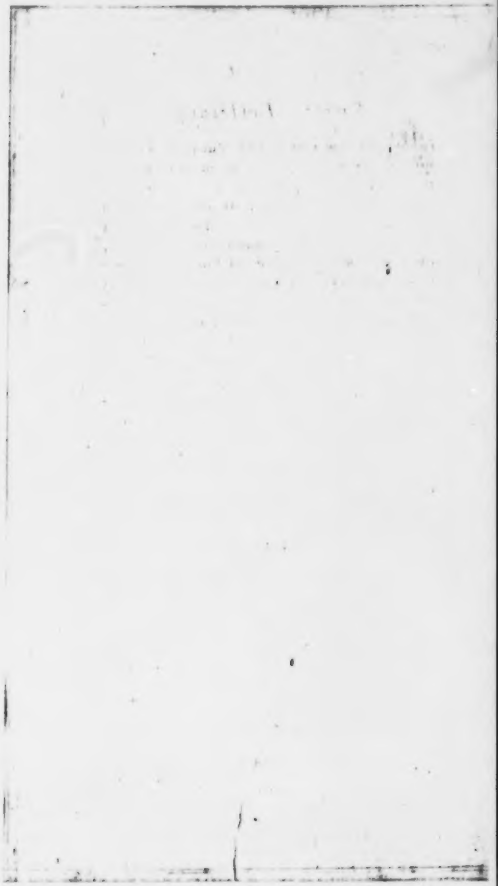
Anmerkungen.

a) Was der Sehende schnell und bewufstlos thut, thut der Blinde, weil er den Mangel des Gesichts auf andre Art ersetzen mufs, langsam und mit Bewufstseyn. Er umtastet nach und nach den Gegenstand und folgert aus den verschiednen Eindrücken, die er in den verschiednen Theilen der von dem Gegenstande erfüllten Raumes erhält, die Gestalt des Gegenstandes. Er fafst also die Gestalt, statt des Auges, vermittelst des Gefühls oder des Betastungssinnes auf. Dieser Sinn thut aber eigentlich weiter nichts, als dafs er die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt, sich nach den verschiednen

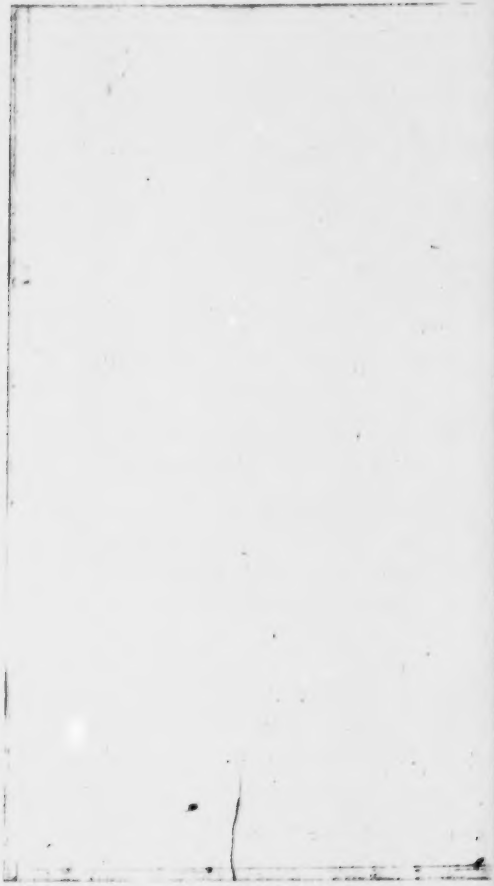
Eindrücken des Gegenstandes selbst aufs Gehirn ein Bild von demselben zusammenzusetzen. So setzt auch die Einbildungskraft aus den verschiednen Eindrücken des Lichtes und des Schattens vom Gegenstande aufs Auge ein Bild vom Objekte zusammen, nur weit schneller, weil die Bewegung der Lichtstrahlen weit schneller ist und der Eindruck des Gegenstandes aufs Auge vermittelst des Lichts in einer unendlich kleinen Zeit geschieht, die wir daher auch einen Augenblick oder — wie Thümmel sagt — Wimperschlag nennen. Hiezu kommt die Übung durch die Gewohnheit des Sehens. Denn der Blinde, der nach langer Zeit das Gesicht wieder erhält, lernt nur allmälig wieder Entfernung und Ausdehnung der Gegenstände beurtheilen, indem ihm anfangs alles in Einer Fläche neben einander dicht vor den Augen zu liegen und die Körper gar keine Dicke zu haben scheinen. Diese Vorstellungsart ist gewiss auch jedem Kinde eigen, wenn es zuerst von seinen Augen Gebrauch macht. Es sieht alles, aber nichts Bestimmtes, weil es noch nichts von Begränzung, Dimensionen und Zwischenräumen wissen kann. Denn die bloße äußere Anschauung (als das Erste, wodurch ihm die Außenwelt zur Vorstellung wird) giebt uns nichts als ein unendliches Mannichfaltige, das außer und neben einander liegt. Sobald aber die Einbildung-kraft und der Verstand hinzutreten, gestaltet sich das Mannichfaltige in bestimmte Vorstellungen von einzelnen Objekten. Erst durch die Thätigkeit dieser Vermögen kommt Einheit in die unbegränzte Mannichfaltigkeit.

b) Dafs Einbildungskraft und Verstand gemeinschaftlich, und nicht der Gehörsinn selbst, das Verhältnifs der Töne beurtheilen, sie in ein Ganzes zusammenfassen und an der Form dieses Ganzen Wohlgefallen finden, erhellet unter andern auch daraus, dafs grofse Musiker ohne Beyhülfe irgend eines Instruments, selbst ohne Beyhülfe ihrer Stimme, Töne komponiren können, indem sie die Zeichen derselben (die Noten) aufschreiben, und dafs sie auch, wenn sie dergleichen geschriebne Musikstücke andrer Meister blofs lesen, sich von der ganzen Musik eine deutliche Vorstellung machen können. Sie entwerfen also Tonbilder und beurtheilen Tonverhältnisse, ohne dafs das sinnliche Organ in die geringste Bewegung gesetzt werde. Wenn man aber das Materielle eines einzelnen Tons empfinden und so die Annehmlichkeit desselben beurtheilen will, so mufs man ihn schlechterdings hören. Daher kann man auch die Vorzüglichkeit eines musikalischen Instruments in Ansehung der Annehmlichkeit seines Tons (d. h. des materiellen Gehalts der in ihm liegenden Töne, ob sie sanft, rein, voll, rund u. s. w. sind) nicht durch das Ansehen, sondern blofs durch das würkliche Spielen auf demselben beurtheilen. Dafs wir aber die Beurtheilung des Verhältnisses der Töne dem Ohre, so wie die Beurtheilung der Gestalt sichtbarer Dinge dem Auge zuschreiben, rührt von einer natürlichen Täuschung her, indem wir überall geneigt sind, das, wodurch etwas veranlafst wird, mit demjenigen zu verwechseln, wodurch es bewürkt wird. So läfst Mancher an einem äufsern Gegen-

stands, der ihm wegen seiner Unvorsichtigkeit einen Schaden zufügte, seine Wuth aus, während er auf sich selbst zürnen sollte. So schimpfen böse Schuldner auf ihre Gläubiger als die Urheber ihres Elends, schlechte Skribler auf ihre Rezensenten als die Urheber ihres Miskredits beym Publikum, und unwissende Candidaten auf ihre Examinatoren als die Urheber des empfangenen Repulses, während sie insgesammt sich selbst als die würkenden Ursachen ihres Unglücks betrachten sollten. Wenn also der Zuhörer in einem Konzert oder einer Oper meynt, sein Ohr fasse die Töne nach ihren Verhältnissen zusammen und beurtheile sie als ein wohlgeformtes Ganze, so verwechselt er ebenfalls die veranlassende Ursache mit der würkenden und begeht, wie man es nennt, einen Erschleichungsfehler (*vitium subreptionis*). Denn das Ohr ist nur das Werkzeug, welches die Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verstandes veranlasst, indem es ihnen die Töne zur Zusammenfassung und Beurtheilung überliefert.



Eutcrpe.



Dritte Vorlesung.

Wir haben durch unsre bisherigen Untersuchungen über das Schöne folgende Resultate gewonnen:

Die Schönheit wird für eine vorzügliche Eigenschaft solcher Gegenstände, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen können, gehalten und, wenn wir sie an einem solchen Gegenstande finden, mit einem besondern Wohlgefallen betrachtet.

Dieses Wohlgefallen bezieht sich nicht auf das, was zur Materie des Gegenstandes gehört, sondern auf dessen Form; es ist kein materiales, sondern ein formales Wohlgefallen.

Es entspringt daher nicht, wie das Wohlgefallen am Angenehmen, aus einem Reitz oder Kitzel der sinnlichen Organe, der den Trieben und Neigungen des Menschen angemessen ist, sondern aus der Thätigkeit, in welche Einbildungskraft und Verstand durch den vermittelst des sinnlichen Organs wahrgenommenen Gegenstand versetzt werden.

Es findet eben darum nur bey solchen Gegenständen statt, welche durch die beyden edleren Sinne, Auge und Ohr, wahrgenommen werden, indem nur vermittelst dieser Sinne das, was zur Form eines Gegenstandes gehört, aufgefafst werden kann. Denn obwohl auch der Betastungssinn in manchen Fällen, wo er die Stelle des Auges vertritt, ein Bild vom Gegenstande zu erwecken vermag, so tritt doch das Bild durch diesen Sinn nicht mit solcher Schnelligkeit, Leichtigkeit, Klarheit und Lebhaftigkeit vor das Gemüth, dafs wir dasselbe mit

eben dem Wohlgefallen betrachten könnten, als wenn wir es mit einem einzigen Blicke des Auges in seiner ganzen Vollständigkeit auffassen. Der Betastungssinn ist daher nicht eigentlich zur Auffassung der Form der Gegenstände bestimmt, sondern zur Wahrnehmung des Weichen und Harten, des Sanften und Rauhen, wieferne dieses Eigenschaften der Materie eines Gegenstandes sind, welche einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf jenen Sinn machen. Wir brauchen ihn ebendeswegen nur im Nothfalle statt des Auges oder in zweifelhaften Fällen zur Unterstützung desselben, und können ihn auch nur dann brauchen, wenn uns die volle Form eines ruhenden Gegenstandes (wie bey einer Bildsäule) und nicht die bloſse Fläche (wie bey einem Gemälde) oder die bloſse Bewegung (wie beym Mienenspiel und Tanze) gegeben ist.

Wir haben also nun schon aufser dem

Angenehmen etwas Höheres kennen gelernt, was auch mit Wohlgefallen betrachtet werden kann. Ehe wir aber dieses Höhere näher bestimmen, oder vielmehr, um es näher zu bestimmen, wollen wir noch einige Augenblicke bey einem andern Gegenstande des menschlichen Wohlgefallens, der sich auch weit über das Angenehme erhebt, verweilen, nämlich beym Guten. Denn da das Gute jedem Guten nothwendig wohlgefällt, so müssen wir das Wohlgefallen am Schönen, wenn wir die Quelle desselben aufsuchen wollen, zuvörderst von jedem fremdartigen Wohlgefallen genau unterscheiden.

Der Ausdruck gut wird in zweyfacher Bedeutung genommen. In der weiteren bedeutet er alles, was in seiner Art vollkommen, zweckmäfsig, regelmäfsig ist. In dieser Bedeutung kann auch das Wahre und Nützliche gut genannt werden. Denn das Wahre ist gut

in Ansehung der Erkenntniſs, weil es mit den Gesetzen des Erkenntnisvermögens übereinstimmt und die Erkenntniſs desto vollkommner ist, je mehr sie mit jenen Gesetzen übereinstimmt. Das Nützliche aber ist gut in Anschung des Gebrauchs, den man davon machen kann, weil es dadurch ein Mittel des Angenehmen wird und desto nützlicher ist, je mehr Annehmlichkeiten des Lebens man sich dadurch verschaffen kann. Daher ist das Geld das allernützlichste Ding in der Welt, weil es das allgemeine Tauschmittel in kultivirten Staaten ist, mithin alles, was zum menschlichen Wohlleben gehört und nicht entweder von unsrer Freyheit (wie die Zufriedenheit mit unserm sittlichen Zustande) oder von der Natur (wie die Gesundheit) abhangt, damit erkauft werden kann. Ebendarum verwechselt es der Geitzige mit dem Angenehmen selbst, indem er sich an dem bloſsen Besitze oder Anblicke des Geldes

ergötzt, ohne es als Mittel des Angenehmen zu brauchen. Er genieſst also dieses Gute nur in der Idee d. h. er stellt sich blos die mancherley Annehmlichkeiten vor, die er sich durch den Repräsentanten alles Nützlichen verschaffen könnte, sobald er nur wollte. Das Geld gehört also sammt allem Nützlichen in der Welt nur zu den relativen Gütern d. h. es wird nur erst gut durch den Gebrauch, den man davon macht, kann aber eben dadurch auch unnütz und schädlich werden.

In der engern Bedeutung hingegen ist unter dem Guten nur das Sittlich-Gute zu verstehen, welches allein absolut d. h. an sich und in jeder Hinsicht gut ist. Es wird daher auch nur in dem Menschen selbst d. h. in seinen Gesinnungen und Handlungen angetroffen und hangt von der Freyheit seines Willens ab. Der Mensch erhebt sich nämlich über das vernunftlose Thier nicht

blofs dadurch, dafs er seine Erkenntnifs ins Unendliche erweitern und vervollkommnen und über die Folgen seiner Handlungen in Ansehung seines Wohl- oder Übelbefindens nachdenken kann, sondern die Vernunft weist ihm in der Reihe der Weltwesen noch einen höheren Rang an, einen Rang, wodurch er aus der Reihe der sinnlichen Wesen gleichsam heraustritt und einer übersinnlichen Ordnung der Dinge sich anschliefst. Sie fodert von ihm eine durchgängige Übereinstimmung seiner Gesinnungen und Handlungen, nicht blofs unter einander, sondern auch mit den Gesinnungen und Handlungen aller vernünftigen Weltwesen überhaupt. Sie fodert dieſs, weil die Vernunft überall eine und dieselbe ist und weil sie vermöge ihrer Natur den Widerstreit in Gesinnungen und Handlungen so wenig als den Widerstreit in unsern Vorstellungen und Erkenntnissen dulden kann. Es liegt also in der Ver-

nunft eine urſprüngliche Tendenz zur Harmonie, und aus dieſer urſprünglichen Tendenz geht ein allgemeines Geſetz, als unbedingtes Pflichtgebot und oberſte Regel der Sittlichkeit, hervor, nämlich das Geſetz, daſs jedermann nach jener Harmonie in ſeiner Würkſamkeit ſtrebe oder daſs er in allen einzelnen Fällen ſo handle, wie er wollen kann, daſs er ſelbſt und alle vernünftige Weltweſen in ſolchen Fällen jederzeit handeln möchten. Nun iſt es freylich gewiſs, daſs die allgemeine Befolgung dieſes Geſetzes auch auf den phyſiſchen Zuſtand der Menſchen den wohlthätigſten Einfluſs haben würde. Denn es würden dadurch alle Neigungen und Triebe der Herrſchaft der Vernunft unterworfen; das meiſte phyſiſche Elend der Menſchen aber entſpringt unſtreitig daher, daſs wir dieſe Herrſchaft nicht in allen Fällen anerkennen wollen und dadurch in unſern Beſtrebungen und Handlungen mit

uns selbst und mit andern Menschen in Widerstreit gerathen. a) Allein eben so gewiſs ist es, daſs dasjenige, was eine natürliche Folge der Beobachtung des Sittengesetzes ist, nicht der vorhergehende Bestimmungsgrund des Willens zur Beobachtung desselben seyn dürfe. Die Vernunft fodert vielmehr einen freyen Gehorsam für ihr Gesetz d. h. einen solchen, der aus Achtung gegen dasselbe entspringt. Der Mensch soll nicht darum dem Gesetze gehorchen, weil und wiefern er Gewinn und Genuſs davon hofft, sondern aus Achtung gegen sich selbst oder seine vernünftige Natur, damit er auch dann, wenn er keinen Gewinn und Genuſs zu hoffen hat, dem Gesetze gehorche; er soll bloſs darum die Vernunft in sich herrschen lassen, weil er ein Mensch ist, damit er nicht zum Thiere herabsinke, in welchem der Trieb das Herrschende ist. Hierauf allein beruht der sittliche Werth oder die Würde des

Menschen, wodurch er der Gottheit selbst ähnlich oder ihr Ebenbild ist. Denn Gott oder die Gottheit ist eben die personifizirte Vernünftigkeit oder Sittlichkeit selbst, das Gute oder die Gutheit in Person. b)

Gut im eigentlichen oder strengen Sinne ist also nur dasjenige, was in unsrer Thätigkeit dem Sittengesetze aus Achtung gegen dasselbe gemäfs ist, und in diesem Sinne können nur Gesinnungen und daraus entspringende Handlungen eines vernünftigen Wesens gut genannt werden. Wenn nun der Mensch am Guten in dieser Bedeutung Wohlgefallen findet, so hat dasselbe seinen Grund nicht in den sinnlichen Trieben, wie das Wohlgefallen am Angenehmen, sondern in der Vernunft selbst. Denn es kann stattfinden, auch wenn jene Triebe unbefriedigt bleiben; ja es findet oft gerade dann im höheren Grade statt, wenn diese mit ihren ungestümen Anfoderungen zu-

rückgewiesen worden sind. Die Vernunft schätzt also das Sittlichgute an und für sich oder um seiner selbst willen d. h. sie fragt bey Bestimmung seines Werthes gar nicht nach einem anderweiten Vortheile oder Nachtheile, der daraus entspringen möchte. Dieser Maafsstab wird nur an das Nützliche gehalten, weil dieses als ein Mittel des Angenehmen betrachtet wird. Daher ist das Wohlgefallen am Nützlichen dem Wohlgefallen am Angenehmen analog, so wie hingegen das Wohlgefallen am Wahren (sobald die Wahrheit nicht um eines zufälligen Zwecks willen sondern als blofse Wahrheit gesucht wird) dem Wohlgefallen am Guten analog ist. Denn an Beydem hat die Vernunft ein unmittelbares Wohlgefallen; am Wahren, wieferne sie als theoretisches Vermögen eine ursprüngliche Tendenz zur durchgängigen Harmonie in Vorstellungen und Erkenntnissen hat; am Guten, wieferne sie als prakti-

sches Vermögen eine ursprüngliche Tendenz zur durchgängigen Harmonie in Bestrebungen und Handlungen hat.

Das Schöne unterscheidet sich nun in Hinsicht des eigenthümlichen Wohlgefallens, mit welchem es wahrgenommen wird, vom Guten eben so sehr, als vom Angenehmen. Kein Mensch fragt darnach, wenn er eine schöne Musik hört oder eine schöne Gegend betrachtet, ob jene Musik oder diese Gegend dem Sittengesetze gemäfs sey. Die Frage scheint hier nicht einmal einen vernünftigen Sinn zu haben. In andern Fällen, wenn man z. B. ein schönes Gedicht liest oder ein schönes Gemälde beschaut, kann zwar auch nach der Sittlichkeit in Ansehung des Gedichts oder Gemäldes gefragt werden. Aber dann wird auch der Gegenstand sogleich aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, nämlich in Rücksicht auf die Gesinnung des Künstlers, die sich dadurch ankündigt,

und die Gesinnung des Wohlgefallens, die dadurch erregt werden kann. Wir sind uns jedoch dieses verschiedenen Gesichtspunktes sehr wohl bewufst und erklären, im Fall ein Gedicht oder Gemälde die Gesetze der Sittlichkeit verletzt und doch den Regeln der Kunst angemessen ist, es zwar für unsittlich, aber doch für schön. Wir können uns also nicht enthalten, während die Vernunft an dem Gegenstande Mifsfallen findet, an ebendemselben von einer andern Seite Wohlgefallen zu finden. Was ist es denn nun in dem Gedichte oder Gemälde, woran die Vernunft in solchen Fällen Mifsfallen findet? Offenbar der Inhalt oder die Materie. Es werden etwa dadurch dem Gemuthe Szenen vorgehalten, wodurch die Menschheit als Menschheit sich entehrt fühlt, wodurch die Thierheit im Menschen als herrschend über die Vernünftigkeit erscheint, und zwar so, dafs der Künstler selbst

die in ihm herrschende Thierheit verräth und es darauf anzulegen scheint, sie auch im Wahrnehmenden herrschend zu machen. Ein solcher Gehalt des Kunstproduktes kann der Vernunft, die durchaus im Menschen herrschen will und soll, unmöglich gefallen. Da nun gleichwohl dieser Gehalt des Kunstwerkes dem Wahrnehmenden unter einer solchen Gestalt erscheinen kann, dafs man genöthigt ist, es für schön zu erklären, so wird hierdurch von neuem bestätigt, was schon als Resultat der früheren Untersuchungen sich ergab, dafs die Schönheit einzig in der Form liege und das Wohlgefallen an jener nur ein Wohlgefallen an dieser, mithin ein formales Wohlgefallen sey. Das Wohlgefallen am Guten hingegen ist, wie das Wohlgefallen am Angenehmen, ein materiales; nur mit dem Unterschiede, dafs beym Guten die Vernunft, beym Angenehmen der Sinn der eigentliche Sitz des

Wohlgefallens, und der Gegenstand desselben beym Guten der Charakter des Menschen als eines vernunftigen Wesens, beym Angenehmen der Zustand des Menschen als eines thierischen Wesens ist. Da nun der Charakter eines Menschen nach den Handlungen desselben beurtheilt wird, wieferne diesen Handlungen eine gewisse Gesinnung zum Grunde liegt, mithin die äufsere Thätigkeit des Menschen ein Abbild seiner innern Denkart ist; und da die Denkart oder Gesinnung eines Menschen in der Art und Weise besteht, wie sich sein Wille zum Handeln bestimmt oder bestimmen läfst: so kann man zwar die Denkart oder Gesinnung eines Menschen auch die Form seines Willens nennen und sagen, die Vernunft, wenn sie das Gute billige, finde eben an der Form des Willens, die dadurch sich ankündige, Wohlgefallen, folglich sey das Wohlge-

fallen am Guten auch **formal**, wie das am Schönen. Allein es wird alsdann der Ausdruck: **Form**, in zwey sehr verschiednen Bedeutungen genommen. In Beziehung auf das Schöne versteht man darunter eine anschauliche und empfindbare Form, ein äuſserlich oder innerlich wahrnehmbares Ganze, das aus der Komposizion eines Mannichfaltigen hervorgeht und dadurch eine sinnliche Gestalt erhält; in Beziehung auf das Gute aber eine bloſs denkbare Form, eine nur durch Vernunft vorstellbare freye Handlungsweise des Geistes. Da nun diese innere Handlungsweise nur durch äuſsere Handlungen erkennbar ist (weshalb auch das Urtheil über jene immer unsicher ist, indem jemand den äuſsern Schein der Sittlichkeit annehmen kann): so sind es doch eigentlich die äuſsern Handlungen der Menschen, worauf sich zunächst das Wohlgefallen am Guten bezieht. Die äuſsern Handlungen aber sind die Ma-

terie des Willens, indem sie derjenige Stoff sind, an welchem der Wille seine Form realisirt. Also ist das Wohlgefallen am Guten seinem Objekte nach material, und kann nur in Rücksicht auf den blofs denkbaren innern Grund der Handlungen formal genannt werden. Das Wohlgefallen am Schönen hingegen ist selbst seinem Objekte nach rein formal und steht in gar keiner Beziehung auf die Materie, aufser insoferne die Form überall nur an irgend einer Materie darstellbar ist.

Nach diesen Erörterungen über das Angenehme und Gute wird sich nun die Natur des Schönen, soweit dieselbe erklärbar ist, leichter auffinden lassen. Nur mufs zuvor noch bemerkt werden, dafs man sich durch die Unbestimmtheit des gemeinen Sprachgebrauchs in der Anwendung jener drey Wörter nicht bey Bestimmung der dadurch bezeichneten Begriffe irre führen lasse. Denn man

spricht wohl zuweilen auch von dem schönen Geruch einer Blume oder von der schönen Handlung eines Menschen, statt dafs man den Geruch nur angenehm und die Handlung gut oder edel nennen sollte. Allein diese Unbestimmtheit des gemeinen Sprachgebrauchs darf uns nicht abhalten, nach den wesentlichen Unterschieden der Dinge zu forschen und dadurch jenen Sprachgebrauch genauer zu bestimmen und wo möglich zu berichtigen. Denn ebendadurch soll sich der wissenschaftliche Geist oder die philosophirende Vernunft über den gemeinen Verstand erheben, dafs jener deutlich denkt und bestimmt ausspricht, was dieser nur dunkel ahnet und ebendeswegen auch schwankend bezeichnet. Dafs aber in vielen Fällen selbst der gemeine Verstand das Angenehme und Gute vom Schönen unterscheidet, wird keinem aufmerksamen Beobachter entgehen. Wie oft hört man z. B. im Urtheile über Per-

sonen den Ausspruch, dafs sie zwar nicht schön, aber doch angenehm im geselligen Umgange oder gut in Ansehung ihres Charakters und ebendarum liebenswürdig, oder auch umgekehrt, dafs sie zwar schön, aber dessen ungeachtet weder angenehm noch gut und ebendarum nicht liebenswürdig seyen! Es mufs also doch die Schönheit für etwas ganz Eigenthümliches gehalten werden, was von der Annehmlichkeit und Gutheit wesentlich verschieden und, wenn es nicht mit diesen Eigenschaften in Verbindung tritt, der Liebe — des Strebens nach Vereinigung — nicht sonderlich werth ist. Worin besteht denn nun der eigenthümliche Charakter der Schönheit? — Er besteht in derjenigen Form eines wahrnehmbaren Gegenstandes, welche in und durch die blofse Wahrnehmung die Einbildungskraft und den Verstand des Wahrnehmenden in ein harmonisches

Spiel versetzt und so das Lebensgefühl leicht und doch kräftig aufregt. — Was dieſs sagen wolle, möge uns die nächste Untersuchung lehren.

Anmerkungen.

a) Wer diesen hier nur beyläufig aufgestellten Satz bezweifeln und den Verfasser der Übertreibung beschuldigen wollte, der möge nur überlegen, wie viel Elend unter den Menschen allein durch Völlerey, Wollust, Ehr-Herrsch- und Habsucht entsteht. Wie viele scheuſsliche Krankheiten, wie viele ganze Familien ruinirende Prozesse, wie viele verheerende Kriege (die nichts anders sind als Prozesse der Staaten mit Bajonetten und Kanonen geführt) und wie viel andre Plagen, welche die Menschheit drücken, entspringen bloſs aus jenen Quellen! Die Natur thut uns im Grunde wenig zu Leide, im Vergleiche mit dem, was wir uns selbst zu Leide thun. Wenigstens sind unter hundert Übeln, die uns treffen, gewiſs neun und neunzig von den Menschen selbst verschuldet oder wenigstens veranlaſst und verschlimmert. Denn selbst von denjenigen Übeln, welche die Natur über uns zu verhängen scheint, als da sind Epidemien, Überschwemmungen u. d., könnten viele durch pflichtmäſsige Thätigkeit und guten Willen der Menschen, wo nicht verhindert, so doch vermindert und in Ansehung ihrer schädlichen Folgen beschränkt werden. Diese Bemerkung de-

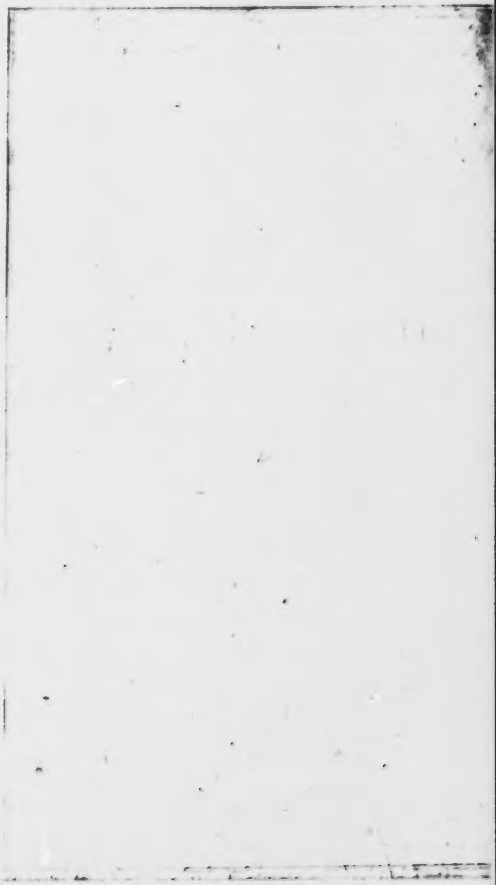
Ursprungs der meisten Übel aus der gesetzwidrigen Thätigkeit der Menschen mag den in der alten Welt so allgemein verbreiteten Glauben, dafs alles physische Übel Folge des moralischen oder Strafe sey, erzeugt oder wenigstens bevestigt haben. Und daher konnte auch ein neuerer Dichter mit Recht singen:

Laſst uns besser werden,
Gleich wird's besser seyn!

b) Man muſs sich in der That wundern, dafs es noch immer so viele, selbst denkende und wohlgesinnte, Menschen giebt, die das sittliche Gefühl und die sittliche Würde des Menschen so verkehrt beurtheilen, dafs sie meynen, das Vernunft fodere entweder durch ihr Gesetz schlechthin nichts weiter als ein wohlberechnetes Streben nach Wohlseyn, oder sie lasse wenigstens die Rücksicht auf dieses Wohlseyn als einzige oder vornehmste Triebfeder zur Befolgung ihres Gesetzes zu. Dieſs Phänomen ist um so auffallender, da sogar diejenigen, deren Gesinnungen und Handlungen in der That jener Meynung angemessen sind, dennoch oft eine uneigennützige Sprache führen, indem sie ihrem Verhalten gute Absichten und reine Motive unterlegen und so wenigstens den Worten nach eingestehen, dafs Neigung und Vernunft, Eigennutz und Sittlichkeit zwey ganz heterogene Dinge sind, deren Sphären zwar in einander eingreifen können, aber nur so eingreifen sollen, dafs jene von dieser beherrscht werde, mithin die Rücksicht auf Wohlseyn nicht den guten Willen bestimme, sondern sich demselben unter-

werfe. Indessen läfst sich jenes Phänomen theils daraus erklären, dafs (nach der vorigen Anmerkung) moralisches Übel gröfstentheils physischen in seinen Gefolge hat und daher eine grofse Menge des letzten durch Aufhebung des ersten wegfallen würde — theils daraus, dafs die Pflicht in vielen Fällen, in Einstimmung mit der Neigung, Beförderung des Wohlseyns in und aufser uns fodert. Dadurch kann man nun allerdings verleitet werden, wenn man Gründe und Folgen nicht scharf genug erwägt, sich selbst zu täuschen und sittliche Güte für nichts als wohlberechnete Klugheit zu halten. Wenn aber Einige sich auf die Erfahrung berufen, dafs alle Menschen eigennützig handeln, und daraus folgern, es sey eine überspannte Foderung der Moral, dafs der Mensch uneigennützig handle: so ist es erstlich anmafsend, etwas zu behaupten, was doch eigentlich niemand beweisen kann, und zweytens lächerlich, der Moral zuzumuthen, dafs sie die Idee der sittlichen Vollkommenheit nicht in ihrer Reinheit aufstellen, sondern sich nach der Gemächlichkeit und dem Gelüsten der Menschen bequemen solle. Da würde in der That eine allerliebste Moral herauskommen, wenn der Moralist solchen Prätensionen nachgeben wollte! — Übrigens wird man diese Betrachtungen hier nicht ganz am unrechten Orte finden. Es ist durchaus nöthig, die Natur des Guten vollständig einzusehen, wenn man die Natur des Schönen gehörig beurtheilen will, da beyde sich vielseitig berühren, und doch durch bestimmte Gränzlinien von einander geschieden sind.

Melpomene.



Vierte Vorlesung.

Der Mensch lebt nur, wiefern er thätig ist; wenigstens wird er nur dadurch sich seines Lebens bewufst. Und des Lebens sich nicht bewufst seyn, ist eigentlich eben so viel als gar nicht leben. So lange daher der Mensch sich im wachenden Zustande befindet, will er auch beschäftigt seyn, um sich seines Lebens bewufst zu werden oder, welches eben so viel heifst, um das Lebensgefühl in sich rege zu erhalten.

Alle Beschäftigung aber ist entweder Arbeit oder Spiel. Arbeit, wenn sie mit Mühe und Anstrengung verknüpft ist und blofs um des Erfolgs willen un-

ternommen wird. Spiel, wenn sie mit Leichtigkeit geschieht, und durch sich selbst das Gemüth belustigt. a)

Das Gemüth wird nämlich insoferne **belustigt**, als durch die Leichtigkeit, mit welcher die Beschäftigung geschieht, das **Lebensgefühl erhöht** wird, indem ein inniges Bewufstseyn unsrer Thätigkeit entsteht, ohne dafs die Kraft, mit welcher wir thätig sind, einen grofsen Widerstand zu überwinden nöthig hätte.

Dafs nun ein jeder so beschäftigt zu seyn wünscht, ist sehr natürlich. Man kann daher dieses natürliche Streben des Menschen nach einer solchen leichten und belustigenden Beschäftigung den **Spieltrieb** nennen, der aber nichts anders als eine besondre Modifikazion des Lebenstriebes, und dessen Befriedigung eine reiche Quelle des mannichfaltigsten Vergnügens ist.

Hierin allein liegt auch der Grund

des Vergnügens im geselligen Umgange. Man wird dadurch beschäftigt, ohne sich anzustrengen; man weifs also, dafs man lebt, ohne die Mühseeligkeit des Lebens zu empfinden. Die lange Weile in der Gesellschaft aber entspringt lediglich daraus, dafs man durch dieselbe nicht genug auf eine leichte Art beschäftigt wird, weil die Konversazion nicht lebhaft und interessant genug ist. Daher nimmt man alsdann seine Zuflucht zu den Karten und andern geselligen Spielen, welche den Geist in eine leichte Thätigkeit versetzen, als blinde Kuh, Pfänderspiel u. d. — oder man nimmt während der Konversazion selbst etwas zur Hand, was schon für sich auf eine leichte Art beschäftigt, ohne die Unterhaltung zu stören, um die etwa eintretenden leeren Augenblicke doch mit irgend etwas auszufüllen, als Tabakspfeiffen, Strickstrümpfe u. d. — oder endlich, was oft das beste ist, wie-

wohl es für Unhöflichkeit oder Beweis von Mangel an Konversazionsgabe gehalten wird, [b] man überläfst sich in der langweilenden Gesellschaft seinen eignen Träumereyen und spielt mit sich selbst, so dafs man sich mitten unter Menschen in der Einsamkeit und doch nicht einsam befindet, indem uns die Einbildungskraft eine eigne innre Welt hervorzaubert.

Diese wunderbare Kraft ist nämlich unter allen Vermögen des menschlichen Geistes dasjenige, welches am leichtesten aufgeregt und mit der wenigsten Anstrengung in Thätigkeit erhalten wird. Daher kann man dieselbe das eigentliche Spielvermögen im Menschen nennen. Sie fafst zuerst bey der Wahrnehmung eines Gegenstandes das einzelne Mannichfaltige, was die Organe dem Gemüthe zuführen, in ein anschauliches Ganze zusammen und entwirft auf diese Art ein Bild vom Gegenstande

in uns. Ebendarum heifst sie **Einbildungskraft** schlechtweg. Alsdann würkt sie aber auch als **Phantasie**, indem sie uns theils das Abwesende in einem innern Bilde vergegenwärtigt, theils aus den im Gemüthe bereits vorhandenen Bildern neue schaft. In jener Hinsicht heifst sie dann die **reproduktive** oder **wiedergebende**, in dieser die **produktive** oder **schöpferische**. In der letzten Hinsicht kann sie auch das **Dichtungsvermögen** heifsen, welches nicht blofs bey einzelnen Subjekten, sondern bey allen Menschen, obwohl in sehr verschiedenem Grade, stattfindet, und auch nicht allein in der Poesie, sondern in allen schönen Künsten würksam ist, obgleich die Poesie als die edelste unter allen den Namen der Dichtkunst ausschliefsend erhalten hat. c)

Nächst der Einbildungskraft ist aber auch der **Verstand** in uns bey der

Wahrnehmung der Dinge würksam. Denn der Verstand ist das Vermögen, die wahrgenommenen Gegenstände durch Begriffe zu denken und nach gewissen Regeln eine würkliche Erkenntniſs von ihnen zu Stande zu bringen. Soll diese Erkenntniſs deutlich und bestimmt seyn, so ist dazu eine gewisse, und in vielen Fällen sehr groſse, Anstrengung des Geistes erfoderlich. Der Verstand spielt daher nicht, wie die Einbildungskraft, sondern er arbeitet.

Beyde Kräfte des Menschen können nun oft in eine Art von Widerstreit gerathen. Es kann die spielende Einbildungskraft die Arbeit des Verstandes stören, wenn sie ihre Thätigkeit zur Unzeit einmischt, so daſs der Mensch anfängt zu dichten, wenn er denken, zu phantasiren, wenn er räsonniren sollte — ein Fall, der in der neuesten Philosophie häufig vorzukommen scheint. Es kann aber auch der arbeitende Ver-

stand das Spiel der Einbildungskraft verderben, wenn er die Bilder derselben zergliedert und mit seinen Begriffen von den Gegenständen der wirklichen Welt vergleicht, so dafs der Mensch anfängt, das Nichtige und Täuschende jener Bilder einzusehen — ein Fall, der besonders nach gewissen verlebten Jahren und gemachten Erfahrungen häufig einzutreten pflegt. Sobald aber unsre Kräfte sich auf solche Art und in dem Grade widerstreiten, dafs wir dadurch unsre Thätigkeit gehemmt und beschränkt fühlen, so ist ein solcher Widerstreit immer mit einem gewissen Mifsfallen verknüpft, welches aus dem verminderten Lebensgefühl entspringt. Denn da wir uns unsers Lebens nur durch unsre Thätigkeit bewufst werden, so scheint eine solche Hemmung und Beschränkung unsrer Thätigkeit das Leben selbst in seiner Wur-

zel anzutasten, indem sie unserem Lebensgefühle Abbruch thut.

Wenn hingegen Einbildungskraft und Verstand in ihrer Würksamkeit auf eine solche Art und in dem Grade einstimmen, dafs ein Gegenstand, welcher wahrgenommen wird, die Einbildungskraft in ein lebhaftes Spiel versetzt und zugleich dem denkenden Verstande als regelmäfsig erscheint, mithin derselbe das Streben der Einbildungskraft nach Freyheit in ihrer, und des Verstandes nach Regelmäfsigkeit in seiner Beschäftigung zu gleicher Zeit befriedigt: so werden wir einen solchen Gegenstand nicht anders als mit einem besondern Wohlgefallen betrachten können, welches aus dem erhöheten Lebensgefühl entspringt. Denn wir sind stark und regelmäfsig beschäftigt, ohne dabey irgend eine Mühe oder Anstrengung zu fühlen. Wir sind uns also unsers Lebens in einem höheren Grade bewufst,

wir fühlen uns gleichsam inniger und kräftiger von dem Quelle des Lebens durchdrungen. Und dieses Gefühl, kann es ein andres seyn, als das süfseste, erquickendste Lustgefühl? —

Jeder schöne Gegenstand nun gewährt uns in und durch die blofse Wahrnehmung (d. h. ohne irgend eine anderweite Beziehung auf unsre Neigungen und Triebe) eben jenes Lustgefühl, indem er vermöge seiner Form dem Verstande als etwas Regelmäfsiges erscheint, gesetzt auch, dafs wir die Regel selbst nicht wissen, nach welcher das Ding so gebildet ist, und zugleich in der Einbildungskraft eine Menge von Vorstellungen erregt, mit welchen sie frey spielen kann, gesetzt auch, dafs wir uns nicht aller dieser Vorstellungen klar und deutlich bewufst werden.

Wir hören z. B. eine schöne Symphonie. Sie besteht aus einer Menge von unartikulirten Tönen oder Lauten,

welche theils zu gleicher Zeit theils nach einander wahrgenommen werden. Wir fühlen, dafs diese Töne zu einander passen d. h. in einem bestimmten, leicht faßlichen Verhältnisse zu einander stehen und nach einem gewissen Zeitmafse fortschreiten. Wir bemerken also Regelmäfsigkeit in dem harmonischen Zugleichseyn und melodischen Aufeinanderfolgen der Töne, ob wir gleich vielleicht die Regeln der Harmonie und Melodie selbst, welche der Komponist befolgte, nicht kennen. In dieser Komposizion der Tone besteht die Form des Musikstucks überhaupt, welche dem Verstande wegen ihrer Regelmäfsigkeit angemessen ist. Indem wir aber diese Form bey Anhörung der Symphonie nach und nach auffassen, werden durch die harmonischen und melodischen Tonbilder in uns eine Menge von Vorstellungen erregt, die unsre Einbildungskraft auf eine leichte Art beschäftigen, indem sie dieselbe in

ein freyes Spiel versetzen, ob wir gleich nicht im Stande sind, diese Vorstellungen selbst klar und deutlich zu machen, sondern nur überhaupt empfinden, dafs wir uns in einer gewissen Gemüthsstimmung der ruhigen Heiterkeit, der hüpfenden Freude, der schwermuthigen Sehnsucht, der herzerhebenden Andacht, der grausenden Furcht u. s. w. befinden.

Oder wir lesen ein schönes Gedicht. Das Gedicht selbst besteht aus einer Menge von artikulirten Tönen oder Worten, die nach gewissen Regeln in Ansehung ihrer äufsern Beschaffenheit sowohl als ihres innern Gehalts zusammengesetzt sind. Diese Regelmäfsigkeit der Form befriedigt den Verstand auf der einen Seite. Auf der andern aber setzt das Gedicht durch die Worte als Zeichen bestimmter Vorstellungen die Einbildungskraft in eine lebhafte obwohl nicht anstrengende Thätigkeit, mithin in ein freyes, aber mit dem Verstande harmo-

nirendes, Spiel, und bringt dadurch ein eigenthümliches Wohlgefallen oder Lustgefühl hervor.

Derselbe Fall findet statt, wenn wir schöne Gestalten im Raume (schöne Personen, schöne Blumen, schöne Gegenden, schöne Gemälde, schöne Bildsäulen u. d.) oder schöne Bewegungen in Raum und Zeit (schönes Geberdenspiel, schöne Tänze, schöne Kämpfe u. d.) wahrnehmen. Die Regelmäfsigkeit dieser Gegenstände ist dem Verstande angemessen und die Betrachtung derselben giebt der Einbildungskraft soviel Nahrung, dafs man beym Anblicke derselben sich gar nicht zu beschäftigen, sondern blofs zu spielen scheint, und so sich seines Lebens im höheren Grade bewufst wird. — Wir können demnach mit Recht sagen:

Schön ist dasjenige, was durch seine Form die Einbildungs-

kraft in ein mit dem Verstande harmonirendes freyes Spiel versetzt und dadurch unser Lebensgefühl erhöht.

Oder:

Schönheit ist diejenige Eigenschaft eines Dinges, vermöge welcher es, indem es durch seine Form unsre Einbildungskraft in ein mit dem Verstande harmonirendes freyes Spiel versetzt, unser Lebensgefühl erhöhet.

Aus dieser Erklärung ergiebt sich zugleich eine andre, welche auf den geheimnifsvollen Charakter der Schönheit ein neues Licht wirft und den räthselhaften Grund des Wohlgefallens an ihr noch etwas näher kennen lehrt.

Der Mensch sieht sich als endliches Wesen von allen Seiten in gewisse

Schranken eingeschlossen. Diese Schranken drücken und belästigen ihn, weil sie seine Thätigkeit hemmen. Sie sind die Fesseln, die er überall mit sich herumschleppt, der Kerker, in den er stets eingeschlossen ist. Er würde diese Schranken gar nicht fühlen, wenn nicht Vernunft in ihm wohnte, die mit ihren Ideen sich weit über diese Schranken erhebt und dem Menschen Ideale zeigt, welche in unendlicher Ferne vor ihm schweben, denen er sich daher immerfort anzunähern sucht, ohne sie doch jemals zu erreichen. Hieraus entspringt in dem Menschen jenes Streben nach dem Unendlichen, jenes Sehnen nach dem Idealischen, welches nichts anders ist, als ein Verlangen nach durchaus freyer Thätigkeit, nach Unbeschränktheit in Ansehung unsrer Würksamkeit — ein Verlangen, das in gewissen Augenblicken so heftig werden kann, dafs der Mensch sich geneigt fühlt, die Schranken der

Endlichkeit gewaltsam zu durchbrechen und die Fesseln, die ihn auf seiner irdischen Laufbahn drücken und hemmen, muthig abzuwerfen, in der täuschenden Hoffnung, er werde dann auf ewig von diesen Fesseln befreyt seyn. Da nun der Anblick des Schönen das kräftigste Vermögen in uns, die Einbildungskraft, in Thätigkeit setzt, und zwar in eine Thätigkeit, die ihrer Freyheit ungeachtet doch mit der Thätigkeit des Verstandes genau zusammenstimmt, die daher mit der größten Leichtigkeit vor sich geht und das Lebensgefühl so stark aufregt: so vergißt der Mensch in der Betrachtung des Schönen jene Schranken der Endlichkeit, er fühlt sich entbunden von jenen drückenden Fesseln, er glaubt in dem endlichen Gegenstande, den er wahrnimmt, das Unendliche selbst anzuschauen, schwebt gleichsam in der Mitte zwischen zweyen Welten, der sinnlichen und übersinnlichen, hält die Ideale, die

er stets mit sich herumträgt, für realisirt, und befindet sich also in einer der süfsesten und unschuldigsten Täuschungen, deren das menschliche Herz fähig ist. Daher kann man auch sagen:

> Schön ist dasjenige, was durch seine sinnliche Form das Unendliche im Endlichen anschauen läfst.

Oder:

> Schönheit ist diejenige Eigenschaft eines Dinges, vermöge welcher es dem Gemüthe des Wahrnehmenden eine Anschauung des Unendlichen im Endlichen giebt.

Da indessen das Unendliche nie würklich angeschaut werden kann, so wird eigentlich nur die Idee des Unendlichen erweckt durch die Form des schönen Gegenstandes d. h. das Gemüth

wird durch die Wahrnehmung eines solchen Objektes nur überhaupt in eine idealische Stimmung versetzt — eine Stimmung, welche im höheren Grade Entzucken genannt wird, weil wir dadurch der Sinnenwelt gleichsam entrückt werden. Es ist also blofs eine scheinbare Anschauung des Unendlichen, welche schicklicher Ahnung genannt werden könnte, weil sie ein Gefühl ist, das durch Worte nicht dargestellt werden kann, mithin etwas Unaussprechliches. Diese Unaussprechlichkeit dessen, was wir bey der Wahrnehmung der Schönheit empfinden und denken, ist eben der geheimnifsvolle Schleyer, den die Natur um das Wesen der Schönheit geworfen hat, und der von uns nur ein wenig gelüftet, aber nie ganz hinweggenommen werden kann.

Anmerkungen.

a) Der Unterschied zwischen Arbeit und Spiel ist freylich nur relativ. Was für den Einen Arbeit ist, kann für den Andern Spiel seyn, und umgekehrt. Daher man von guten Arbeitern sagt, die Arbeit gehe ihnen von Händen, als wenn sie nur Spiel wäre. Aber eben, daß man so sagt, beweist, daß zwischen Arbeit und Spiel ein wesentlicher Unterschied stattfindet, obgleich derselbe durch die Beschaffenheit der beschäftigten Subjekte modifizirt wird. Daher sagt man auch, etwas spielend erlernen, wiewohl das Lernen an und für sich immer Arbeit ist, die aber durch gute Methode von Seiten des Lehrers und durch Talent und Neigung von Seiten des Schülers sehr versüßt und so in eine Art von Spiel (d. h. leichter und belustigender Beschäftigung) verwandelt werden kann. Hierauf bezieht sich auch das bekannte Sprüchwort:

Lust und Liebe zu jedem Dinge
Macht alle Müh' und Arbeit geringe.

Von dem musikalischen Künstler sagt man insonderheit, er spiele, weil die Ausübung seiner Kunst, wenn er es darin zur Fertigkeit gebracht hat, am meisten als Spiel erscheint, ob ihm gleich die Erlangung dieser Fertigkeit viel Anstrengung und Fleiß gekostet haben mag. Indessen kann man die fertige Ausübung jeder schönen Kunst ein Spiel nennen. Denn so wie der Musiker mit Tönen spielt, so spielt der Maler mit Farben, der Tänzer mit Bewegungen, der Dichter mit Worten u. s. w. Darin besteht eben die Eigenschaft des Virtuosen, daß ihm die Beschäftigung mit

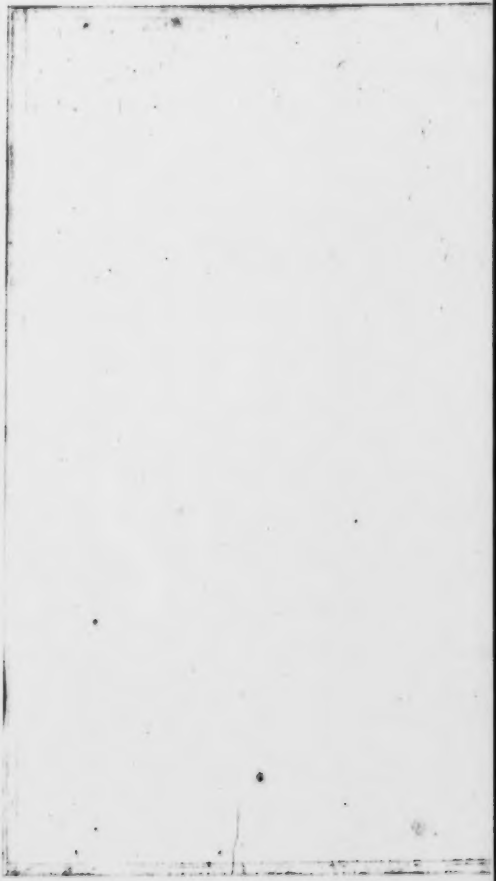
seiner Kunst nicht mehr Arbeit, sondern freies Spiel ist; Virtuos aber ist nicht blos der Meister in der Tonkunst, sondern überhaupt jeder, der es in irgend einer schönen Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit in der Ausübung gebracht hat.

b) Die sogenannte Konversationsgabe ist eigentlich nichts anders, als das Talent, mit den Leuten in Gesellschaft zu spielen, ohne sich's merken zu lassen, dass man nur mit ihnen spielt — ein Talent, dessen Anwendung gar sehr von der jedesmaligen Gemüthsstimmung abhängig ist, und welches die Natur den Weibern im höhern Grade verliehen zu haben scheint, als den Männern. Denn die Männer sind wirklich in der Regel das, was ein neuerer Ästhetiker von den Menschen überhaupt sagte, ernsthafte Bestien, von der Natur mit einer guten Portion Trägheit begabt. Und so musste es auch seyn. Denn die Männer sind zur Arbeit bestimmt, welche Ruhe und Bedachtsamkeit fodert; sie sind Lastthiere, welche der eiserne Stab des Schicksals in der Welt umhertreibt, um den Samen des Guten überall zu verbreiten. Den Weibern hingegen gab die Natur eine grössere Beweglichkeit des Geistes und Körpers, damit sie in den kleinern Kreisen, für welche ihre Wirksamkeit bestimmt ist, Leben und Munterkeit verbreiten möchten. Daher wollen die Männer, nach vollbrachter Arbeit, in der Gesellschaft lieber unterhalten seyn, als unterhalten, d. h. lieber mit sich spielen lassen, als selbst spielen; und daher

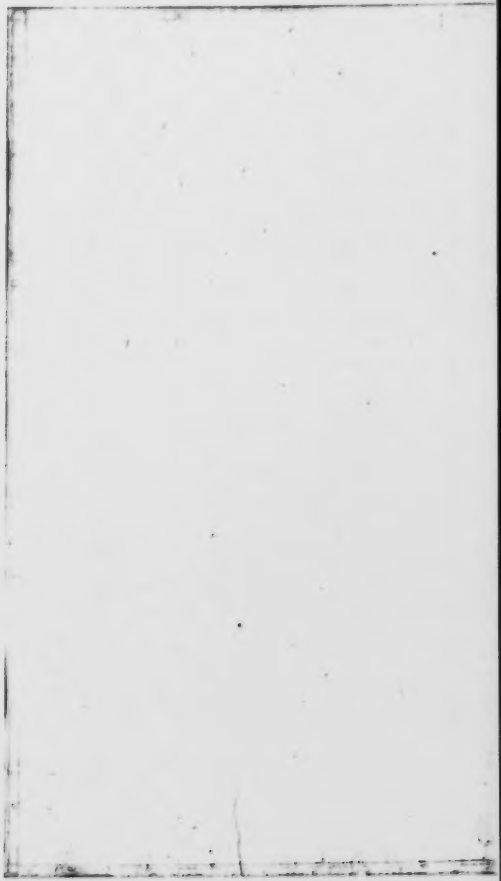
sind auch die bloßen Männergesellschaften größtentheils so langweilig, wenn nicht etwa durch die Weinflaschen die Lebensgeister in einen exaltirten Zustand versetzt werden, wo dann die Einbildungskraft mit dem Verstande selbst zu spielen anfängt, so lange, bis der letzte endlich ganz *là bête* wird.

c) Die Ausdrücke: **Einbildungskraft, Phantasie** und **Dichtungsvermögen**, werden sehr verschieden gebraucht. Das letzte ist offenbar nur ein untergeordnetes Vermögen, wodurch eine besondre Art der Wirksamkeit der Einbildungskraft oder Phantasie angezeigt werden soll. Die beyden ersten Ausdrücke aber braucht man bald identisch, bald nicht identisch. Man muß also die weitere und engere Bedeutung derselben unterscheiden. In jener Bedeutung zeigen sie die gemeinschaftliche Quelle alles dessen an, was durch den innern Sinn gebildet wird. In der engern Bedeutung aber werden sie am schicklichsten so unterschieden, wie es in der stelle geschehen ist, worauf sich diese Anmerkung bezieht. **Einbildungskraft** ist dann das ursprünglich-bildende, **Phantasie** das nach-bildende Vermögen, welches, wiefern es produktiv wirkt, **Dichtungsvermögen** heißt. In diesen Vorlesungen wird jedoch das Wort: Einbildungskraft (wenn seine Bedeutung nicht ausdrücklich auf eine gewisse Art der Wirksamkeit beschränkt wird) immer im allgemeinen Sinne genommen. — Was das Wort: **Poesie**, betrift, so hat man dieß auch in neuern Zeiten in einer so weiten Bedeutung zu brauchen angefangen,

dafs es die schöne Kunst überhaupt anzeigt, z. B. wenn man Philosophie und Poesie einander entgegensetzt. Man betrachtet alsdann die Philosophie als Repräsentantin aller Wissenschaften, und die Poesie als Repräsentantin aller (schönen) Künste. Und da die Poesie vom Machen oder Produziren ihren Namen hat, alle Kunst aber produzirt, so kann man freylich jede Kunst als eine Art von Poesie betrachten. Indessen ist wohl nicht zu läugnen, dafs dieser laxe Gebrauch der Wörter: Philosophie und Poesie, zu manchen Verwirrungen der Begriffe und manchen grundlosen Behauptungen über Wissenschaft und Kunst in den neuesten Zeiten Gelegenheit gegeben hat.



Terpsichore.



Fünfte Vorlesung.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Schönheit, wie die bisherigen Untersuchungen gelehrt haben, in einer solchen Form der Dinge besteht, vermöge welcher sie die Einbildungskraft in ein mit dem Verstande harmonirendes freyes Spiel versetzen und so unser Lebensgefühl erhöhen — oder, welches eben so viel heifst, vermöge welcher sie uns das Unendliche im Endlichen ahnen lassen — so entsteht sehr natürlich die Frage:

Wie mufs denn nun aber die Form eines Dinges beschaffen seyn, wenn es jenes harmoni-

sche Spiel der Einbildungskraft oder diese Ahnung des Unendlichen in uns erwecken soll?

Und:

Welche Form hat insonderheit der Künstler einem Dinge zu geben, wenn er durch dasselbe als einen schönen Gegenstand unser Gemüth bezaubern und entzücken will?

Allein auf diese Fragen läfst sich leider keine Antwort geben, als eben die, dafs sich keine geben lasse. Sollte sich dieselbe beantworten lassen, so müfste es eine allgemeingültige Regel geben, durch welche unabhängig von der Erfahrung und vor der Wahrnehmung eines schönen Gegenstandes — die Philosophen sagen: *a priori* — bestimmt wäre, unter welcher Bedingung ein Gegenstand ein formales Wohlgefallen in

uns zu erwecken vermöge; eine Regel, durch welche jeder Künstler zur Hervorbringung des Schönen unfehlbar geleitet und jeder Betrachter eines schönen Produktes der Natur und der Kunst in seinem Urtheile darüber nothwendig bestimmt, mithin das Wohlgefallen daran ihm gleichsam abgezwungen werden könnte. Eine solche Regel aber giebt es nicht; wenigstens hat sie bis jetzt weder ein Künstler noch ein Kunstrichter aufgestellt. Die Künstler arbeiten auf gut Glück, von ihrem Genius geleitet, wenn sie etwas Schönes hervorbringen wollen, ohne dafs es ihnen immer gelingt; und jeder originelle Kopf verfährt dabey immer auf seine eigne Manier, verläfst oft die bisher für schön anerkannten Muster und bringt doch etwas Wohlgefälliges hervor, wenn ihn nur sonst ein guter Genius leitete. Die Kunstrichter aber, so wie die Betrachter von Natur- und Kunst-Schönheiten überhaupt,

sind in ihren Urtheilen so äufserst verschieden, dafs der Eine dasjenige kaum beachtet oder gar für häfslich erklärt, was der Andre mit Entzücken bewundert und als ein Ideal von Schönheit lobpreist. Es richtet sich also jeder bey seinem Urtheile über die Schönheit nach seinem Gefühle oder auch wohl nach den Aussprüchen Andrer, denen er ein richtiges Urtheil zutraut. Mithin wird nur aus dem Eindrucke, den ein Gegenstand bey der Wahrnehmung auf uns selbst und Andre macht, gefolgert, dafs er schön sey, nicht aber aus einer allgemeingültigen Regel, die der Wahrnehmung des Schönen vorausginge und den Begriff der Schönheit unabhängig von der Erfahrung vorherbestimmte, bewiesen, dafs ein wahrgenommener Gegenstand schön sey und ebendarum wohlgefallen müsse. Folglich geht nicht der Begriff von der Schönheit dem Wohlgefallen an derselben vorher, sondern

dieses Wohlgefallen geht dem Begriffe vorher — oder mit andern Worten: Es wird etwas nur darum und sofern für schön gehalten, weil und wiefern es wohlgefällt; und wer an einem Dinge kein Wohlgefallen findet, der kann es auch nicht für schön erklären, wenn er ehrlich seyn will.

Hieraus ergeben sich nun einige wichtige Folgerungen, welche wir jetzt der Reihe nach aufführen wollen, um dadurch auf unsre bisherigen Untersuchungen noch mehr Licht zu werfen.

Erstlich: Alle Erklärungen von der Schönheit, welche zulässig seyn sollen, dürfen nicht das innere Wesen der Schönheit begreiflich machen wollen, sondern blos die Beziehung des Schönen auf unsre Gemüthsvermögen andeuten. Denn da lediglich das Wohlgefallen an einem Dinge unser Urtheil über dessen Schönheit bestimmt, jenes Wohlgefallen aber von dem Ein-

drucke herrührt, den das Schöne in der Wahrnehmung auf unser Gemüth macht: so läßt sich nur die Eigenthümlichkeit dieses Eindrucks darstellen, wiefern er von andern Eindrücken verschieden ist und durch Beobachtung dessen, was in uns bey Wahrnehmung eines für schön gehaltenen Gegenstandes vorgeht, erkannt wird. Wir fanden daher in der vorhergehenden Untersuchung, daſs dasjenige schön genannt werde, was unsre Einbildungskraft in ein mit dem Verstande harmonirendes freyes Spiel versetze und dadurch unser Lebensgefühl erhöhe, oder was unser Gemüth durch seine sinnliche Form in eine idealische Stimmung versetze. Durch diese Erklärung wird nun freylich das innere Wesen der Schönheit nicht aufgeschlossen, sondern bloſs die Würkungsart derselben auf unser Gemüth und der Grund des Wohlgefallens an derselben bestimmt. Aber die philosophirende Vernunft kann

nun einmal in dieser Hinsicht nicht mehr leisten, weil das Urtheil über die Schönheit seinem letzten Grunde nach nicht auf Begriffen und Grundsätzen, sondern auf Gefühl und Empfindung beruht, oder, wie man es schulgerecht ausdrückt, weil es kein logisches, sondern ein ästhetisches Urtheil ist. Denn logisch heifst ein Urtheil, wenn es aus Begriffen und Grundsätzen des Verstandes, nach Regeln der Logik, hergeleitet werden kann; ästhetisch, wenn dieses nicht möglich, sondern Gefühl und Empfindung die letzte Instanz oder der oberste Richter ist. Daher müssen alle Erklärungen von der Schönheit verunglucken, welche sich das Ansehen geben, als wollten sie das innere Wesen derselben aufdecken, wie dieſs bereits im Anfang unsrer Untersuchungen an einigen Beyspielen dargethan worden.

Zweytens: Die Schönheit der Dinge liegt mehr in unsrer Einbildung, als

in den Gegenständen selbst, welche wir schön nennen — eine Behauptung, die freylich (wenn wir sie insonderheit auf das Geschlecht beziehen, welchem der Titel des schönen gleichsam durch Verjährung zuerkannt worden) nicht sehr galant, aber dennoch sehr wahr ist. Denn das, woran wir bey Betrachtung eines sogenannten schönen Gegenstandes Wohlgefallen finden, der eigentliche Grund des beym Anblicke des Schönen entstehenden Lustgefühls ist nicht der Gegenstand selbst, sondern das Spiel unsrer Gemüthskräfte, die leichte unser Lebensgefühl erhöhende Thätigkeit, in welche wir dabey gerathen. Weil aber der Gegenstand, den wir wahrnehmen, jenes Spiel veranlafst, so beziehen wir das Wohlgefallen an diesem Spiele vermöge einer sehr natürlichen, schon früher berührten, Täuschung auf den Gegenstand selbst, rechnen es ihm zum Verdienst an und legen ihm deshalb ei-

nen hohen Werth bey, indem wir finden, dafs bey weitem nicht alle Gegenstände ein solches Spiel in uns zu veranlassen im Stande sind.

Drittens: Zur Hervorbringung des Schönen durch die Kunst gehört Genie als unumgänglich nothwendige Bedingung. Das Genie ist aber eine durchaus unbegreifliche Anlage des Geistes, womit die Natur nur Wenige von ihren Lieblingen ausgestattet und wodurch sie dieselben zu einer gewissen Art der Thätigkeit ausdrücklich berufen hat. Daher heifst eben diese Anlage Genie, weil sie gleichsam ein unsichtbarer Genius ist, der einem gewissen Menschen beywohnt und ihn bey seiner Thätigkeit lenkt und leitet. Das Genie kündigt sich an durch die Kraft und Leichtigkeit, mit der es in einer gewissen Art der Thätigkeit wirkt, durch den Enthusiasm, von dem es während der Wirksamkeit ergriffen wird, durch die Ver-

lassung des Gewöhnlichen und Hergebrachten, durch die Auffindung neuer Ideen und neuer Methoden. Es muſs daher von dem guten Kopfe, der nur das Gegebne schnell auffaſst und übersieht, oder von dem Talente der Gelehrigkeit wohl unterschieden werden.

Man kann das Genie eintheilen in das wissenschaftliche oder szientifische und in das künstlerische oder artistische, je nachdem es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder auf dem Kunstgebiete thätig ist.*) Beyde Arten des Genies sind selten oder vielleicht nie in Einer Person vereinigt; wenigstens ist die eine Art der andern stets überlegen. Daher leisten die Gelehrten selten auf dem Kunstgebiete und die Künstler selten auf dem Gebiete der Wissenschaft etwas Vorzügliches. Und auch auf jedem einzelnen Gebiete zeigt sich das Genie nicht in allen Arten des Wissens

oder Könnens als Genie. Ebendarum giebt es auch kein Universalgenie im eigentlichen Sinne d. h. keinen Menschen, welcher zu allen Wissenschaften und Künsten gleich starke Anlagen im höheren Grade hätte. Der Grund hiervon liegt vielleicht in der wechselseitigen Beschränkung der körperlichen Organe, welche nach den neuesten anatomisch-physiologischen Entdeckungen in Ansehung des Gehirns und des ihm entsprechenden Schedels jeder Fähigkeit des Geistes von der Natur angewiesen sind. Denn wenn ein Organ einen grofsen Theil des dem Gehirn innerhalb des Schedels angewiesenen Raums erfüllt, so müssen dadurch andre in einen kleinern Raum zusammengedrängt werden, indem der Schedel nicht zu einer so ungeheuern Gröfse ausgedehnt werden kann, dafs alle Organe auf eine verhältnifsmäfsig gleiche Art entwickelt und ausgebildet werden könnten. Durch diese Be-

schränkung einiger Organe vermittelst der gröfsern Entwickelung und Ausbildung andrer wird natürlich auch die Energie der ihnen beywohnenden Fähigkeiten vermindert. Wie es aber zugehe, dafs gerade in diesem oder jenem Menschen dieses oder jenes Organ sich zu einer ungewöhnlichen Gröfse entwickelt und ausbildet und ebendadurch der Eine zum Genie in dieser oder jener Wissenschaft, der Andre zum Genie in dieser oder jener Kunst wird — diefs läfst sich so wenig erklären, als warum der Eine diese, der Andre jene Gesichtsbildung, der Eine einen langen, der Andre einen kleineren Wuchs von der Natur empfing. *)

Was nun insonderheit das Kunstgenie anlangt, so ist es in seinen Würkungen glänzender, und daher leichter zu erkennen, als das wissenschaftliche; es wird daher auch nach der gewöhnlichen Ansicht der Dinge mehr geschätzt

und besser belohnt als dieses. Fleifs und Anstrengung mit etwas Gelehrigkeit verknüpft können es in der Wissenschaft dem Genie fast gleich thun, und in der Benutzung, Entwickelung und Ausbildung dessen, was das Genie erfunden hat, dieses wohl gar übertreffen. In der Kunst hingegen läfst sich ohne Genie nichts Grofses und Herrliches ausrichten. Es bleibt dann alles nur Nachahmung oder ängstliche und kleinliche Nachbildung schon vorhandner schöner Gegenstände. Denn da die Form des Schönen sich nicht vor der Wahrnehmung durch eine allgemeingultige Regel bestimmen läfst, so mufs das Genie dem Kunstler in, mit und durch die Hervorbringung des Schönen, ihm selbst unbewufst, die Regel geben, nach welcher es hervorzubringen ist. Daher fühlt sich der Künstler, der mit Genie arbeitet, innerlich gedrängt und getrieben, das, was er macht, so und nicht an-

ders zu machen, ohne selbst zu wissen, warum es gerade so gemacht werden muſs, und wie es zugeht, daſs ihm das Werk unter den Händen gerade auf diese bestimmte Art zu Stande kommt, ungeachtet es tausend andre Formen annehmen könnte, die aber vielleicht alle nicht so schön, als eben diese, gewesen wären. Hinterher hat man nun freylich von den Produkten, die von genievollen Künstlern hervorgebracht und mit allgemeiner Beystimmung als schön anerkannt wurden, gewisse Regeln abgezogen, um dadurch die Form schöner Gegenstände zu bestimmen. Allein diese Regeln betreffen entweder blos den Mechanism der Kunst d. h. dasjenige, was bey der Hervorbringung schöner Kunstwerke auſserwesentlich und handwerksmäſsig ist; oder sie sind so unbestimmt und schwankend, daſs kein Mensch in der Welt im Stande ist, darnach etwas wirklich Schönes hervorzu-

bringen, wenn er nicht selbst von der Natur das Talent dazu empfangen hat. Daher ist ein charakteristisches Merkmal des Genies die Originalität d. h. die Eigenschaft des Menschen, sich selbst in seinem Denken und Thun Regel und Muster zu seyn — eine Eigenschaft, die schon überhaupt sehr selten, noch seltner aber bey Weibern als bey Männern angetroffen wird, theils weil jene schon die Natur für einen beschränkteren Würkungskreis bestimmte, in welchem originell zu seyn sie mehr unglücklich als glücklich machen würde; theils weil sie von Jugend auf sich den Regeln der Konvenienz mehr unterwerfen müssen, wodurch der Originalität zu viel Abbruch geschieht. Darum giebt es gegen zehn männliche Genies kaum ein weibliches; und wenn jene schon gröſstentheils in die gewöhnlichen Lagen und Verhältnisse der Menschenwelt gar nicht passen, weil ihr nach dem Unendlichen

strebender Geist zu sehr von den Fesseln derselben gedrückt wird, weshalb sie auch, unzufrieden mit der würklichen Welt, in der idealischen Künstlerwelt allein Ruhe, Trost und Erquickung suchen: so sind die weiblichen Genies noch viel beklagenswerthere Geschöpfe, indem sie den Genieruhm gewöhnlich mit Verzichtung auf das Glück ihres Lebens und selbst auf ihre weibliche Würde erkaufen müssen. c)

Wenn wir aber hier Originalität als ein charakteristisches Merkmal des Genies betrachten und daher den Ausdruck: Originalgenie, für einen Pleonasm erklären, indem ein Genie ohne Originalität nichts anders als ein hölzernes Eisen wäre: so können wir nicht unterlassen, zu bemerken, dafs es auch eine affektirte Originalität giebt; eine Art von Geisteskrankheit, welche in unserm Zeitalter, wie das gelbe Fieber, immer weiter um sich zu greifen scheint.

Sie verräth sich sehr bald durch eine gewisse Bizarrerie und Niaiserie, durch ein geziertes Wesen in der Manier und andern aufserwesentlichen Dingen, und entspringt aus der Geniesucht, die um so ungereimter ist, da man durch Nachäffung des Genies eben beweist, dafs man kein Genie sey. Auf dieses Affen-Genie bezieht sich unstreitig, was Lessing zu sagen pflegte: „Wer mich „ein Genie nennt, dem geb' ich ein „paar Ohrfeigen, dafs er denken soll, „es sind vier!" — Desgleichen folgende „Nachricht vom Genie" in den Werken des Wandsbecker Bothen (Th. 3. S. 29.):

Ein Fuchs traf einen Esel an.
Herr Esel, sprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen grofsen Mann.
Das wäre! fing der Esel an,
Hab' doch nichts Närrisches gethan?

Anmerkungen.

a) Man kann das Genie überhaupt, wie alle Gemüthsanlagen, in das theoretische und praktische eintheilen. Jenes zeigt seine Energie in Ansehung der Erkenntniß, welche es durch neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften erweitert. Daher kann es auch das wissenschaftliche, scientifische, doktrinale oder Gelehrten-Genie heißen und in das empirische und spekulative eingetheilt werden, je nachdem es sich in den empirischen oder spekulativen Wissenschaften hervorthut. Jenes äußert sich durch glückliche und wichtige Beobachtungen und Versuche; dieses durch Tiefe und Grundlichkeit im Philosophiren oder Räsonniren und Kombiniren überhaupt. Als Unterarten derselben kann man wieder nach den einzelnen Hauptwissenschaften das philologische, historische, eigentlich philosophische, mathematische, u. s. w. betrachten. Das praktische Genie zeigt seine Energie in Ansehung des Handelns oder der Praxis, wo es theils glücklich erfindet theils glücklich ausführt. Alle Praxis ist aber entweder Kunst- oder Lebens-Praxis. Man muß daher wieder unterscheiden das kunstpraktische und das lebenspraktische Genie. Jenes ist das artistische, technische oder Künstler-Genie und kann von neuem in das mechanische und ästhetische eingetheilt werden, je nachdem es seine Energie in mechanischen oder schönen Künsten beweist. Das letzte (welches auch vorzugsweise oder im strengen Sinne

Kunstgenie heißt) kann sich dann weiter als musikalisches, poetisches, mahlerisches, mimisches u. s. w. äußern, je nachdem es in diesem oder jenem Zweige der schönen Kunst wirksam ist. In Ansehung der Lebenspraxis kann das Genie wieder eingetheilt werden in das pragmatische und praktische im engern Sinne oder moralische, indem es sich sowohl im zweckmäßigen oder klugen als im tugendhaften oder guten Handeln hervorthun kann. Denn die Natur scheint selbst in Ansehung der Anlage zur Sittlichkeit manche Menschen vorzüglich begünstigt zu haben, so daß dergleichen Menschen als Tugendgenies oder Virtuosen in der Tugend selbst erscheinen, obgleich die eigentliche Wurzel der Tugend jenseits der Natur im Gebiete der Freyheit zu suchen ist. Als Hauptarten des pragmatischen Genies aber können das politische und militärische Genie (Genie des Staatsmanns und des Helden) angesehen werden. Sonach ließen sich die verschiednen Arten des Genies auf folgende Weise klassifiziren:

I. Theoretisches (wissenschaftliches, szientifisches, doktrinales, Gelehrten-) Genie.
   1. empirisches (beobachtendes, experimentirendes) Genie.
   2. spekulatives (räsonnirendes, kombinirendes, philosophirendes) Genie.

II. Praktisches Genie (im weitern Sinne.)
   1. kunstpraktisches (artistisches, technisches, Künstler-) Genie (Kunstgenie im weitern Sinne.)
      a. mechanischer.

b. Aesthetisches (Künstgenie im engern oder strengen Sinne.)

c. Lebenspraktisches Genie.

a. pragmatisches.

b. moralisches (praktisches Genie im engern oder strengen Sinne.)

Da nun das aesthetisch-praktische Genie als Kunstgenie im strengen Sinne uns hier vorzüglich interessirt, so ist auch in der Vorlesung das künstlerische oder artistische Genie hauptsächlich in dieser Rücksicht betrachtet und ohne weiteres dem wissenschaftlichen Genie entgegengesetzt worden, welches man daher nicht für einen aus Versehen begangenen logischen Fehler in der Eintheilung halten darf. —

Wenn übrigens Einige die Ausdrücke: Genie haben und Genie seyn als verschieden in Ansehung der Bedeutung ansehen, so liegt davon wenigstens in der Sprache kein Grund. Denn man sagt auch ohne Unterschied von Jemanden: Er hat einen guten Kopf, und: Er ist ein guter Kopf; oder: Er hat den Teufel, und: Er ist ein Teufel. Der letzte Ausdruck ist blos etwas starker oder kräftiger. Mithin können auch die Bedeutungen der Ausdrücke: Genie haben und Genie seyn, nicht der Art, sondern blos dem Grade nach unterschieden werden.

b) Man wird hoffentlich die hier gemachte Anwendung von der Gall'schen Hirn- und Schedel-Theorie für nichts weiter als Hypothese halten, da jener Theorie selbst bis jetzt wohl keine höhere Dignität eingeräumt werden kann. Wenn aber diese Theorie

durch wiederholte Beobachtungen und Versuche an Menschen und Thieren bestätigt werden sollte, so dürfte jene Hypothese wohl auch das Wahrscheinlichste seyn, was sich über das Phänomen des Genies in somatophysiologischer Hinsicht sagen liefse.

c) Es ist sehr merkwürdig, dafs Genie und die damit verknüpfte Originalität des Geistes fast eben so oft unglücklich machen, als sie durch das Unglück, soll man sagen, erzeugt oder erweckt werden. Wie viele hat irgend ein äufserer Druck oder eine peinigende Leidenschaft, besonders unglückliche oder wenigstens noch nicht befriedigte Liebe, zu Dichtern gemacht! Und bey wie vielen erlosch der poetische Trieb, wie sank ihr Genius von der idealischen Höhe der Gemüthsstimmung zur Prosa des gemeinen Lebens herab, sobald sie in glücklichere Verhältnisse getreten und ihre Wünsche befriedigt waren! Es scheint daher zwischen dem Genie und dem Unglück ein gegenseitiges Kausalverhältnis stattzufinden. Auch ist dieses Verhältnifs leicht begreiflich. Wenn das Gemüth exaltirt und mit Idealen erfüllt ist, so mufs dem Menschen die gemeine Wirklichkeit unerträglich werden und ihn eben so unzufrieden mit der Aufsenwelt als die Aufsenwelt unzufrieden mit ihm selbst machen. Wenn man sich aber gedrückt von lästigen Verhältnissen, geplagt von unwürdigen Menschen, verfolgt vom grausamen Schicksale sieht, so ist es natürlich, dafs das Gemüth (wenn es nicht überhaupt asthenischer Natur ist und sich vom Druck erdrücken läfst) exaltirt und idealisirt, und so

vom künstlerischen Genius ergriffen werde. Darum möchten wir aber doch nicht mit dem Verfasser der Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt (S. 105.) behaupten, daſs man nicht zum Dichter geboren, sondern nur durch Unglück dazu gemacht werde. Wie viel Unglückliche gab und giebt es doch in der Welt und wie wenige Dichter dagegen! Es muſs also wohl noch etwas Inneres dazu gehören, wenn das Aufsere den Menschen so erheben soll. Und wenn jenes Innere die ursprüngliche Bedingung dieses Effekts ist, warum soll es nicht natürliche Anlage oder angebornes Talent heiſsen?

E r a t o.

Sechste Vorlesung.

Zur Beurtheilung des Schönen, es sey durch Natur oder Kunst hervorgebracht, gehört Geschmack. Geschmack aber ist so wenig als Genie jedermanns Sache, ob er gleich häufiger als dieses angetroffen wird. Der Geschmack ist nämlich die in dem Wahrnehmenden selbst befindliche Empfänglichkeit für die Auffassung und Empfindung des ihm dargebotenen Schönen als eines solchen. Diese Empfänglichkeit hat zwar ihren Grund in Verstand und Einbildungskraft überhaupt und kann daher der ursprünglichen Anlage nach keinem Menschen fehlen, weil alle Menschen Verstand und Ein-

bildungskraft haben. Da aber jede Kraft mit verschiednen Graden vorkommen kann und auch Verstand und Einbildungskraft bald stärker bald schwächer in verschiednen Menschen angetroffen werden — da ferner Kräfte, wenn sie vereint würken sollen, ein gewisses Verhältnifs zu einander haben müssen, um sich in ihrer Würksamkeit nicht zu stören, und dieses Verhältnifs der Einbildungskraft und des Verstandes schon von Natur nicht in allen Menschen einerley zu seyn scheint — da endlich jede Kraft, wenn sie gehörig würksam seyn soll, geübt werden muls, und viele Menschen entweder die absichtliche Entwicklung und Ausbildung jener beyden Kräfte vernachlässigen, oder ihnen durch verkehrte Behandlung eine falsche Richtung geben, oder durch zu starke Übung der Einen die Andre gleichsam unterdrucken; so kann der Geschmack theils bey verschiednen Menschen auf ganz verschiedne

Weise vorkommen, als roher und gebildeter, grober und feiner, natürlicher und unnatürlicher, guter und schlechter Geschmack, theils manchem Menschen entweder ganz oder doch in Ansehung gewisser Arten der Schönheit zu fehlen scheinen. a)

Darum sind nun auch die Urtheile über Gegenstände des Geschmacks so unendlich verschieden, dafs dem Einen mifsfällt, was dem Andern wohlgefällt, der Eine gleichgültig gegen das ist, was den Andern im höchsten Grade entzückt, der Eine über einen gestiefelten Kater oder stelzfufsigen Alarkos vor Freuden aufser sich geräth, während der Andre nichts als lächerlichen Unsinn und Ungeschmack darin findet. Daher liebt der Eine vorzüglich Naturschönheiten, der Andre Kunstschönheiten, der Eine zieht das Schöne in der Poesie, der Andre das Schöne in der Prose vor, der Eine hat nur Sinn für Musik, der Andre für

Malerey. Und ebendaher ist es gekommen, dafs man das Beurtheilungsvermögen des Schönen oder die ästhetische Urtheilskraft Geschmack genannt hat. Denn der Geschmack ist eigentlich der Sinn für das Angenehme und Unangenehme in Ansehung der Nahrungsmittel und hat seinen Sitz in den Nervenwärzchen der Zunge. Durch diesen Sinn, so wie durch alle Sinne überhaupt, empfinden wir das Angenehme und Unangenehme unmittelbar. Da nun jeder von der Natur, die in ihren Produkten unendlich mannichfaltig ist, eine eigenthumliche Organisazion erhalten hat, vermöge welcher seine ganze körperliche Beschaffenheit und mithin auch seine Empfindungswerkzeuge auf eine besondre Weise bestimmt sind; und da durch Erziehung, Umgang, Lebensart, Aufenthalt an verschiednen Örtern und tausend andre Umstände jene ursprüngliche Verschiedenheit noch vermehrt wird, folg-

lich auch die sinnlichen Triebe und Neigungen die mannichfaltigsten Richtungen in verschiednen Menschen annehmen; so sagt man mit Recht, jeder habe in Ansehung des Angenehmen und Unangenehmen seinen eignen Geschmack, und hält es daher für Thorheit, sich in dieser Hinsicht in Streit mit andern einzulassen, weil jeder am besten wissen muſs, was seinen Sinnen schmeichelt und seinen Neigungen angemessen ist.

Dieſs scheint nun beym ersten Anblick auch der Fall bey Beurtheilung des Schönen zu seyn. Ein unmittelbares Gefühl scheint auch hier die Menschen, in ihren Urtheilen zu leiten und ein eigner Schönheitssinn vorausgesetzt werden zu müssen, der dem Geschmackssinne ähnlich ist und von demselben auch den Namen entlehnt hat. Daher sagt man auch wohl in ästhetischer Hinsicht, jeder habe seinen eignen Geschmack und

über Geschmackssachen dürfe man nicht streiten. (*De gustibus non est disputandum*).

Allein bey genauerer Überlegung findet sich doch, dafs in Ansehung der Schönheit würklich jeder seinen Geschmack dem Andern anmuthet. Wir fodern, wenn auch nicht ausdrücklich, doch insgeheim, dafs jedermann, was wir selbst schön finden, auch dafür halten solle, und sind geneigt, denjenigen für geschmacklos zu erklären, der uns hierin nicht beystimmt. Auch wird ja in der That von Kennern und Nichtkennern über Geschmackssachen immerfort — und wie heftig? — disputirt, welcher Kampf keinen andern vernünftigen Zweck haben kann, als Einhelligkeit der Urtheile über das Schone zu bewurken, und die Künstler selbst rechnen bey ihren Produkzionen schon im voraus auf den Beyfall Andrer und werden erst durch diesen Beyfall recht ge-

wiſs, daſs sie würklich etwas Schönes hervorgebracht haben.

Es werden demnach die Urtheile über das Schöne in der Natur sowohl als auf dem Kunstgebiete stets mit der Voraussetzung ihrer Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit ausgesprochen, welches ein Beweis ist, daſs sie nicht bloſs sinnlich sind oder auf dem Gefühle allein beruhen, sondern zugleich in den höheren Kräften unsers Geistes ihren Grund haben. Denn nur diese sind der Vorstellung des Allgemeinen und Nothwendigen fähig; Sinn und Gefühl hingegen beziehen sich immer nur auf das Einzelne und Zufällige. Dadurch unterscheidet sich eben der organische Geschmack, der seinen Sitz im Körper hat und bloſs auf das Angenehme in Speisen und Getränken gerichtet ist, von dem intellektuellen Geschmacke, der seinen Sitz im Geiste hat und auf das Schöne gerichtet ist, der sich daher

der Organe des Sehens und Hörens nur bedient, um das Formelle des Sichtbaren und Hörbaren aufzufassen und zu beurtheilen. *b*)

Indessen läfst sich jener Grund der Urtheile über das Schöne, der in den höheren Kräften unsers Geistes verborgen liegt, eben wegen des Antheils, den das Gefühl oder eigentlich die spielende und durch ihr freyes Spiel das Gemüth ergötzende Einbildungskraft daran hat, nicht auf einen allgemeinen Begriff oder Satz zurückführen, durch welchen die Form eines Gegenstandes, welcher schön seyn und heifsen soll, im voraus für jedermann nothwendig bestimmt wäre. Es fehlt uns ebendarum an einer allgemeingültigen Geschmacksregel, so dafs zwar über das Schöne hin und her disputirt werden kann, um Andre auf einen richtigern Gesichtspunkt zu stellen und die Empfindung des Schönen in ihnen aufzuregen; aber demonstrirt

d. h. aus allgemeinen Begriffen und Sätzen abgeleitet und dadurch erwiesen kann die Schönheit nimmermehr werden. Sie läfst sich nur monstriren d. h. dem Gesicht oder Gehör in einem gegebnen Natur- oder Kunstprodukte vorhalten; und wenn man sie so monstrirt, so mufs man es darauf ankommen lassen, ob sie Andre auch anerkennen werden. Das Zwingen zum Anerkennen des Schönen durch Worte wäre die lächerlichste Prätension von der Welt. Denn wenn man auch allenfalls jemanden zum Verstehen in Sachen der Erkenntnifs zwingen kann, vorausgesetzt, dafs der Andre hinlänglichen Verstand zum Verstehen mitbringe, so kann man doch in Gefühlssachen durchaus nichts erzwingen, woferne sie nicht etwa ein solches grobsinnliches Gefühl betreffen, wobey man handgreiflich demonstriren kann.

Und hierdurch unterscheidet sich das Urtheil über das Schöne auf der andern

Seite wieder vom Urtheil über das Gute. Denn dieses läfst sich nach allgemeinen Begriffen und Grundsätzen bestimmen, wenn gleich die Menschen über die Bezeichnung derselben durch Worte oder über die Anwendung derselben auf einzelne Fälle nicht immer einig sind. Ist aber erst die Vernunft zum klaren Bewufstseyn ihres obersten Gesetzes der Sittlichkeit gelangt und hat sie erst für dasselbe einen deutlichen Ausdruck gefunden, wodurch jeder sich dem Andern leicht verständlich machen kann, so ist es auch nicht mehr schwierig, für jedermann gültig zu beweisen, dafs eine gewisse Handlung gut oder böse, edel oder schändlich sey.

Anmerkungen.

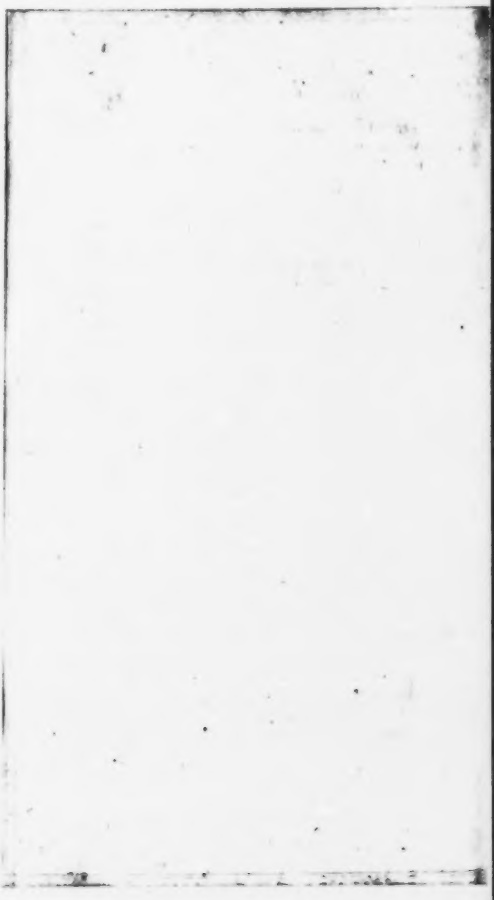
a) Man mufs in Ansehung des Geschmacks sorgfältig unterscheiden das ursprüngliche Vermögen, oder die natürliche Anlage zur Empfindung und Beurtheilung des Schönen, und die nach und nach durch Übung entwickelte Anlage oder die erworbene Fertigkeit in

der Empfindung und Beurtheilung des Schönen. Nach der philosophischen Kunstsprache kann man jenen den transzendentalen, diesen den empirischen Geschmack nennen, indem alles, was ursprünglich im Gemüthe ist, transzendental heißen kann, weil es als Bedingung des Empirischen demselben vorherzeht (*a priori* ist) und gleichsam darüber hinausliegt. Der transzendentale Geschmack kann Niemanden fehlen; denn sonst fehlten ihm wesentliche Bestimmungen der menschlichen Natur; er wäre gar kein Mensch. Aber es können sowohl in seiner individuellen Konstituzion als in allerley äußeren (lokalen und temporellen) Umständen eine Menge von Ursachen liegen, warum die ursprüngliche Anlage sich nicht entwickeln, das ursprüngliche Vermögen sich nicht zur Fertigkeit erheben, oder in der Entwickelung und Erhebung beschränkt werden konnte. Daher beziehen sich alle oben angeführten Unterschiede in Ansehung des Geschmacks lediglich auf den empirischen Geschmack. Und wenn eine Person geschmacklos genannt wird, so ist dieß auch nur von dem empirischen Geschmacke zu verstehen, der entweder gar nicht oder mit großen Beschränkungen und Fehlern behaftet erscheinen kann. Wenn aber eine Sache als Kunstprodukt geschmacklos heißt, so bezieht sich der Tadel eigentlich auf den Urheber derselben, der so produzirt hat, als wenn er gar keinen oder nur einen sehr beschränkten Geschmack gehabt hätte. Ein Kunstwerk heißt also nur geschmacklos, wiefern sich durch dasselbe die

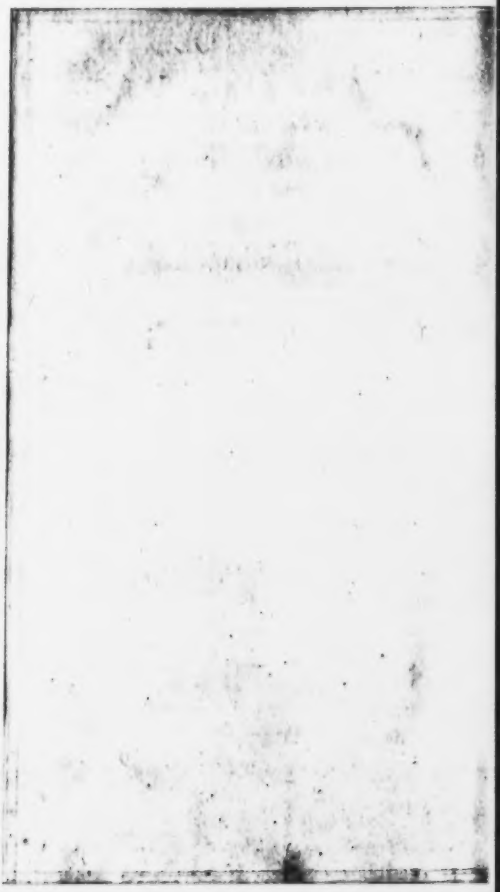
Geschmacklosigkeit seinen Urheber ankündigt oder — wie man jetzt lieber sagt — ausspricht.

b) Darin, daſs das Urtheil über das Schöne mit der Voraussetzung seiner Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit ausgesprochen wird, mithin ausser dem sinnlichen Eindrucke des schönen Gegenstandes auch in den höheren Kräften unsers Geistes gegründet ist — darin allein liegt der Grund, daſs die Thiere keine Empfänglichkeit für das Schöne haben, ob sie gleich dieselbe für das Angenehme haben. Sie beweisen in Ansehung des sinnlichen Genusses wohl eine Auswahl der Gegenstände, indem sie nicht jede Speise und jedes Getränk annehmen oder nicht alles, was sie genieſsen, gleich gern annehmen; sie haben also organischen Geschmack so gut wie wir. Aber sie haben keinen intellektuellen Geschmack, indem sie vor schönen Gegenständen unaffizirt vorbeygehen und selbst in Ansehung der Gegenstände ihrer thierischen Zärtlichkeit nicht die mindeste Rücksicht auf schöne Formen und eine dadurch bestimmte Auswahl zeigen. Wenn man bey einigen Thieren z. B Elephanten, Hunden und sogar Spinnen eine besondre Aufmerksamkeit auf musikalische Kompositionen bemerkt haben will, so wurkte die Musik auf ihr Gemüth gewiſs nicht als schöne, sondern nur als angenehme Kunst d. h. nicht durch das Formelle in der Komposition der Töne, sondern durch das Materielle der Töne selbst oder durch den sinnlichen Reitz derselben, der ohnehin auch die meisten Menschen mehr interessirt als die Schönheit der Komposition.

Man sollte daher auch diesen Umstand, dass die Musik sogar auf bloße Thiere wirkt und dass sie unter allen schönen Künsten die einzige ist, welche diese Wirksamkeit zeigt, nicht anführen, um den Vorzug der Musik vor allen schönen Künsten zu beweisen. Denn es scheint eben dieser Umstand vielmehr das Gegentheil zu beweisen. Eine Kunst nämlich, in welcher der sinnliche Reiz oder das materielle Vergnügen so stark ist, dass sie dadurch sogar Thiere anlockt, muss den feinen Sinn für das Schöne oder das eigentlich ästhetische Wohlgefallen sehr beschränken. Daher behaupten Poesie, Plastik, Malerey, Schauspielkunst u. d. in dieser Hinsicht unstreitig eine höhere Dignität als die Musik, wiefern sie bloße Tonkunst ist d. h. sich nicht mit der Poesie im Gesange vereinigt. Denn durch diese Vereinigung nimmt sie einen ganz andern Charakter an und erhebt sich in dieser Qualität (als musikalische Poesie oder poetische Musik) über alle andern schönen Künste. — Die Verehrer der Tonkunst werden übrigens diese Bemerkung dem Verfasser nicht übel deuten. Dieser ist selbst ein enthusiastischer Verehrer derselben und verdankt der Beschäftigung mit ihr viele genussreiche Stunden, ja selbst in einer sehr traurigen Periode seines Lebens, wo er an einer gefährlichen Augenkrankheit litt, den einzigen Trost und Genuss. Aber der Wahrheit muss man die Ehre geben; und wahr bleibt es immer und ewig, dass die bloße Tonkunst in rein ästhetischer Hinsicht den übrigen schönen Künsten den Rang lassen muss.



Polyhymnia.



Siebente Vorlesung.

Das Schöne soll uns, wie wir durch unsre frühern Untersuchungen gefunden haben, in eine idealische Stimmung versetzen. Diefs kann es nur bewürken, sofern es selbst ein sinnlicher Ausdruck von Ideen oder eine Darstellung des Idealischen ist.

Ideen sind nämlich Vorstellungen, denen kein Begriff des Verstandes ganz angemessen ist, und die sich daher auch durch Worte, welche nichts als Zeichen von Begriffen sind, nicht vollständig aussprechen, sondern nur andeuten lassen. Dergleichen Ideen sind entweder Produkte der Vernunft, oder Pro

dukte der Einbildungskraft. So ist die Vorstellung der sittlichen Vollkommenheit eine Vernunftidee. Denn die Vernunft, indem sie ein Gesetz der Sittlichkeit aufstellt, entwirft zugleich die Vorstellung einer solchen Gesinnung und Handlungsweise, welche dem Gesetze völlig angemessen ist, wovon es aber in der Erfahrung kein Beyspiel giebt, deren Möglichkeit also auch der Verstand nicht begreifen kann. Denn der Verstand ist mit seinen Begriffen an dasjenige gebunden, was ihm in Raum und Zeit zur Erkenntniſs gegeben werden kann. Die sittliche Vollkommenheit aber ist etwas Unendliches, über Raum und Zeit Erhabnes. — Die Vorstellung der vollendeten Schönheit hingegen ist eine Idee der Einbildungskraft. Denn da wir nirgends eine solche antreffen und der Verstand keine Form denken kann, durch welche eine anderweite noch schönere Form unmög-

lich gemacht würde, so kann nur die Einbildungskraft (als produktive Phantasie) eine solche Form erdichten.

Wird nun diese Form auf einen einzelnen Gegenstand in Gedanken bezogen, so entspringt hieraus ein Ideal der Schönheit. Denn ein Ideal ist nichts anders als eine individualisirte Idee d. h. ein Einzelwesen nach einer Idee gedacht. Daher ist die Gottheit ein Vernunftideal, weil sie als die personifizirte sittliche Vollkommenheit, als das allerheiligste Wesen gedacht wird. Das Ideal der Schönheit hingegen ist ein Ideal der Einbildungskraft und entspringt dadurch, dafs wir die Idee der vollendeten Schönheit personifiziren. Wie verfährt nun unser Gemüth dabey? —

Offenbar bedarf dazu die Einbildungskraft einer bestimmten Form, an welcher sie ihre Idee der vollendeten Schönheit gleichsam fixirt. Welche Form soll sie also dazu wählen? —

Aus dem Gebiete der Kunst kann diese Form nicht entlehnt werden; denn die Kunst soll selbst nach dem Ideale der Schönheit arbeiten oder dasselbe in ihren Produkten, so weit es möglich ist, darstellen. Wenn sie daher Produkte aufstellt, welche ihres wahrhaft idealischen Charakters wegen als Musterbilder für alle Künstler betrachtet werden, so sind dieselben nur abgeleitete Ideale, welche sich auf ein gewisses Urideal im menschlichen Geiste beziehen. Dieses Urideal kann sich folglich nur auf eine von den Formen beziehen, welche uns die Natur zur Anschauung darbietet.

Unter den mannichfaltigen Formen nun, welche die Natur hervorgebracht hat, ist keine vollkommner als die menschliche. Sie hat eine gewisse, leicht aufzufassende Mittelgröfse zwischen den gröfsten und kleinsten Naturprodukten und verbindet in dieser Gröfse

aufrechte Stellung, Biegsamkeit und Gewandtheit mit Kraft, Fülle und Zartheit. Die Menschenform ist also die tauglichste zum Ideale der Schönheit.

Da aber die Menschenform im Kindesalter noch nicht gehörig entwickelt ist, indem es den Umrissen noch an Bestimmtheit fehlt, und im Greisenalter sich schon wieder der Auflösung zu nähern anfängt, indem die Haut verbleicht und das Fleisch zusammenschrumpft: so ist nur die Menschenform im blühenden Alter tauglich, die Idee der vollendeten Schönheit zu versinnlichen.

Hier zeigt sich jedoch eine grofse Schwierigkeit im Geschlechtsunterschiede der Menschengattung. Es giebt in der Natur keine Menschenform, welche die Gattung repräsentirte. Alle Menschenformen repräsentiren nur das Geschlecht, das männliche oder weibliche, und eine Form, welche keins von beyden oder

beyde zugleich repräsentirte, würde sogar als monströs mifsfallen. Beyde Formen sind aber nicht blofs im Einzelnen sondern schon im Ganzen wesentlich verschieden, indem die Eine durch den gröfsern und stärkern, die Andre durch den kleinern und zartern Gliederbau sich so merklich auszeichnet, dafs keine der andern substituirt werden kann.

Welche von beyden Menschenformen soll nun als Ideal der Schönheit dienen?

Das weibliche Geschlecht ist zwar seit langer Zeit im Besitze des Vorzugs, das schöne Geschlecht zu heifsen. Auch hat das männliche, von dessen Galanterie dieser Titel eigentlich herrührt, nicht nöthig, denselben zurückzufodern, so lange das Geschlecht, welches das schöne heifst, das zweyte ist, weil Schönheit für den Mann selbst keinen besondern Werth hat — so dafs der, welcher sich auf seine Schönheit viel zu gute thut, sogar als ein alberner Geck verlacht

wird — obwohl die Schönheit am Weibe von den Männern gar sehr, und vielleicht mehr, als sie sollte, geschätzt wird. Da wir aber bey einer wissenschaftlichen Untersuchung von der Galanterie des gemeinen Lebens keine Notiz nehmen dürfen und hier das Interesse des einen oder andern Geschlechts ganz vergessen müssen: so ist die Frage, ob die männliche oder weibliche Menschenform zum Ideale der Schönheit tauglich sey, blofs nach ästhetischen Rücksichten zu entscheiden.

In dieser Hinsicht ist nun zuerst an keine Verschmelzung beyder Formen in Einem Bilde zu denken. Denn ein Mann von weiblicher oder ein Weib von männlicher Bildung gefällt in der Kunst so wenig als in der Natur, wenn auch gegenseitige leise Annäherungen der Formen nicht geradezu mifsfallen.

Sodann kann aber auch nicht Eine Form vor der Andern einen Vorzug in

jener Hinsicht behaupten. Denn jede Geschlechtsform stellt die Gattungsform nur einseitig oder halb dar und kann also auf die Schönheit der Menschenform nicht ausschliefsend Anspruch machen. Die männliche Form kann in ihrer Art eben so schön seyn, als die weibliche in der ihrigen; beyde können also gleichen Theil an der Urschönheit der Menschenform haben. Mithin ist das Ideal der Schönheit, wenn es unter dem Bilde der Menschenform überhaupt gedacht wird, ein durchaus unbestimmter Gegenstand, wovon nicht einmal eine innere Anschauung, geschweige eine äufsere Darstellung möglich ist.

Soll nun dennoch das Ideal der Schönheit als ein bestimmter Gegenstand vorgestellt werden, so mufs es nothwendig in zwey Ideale zerfallen, in das der männlichen und das der weiblichen Schönheit.

Aber auch so bleiben noch eine

Menge von Bestimmungen übrig, welche beyde Ideale in der Darstellung durch die Einbildungskraft und die Hand des Künstlers annehmen können. Daher sind die männlichen und weiblichen Formen, welche uns die alten Künstler in ihren Abbildungen des Jupiter, Apoll, Merkur, Bacchus, Herkules, Ganymedes, der Juno, Pallas, Venus, Diana, Hebe u. s. w. hinterlassen haben, nichts anders als verschiedne Darstellungen jener beyden Ideale, deren jede ihre Eigenthümlichkeiten nach Verschiedenheit des Alters, des Charakters und andrer Umstände hat und doch in ihrer Art musterhaft ist, obwohl Apoll und Venus als die vorzüglichsten Repräsentanten der männlichen und weiblichen Schönheit angesehen werden können.

Man kann daher sagen: Der Mensch überhaupt ist das Ideal der Schönheit, so wie Gott das Ideal der Vollkommenheit ist. Soll aber dieses Ideal der Ver-

nunft auch ästhetisch dargestellt werden, so kann es nur durch jenes Ideal der Einbildungskraft geschehen. Die Gottheit mufs also dann vermenschlicht werden. Diese Bedingung erfüllte schon der religiöse Glaube der alten Welt. Das Alterthum liefs die Menschen nach göttlichem Bilde geschaffen werden, weil es seine Götter nach menschlichem Bilde schuf. Da nun die Griechen ebenfalls ihren Olymp mit einer Menge von menschlichen Göttern bevölkerten, die nach Geschlecht, Charakter, Rang und Würde höchst verschieden waren, so fanden die griechischen Künstler schon in ihrer Mythologie einen treflichen ästhetischen Stoff, den sie auch, aufgefodert und begunstigt durch mannichfaltige äufsere Umstände, in ihren Arbeiten eben so treflich benutzten und dadurch immer weiter ausbildeten. Weil es aber unsern heutigen Künstlern an einer ähnlichen Mythologie und an ähnlichen Auffode-

rungen und Begünstigungen fehlt, so kann es die neuere Kunst in der Darstellung idealischer Menschengestalten der alten nie gleich thun, sondern sie bleibt immer nur Nachbildnerin der alten Kunst oder der Natur selbst, wieferne sie die Produkte dieser mit einem von jener entlehnten idealischen Ausdrucke kopirt. Denn in jedem Kunstwerke (selbst in einem übrigens treuen Porträte) muss etwas Idealisches liegen, wenn es wirklich ein schönes Kunstwerk seyn soll.

Die Kunst kann nämlich nicht schöne Kunst heissen, wenn sie uns nicht in dem Endlichen, was sie aufstellt, das Unendliche ahnen lässt, wenn also ihre Produkte nicht ein sinnlicher Ausdruck von Ideen sind. Diese Ideen, wenn sie auch ursprünglich von der Vernunft erzeugt sind, wie die Idee der Gottheit, müssen doch in ästhetischer Hinsicht Ideen der Einbildungskraft werden.

Dieſs werden sie aber dadurch, daſs sie der Künstler in innere Anschauungen verwandelt oder ihnen analoge Bilder erzeugt. Solche in innere Anschauungen oder Bilder verwandelte Vernunftideen sowohl, als die von der Einbildungskraft unmittelbar erzeugte idealische Vorstellungen heiſsen daher ästhetische Ideen; die Kunstwerke selbst aber sind nichts anders als äuſsere Darstellungen dieser Ideen, die insgesammt in naher oder entfernter Beziehung auf das Urideal der Schönheit stehen und gleichsam einzelne von demselben entlehnte Züge seyn müssen. a)

Je mehr nun ästhetische Ideen in ein Kunstwerk durch die Darstellung hineingelegt sind, desto anziehender ist es, desto mehr beschäftigt es Einbildungskraft und Verstand des Betrachters, desto lebhafter wird das harmonische Spiel derselben, desto überirdischer und verklärter erscheinen die Gestalten, und desto

länger verweilt das Gemüth in der Ahnung des Unendlichen. Ein solches Kunstwerk heifst dann auch geistvoll oder geistreich, weil aus dem Geiste des Künstlers viel in dasselbe übergegangen ist und aus demselben wieder viel in den Geist des Betrachters übergeht, dem es viel zu denken giebt, ohne das Gedachte doch aussprechen zu können, indem das Kunstwerk in dem Betrachter aufser den klaren Hauptvorstellungen noch eine Menge von Nebenvorstellungen rege macht, die zwar nur mit einem dunkeln Bewufstseyn verknüpft sind, aber doch das innere Leben des Betrachters erhöhen. Daher jenes stille Entzücken, womit wir eine geistvolle Musik anhören, ein geistvolles Gedicht lesen, ein geistvolles Gemälde beschauen und ein geistvolles Drama aufführen sehen. Überall ist es nur die Ideenwelt, die sich vermittelst des geistvollen Produktes unserm eignen Geiste aufthut,

wodurch wir uns bey der Wahrnehmung des Schönen belebt fühlen und warum wir an demselben jenes von allem materiellen Genusse reine Wohlgefallen finden. *b)*

Anmerkungen.

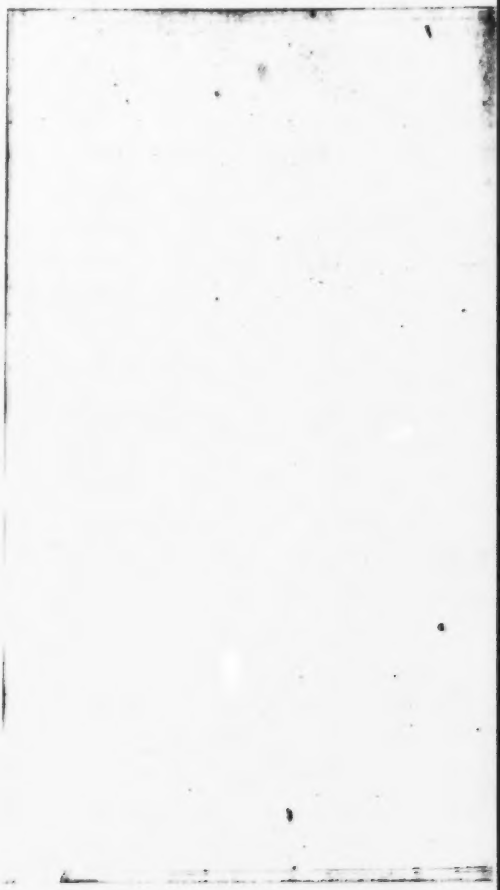
a) In der schönen Menschenform, wieferne sie theils in Ruhe durch die Zusammengesetztheit ihrer Theile den Raum, theils in Bewegung durch Veränderung der Stellung und Geberdung die Zeit erfüllt, liegt eine unendliche Menge von Verhältnissen der Zusammenstimmung des Extensiven in seiner Simultaneität und des Protensiven in seiner Sukzession, welche Verhältnisse von allen schönen Künsten auf die mannichfaltigste Art kopirt und ausgedruckt werden. Aller Rhythmus, alles Metrum, alles Tempo, aller Takt, alle Harmonie und Melodie, alle Symmetrie und Proporzion in den schönen Künsten ist nichts anders als ein Wiederschein jener ursprünglichen Zusammenstimmung des Extensiven und Protensiven am Ideale der Schönheit, welches sich uns in der schönen Menschenform als in seiner Totalität realisirt darstellt. Wer diesen Gedanken weiter verfolgen will, dem wird es ein ganz eignes Vergnügen gewähren, selbst in solchen Kunstprodukten, die von der Menschenform am weitesten entlegen zu seyn scheinen, in einer Symphonie, einer Ode, einer Saule, einem Hause, einem Tanze u. d. einzelne Züge oder Spu-

nen von dem Ideale der Schönheit wieder zu finden. Daher scheint es auch zu kommen, daß so viele technische Ausdrücke in den schönen Künsten von Theilen, Eigenschaften oder Bewegungen des menschlichen Körpers entlehnt sind, z. B. Kopf (Kapo, Capital) Fuß im Vers und an der Säule Daktylos (wahrscheinlich von den drey Gliedern des Fingers, deren eins länger und zwey kürzer sind) Trochäos (vom Laufen) Andante vom Gehen u. d. m. Aber — wird vielleicht jemand fragen — in welchem Verhältnisse steht wohl eine schöne Gegend oder ein schöner Garten (der nichts anders als eine durch Kunst hervorgebrachte schöne Landschaft seyn soll) zum Ideale der Schönheit? Was für Analogien sollen wohl zwischen diesen Dingen und der Menschenform stattfinden? — Dagegen ließe sich denn aber wieder fragen, ob nicht jeder Baum mit seiner Krone, seinen Blättern, seinen Aesten, seinem Stamme und seinen Wurzeln, jeder Berg mit seinem Haupte, seinem Rücken oder Rumpfe und seinem Fuße als eine entfernte Kopie der Menschenform betrachtet werden könne — man denke nur an die mythologischen Erzählungen von der Daphne, dem Atlas u. d. — und ob wohl eine schöne Gegend oder eine schöne Gartenlandschaft denkbar sey, die dem Beschauer nichts als eine ebne Fläche ohne Bäume darbiete, und ob uns überhaupt die Natur gefalle, wenn sie nicht durch Menschen oder wenigstens durch Thiere, die dem Menschen näher oder entfernter verwandt sind, und Werke, welche menschliches Daseyn und Wirken verkündigen, belebt ist? — Es ist nicht anders. Der Mensch trägt sich

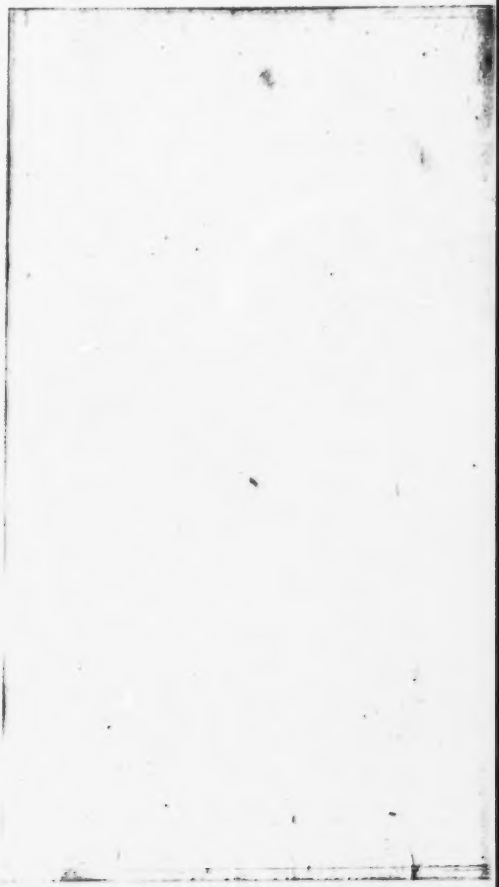
selbst nothwendig in alles herein, was er ausser sich wahrnimmt, und er betrachtet es nur sofern mit Wohlgefallen; als er sich selbst, wäre es auch nur in den leisesten Zügen und entferntesten Spuren, darin wiederfindet.

b) **Geist** in Beziehung *auf ein* Werk der Kunst ist eigentlich nichts anders als das belebende Prinzip in demselben, wodurch es die Gemüthskräfte des Wahrnehmenden in einen eigenthümlichen Schwung oder in ein solches Spiel versetzt, welches die Kräfte stärkt und sich daher von selbst erhält; in Beziehung auf den Künstler aber das Talent desselben, ästhetische Ideen in sich zu erzeugen und ausser sich darzustellen, und dadurch jenes belebende Prinzip seinen Produkten mitzutheilen. (Daher nennt man auch den Gemüthszustand, in welchem sich der so arbeitende Künstler befindet, **Begeisterung** oder **Enthusiasm**.) Hiezu ist theils **Genie**, theils **Übung** erfoderlich, um es in der Erzeugung und Darstellung solcher Ideen zur Fertigkeit zu bringen: woraus zugleich erhellet, wie viel zu einem grossen Künstler gehört und wie selten grosse Künstler in jeder Art seyn müssen. Man sollte daher auch nicht mit dem Namen eines Virtuosen so freygebig seyn. Denn nur der kann auf diesen Ehrentitel in irgend einer Kunst Anspruch machen, welcher Genie und Übung in solchem Grade besitzt, dass er durch geistvolle Produkte jeden andern gebildeten Geist in eine Ideenwelt versetzen und so zur Anschauung des Unendlichen im Endlichen erheben kann. — Was aber die schönen Naturpro-

punkte betrift, so pflegen wir zwar dieselben nicht geistvoll zu nennen, das menschliche Antlitz allein ausgenommen, aus welchem, besonders aus dem Auge, der Geist des Menschen unmittelbar hervorzublicken scheint. Aber wir können doch auch das Schöne in der Natur als einen Ausdruck ästhetischer Ideen betrachten, insoferne wir uns vorstellen, daß ein allgemeiner Weltgeist in der Natur walte oder daß ein höherer Künstler seinen Geist in jene Produkte ausströmen lassen und für uns in denselben eine Ideenwelt aufgeschlossen habe. Daher die religiöse Stimmung, mit der jeder wohlorganisirte Mensch die schöne Natur zu betrachten pflegt.



U r a n i a.



Achte Vorlesung.

Die Schönheit ist ein unendlicher Gegenstand. Man kann über dieselbe eine Menge von Fragen aufwerfen, ohne den Gegenstand je zu erschöpfen. Es bleibt immer noch etwas zu fragen übrig, woran sich der Untersuchungsgeist versuchen kann. Erlauben Sie mir daher, meine Herren, dafs ich jetzt nur einige der interessantesten Fragen aufwerfe, um unser gemeinschaftliches Nachdenken auf deren Beantwortung hinzuleiten. — Die erste Frage sey folgende:

Ist das Wohlgefallen am Schönen interessirt oder uninteressirt?

Bey Beantwortung dieser Frage müssen vor allen Dingen zwey Begriffe sorgfältig unterschieden werden, die man sehr häufig verwechselt, nämlich die Begriffe des **Interessanten** und des **Interessirten**. Der Eine bezieht sich auf Gegenstände, welche wahrgenommen werden, der Andre auf die Personen, welche wahrnehmen, und deren Gesinnungen. Es kann daher ein Ding im höchsten Grade interessant seyn, ohne dafs darum der Betrachter desselben und das, was er dabey empfindet, interessirt genannt werden dürfte.

Interesse überhaupt ist nämlich die Beziehung eines Gegenstandes auf uns selbst, wiefern er dadurch eine gewisse Theilnahme erregt. Das Interesse kann daher seyn ein Interesse des Wohlgefallens und ein Interesse des Mifsfallens, je nachdem die Beziehung des Gegenstandes auf uns selbst und die dadurch erregte Theilnahme beschaffen ist.

Der Giftbecher, den uns jemand vorhält, oder die Nachricht von dem Tode eines geliebten Freundes hat ebensowohl Interesse, als die Summe Geldes, die uns jemand schenken will, oder die Nachricht von der Ankunft eines geliebten Freundes. In beyden Fällen nehmen wir Theil, aber wie verschieden ist die Theilnahme in dem einen und dem andern Falle! Man versteht jedoch unter Interesse gewöhnlich das Interesse des Wohlgefallens oder die wohlgefällige Theilnahme an einem in Beziehung auf uns stehenden Gegenstande; und in dieser engern Bedeutung wollen wir auch das Wort: Interesse, jetzt nehmen.

So wie nun das Wohlgefallen selbst doppelter Art ist, formal und material, so ist es nothwendig auch das Interesse. Es kann zuerst ein Interesse stattfinden in Ansehung der Gestalt oder Form eines Gegenstandes, wiefern er uns in der bloßen Anschauung oder

Betrachtung gefällt, ohne dafs wir zugleich nach dem unmittelbaren Genusse oder Besitze desselben strebten. Es kann aber auch ein Interesse an dem Gegenstande stattfinden, wiefern er uns der Materie oder dem Stoffe nach gefällt und wir uns also durch den Besitz oder Genufs desselben beglückt fühlen. Der Gegenstand selbst kann übrigens sowohl eine Person als eine Sache seyn. Denn auch Personen können ein materiales Interesse erregen, und oft in einem noch höheren Grade, als Sachen. In diesem Falle ist das Wohlgefallen an der Person stets mit dem Wunsche nach Vereinigung mit derselben, also nach Besitz und Genufs verknupft. Das Herz fühlt sich alsdann gebunden, zum Gegenstande hingezogen, beunruhigt, und gelangt nicht eher zur Ruhe, als bis jener Wunsch erfüllt oder — was oft eben so viel bedeutet — erstorben ist. Bezieht sich aber das Interesse nur auf die

Form, so ist das Wohlgefallen frey von jenem Wunsche und man begnügt sich mit der bloßen Anschauung. Folglich ist dieses Wohlgefallen uninteressirt, jenes aber interessirt, weil der Mensch selbst in dem einen Falle als uninteressirt, im andern als interessirt erscheint. Denn interessirt heißt jemand insofern, als er Andre vom Besitze und Genusse gewisser Dinge ausschließen möchte, mithin ihnen den Besitz und Genuß derselben nicht gönnt. Wer sich aber mit der bloßen Betrachtung des Gegenstandes begnügt, der achtet den Besitz der Sache nicht, wenn ihm nur die Anschauung der Form gestattet wird. Es würde ihm sogar die Existenz (das äußere Seyn) des Gegenstandes gleichgültig seyn, wenn ihm nur die Vorstellung davon (das innere Seyn) so zu Gebote stände, daß dadurch Einbildungskraft und Verstand in ein recht lebhaftes Spiel versetzt würden. Er

theilt daher auch diesen blofs kontemplativen Genufs um so lieber mit Andern, je mehr ihn das Wohlgefallen Andrer an derselben Form von der Richtigkeit seines eignen Urtheils überzeugt, und je mehr durch die allgemeine Mittheilbarkeit dieses Wohlgefallens der Werth des Objektes erhöht wird, da hingegen das materiale Wohlgefallen immer nach einem konsumptiven und exklusiven Genusse strebt, wenn man auch aus andern Gründen und Rücksichten die Sache möglichst lang zu erhalten suchen und Andern etwas davon mittheilen kann. Alles formale Wohlgefallen mufs also uninteressirt heifsen, obgleich der Gegenstand desselben interessant genannt werden mag, indem interessant seyn von Seiten des Dinges, welches wahrgenommen wird, und interessirt seyn von Seiten der Person, welche es wahrnimmt, zwey durchaus verschiedne Begriffe sind.

Das Schöne ist nun eben ein solches Objekt, welches zwar interessirt oder interessant ist, indem es uns wohlgefällt, aber so, dafs dieses Wohlgefallen selbst uninteressirt ist. Denn die Schönheit beruht lediglich auf der Form des Wahrgenommenen, welche während der Wahrnehmung die Einbildungskraft in ein freyes mit dem Verstande harmonirendes Spiel versetzt. Die Betrachtung des wahrgenommenen schönen Gegenstandes reicht also für sich hin, jenes Wohlgefallen zu erwecken, ohne dafs Besitz oder Genufs dazu nöthig wäre, wenn man nicht etwa jene Betrachtung selbst eine geistige Besitznahme oder einen geistigen Genufs nennen will. Auf diese Art können aber sehr Viele zu gleicher Zeit die Sache besitzen und geniefsen. Das Wohlgefallen am Schönen ist also an und für sich gar nicht interessirt, weil es mit keiner Ausschliefsung Andrer von der wohlgefälligen Theilnahme

am Gegenstande nothwendig verknüpft ist.

Freylich kann das Wohlgefallen am Schönen zufälliger Weise auch interessirt werden. Alsdann ist es aber nicht mehr rein sondern durch anderweitige Rücksichten modifizirt und mit fremdartigen Gefühlen vermischt. Es kann z. B. jemand nach dem ausschliefsenden Besitze des Schönen streben, um sich der Betrachtung desselben zu jeder beliebigen Zeit überlassen zu können, oder um seiner Eitelkeit damit zu schmeicheln, wenn er als Kenner und Eigenthümer des Schönen bewundert wird, oder um das gesellige Vergnügen zu befodern, wenn er diejenigen, mit denen er umgeht, dadurch unterhalten und so seinen Umgang interessant machen will, oder gar um das Schöne auch körperlich zu genieſsen, wenn es zugleich angenehm ist, mithin den sinnlichen Nei-

gungen und Trieben Befriedigung verspricht.

Hieraus ergiebt sich zugleich, dafs das Wohlgefallen am Angenehmen stets interessirt ist. Denn es entspringt nur aus der Materie des Gegenstandes und ist daher stets mit dem Wunsche nach dessen Besitze verknüpft. Selbst das Wohlgefallen am Guten ist in dieser Hinsicht interessirt. Denn jedes vernünftige Wesen mufs wünschen, selbst im Besitze des Guten zu seyn, weil die Vernunft eine gute Gesinnung und Handlungsweise von jedem selbst unbedingt fodert und das blofse Wohlgefallen an fremder Tugend noch kein hinlänglicher Beweis von eigner Tugend ist, obgleich übrigens die sittliche Güte eben darin besteht, dafs der Wille dem Gesetze aus reiner Achtung huldige, mithin vom Interesse der Neigungen und Triebe sich unabhängig mache.

Nach dieser Beantwortung der ersten

Frage läfst sich nun auch leicht eine zweyte beantworten:

Ist das Wohlgefallen am Schönen von Reitz und Rührung unabhängig?

Man sagt von einem Gegenstande, dafs er reitze, wenn er den Sinnen als Empfindungswerkzeugen schmeichelt, mithin das Gemüth durch den organischen Kitzel d. h. die angenehme Bewegung, die er in den Organen hervorbringt, ergötzt. Sobald ein solcher Gegenstand wahrgenommen wird, wird — besonders bey Menschen von sinnlicher Denkart — auch die Begierde nach ihm aufgeregt, mithin der Mensch zum Streben nach dem Besitze und Genusse des Gegenstandes angetrieben.

Man sagt ferner, ein Gegenstand rühre, wenn er das Herz in eine unruhige Stimmung versetzt, die aber nicht unangenehm ist, in einen Zustand, wo man

selbst nicht weifs, ob einem wohl oder weh ist, und der daher auch Wehmuth genannt wird.

Nun ist offenbar, dafs beydes, sowohl der Reitz als die Rührung, in das Wohlgefallen am Schönen ein fremdartiges Interesse bringen und dem reinen Geschmacksurtheile Abbruch thun müsse. Denn wenn ein solches Urtheil gefällt werden soll, so mufs sich der Geist in ruhiger Beschauung befinden und die Form des wahrgenommenen Dinges als etwas Idealisches betrachten, das für ihn blofs in der Anschauung würklich ist, sonst aber keinen Einflufs weiter auf sein Begehrungsvermögen oder seinen Zustand hat. Es kann also wohl das Lustgefühl überhaupt bey der Wahrnehmung eines schönen Gegenstandes durch Reitz und Rührung an innerer Stärke und Lebhaftigkeit gewinnen; aber das ästhetische Lustgefühl d. h. das eigentliche Wohlgefallen am Schönen als

solchem, und das darauf beruhende Urtheil des Geistes ist nicht nur unabhängig von Reitz und Rührung, sondern wird sogar oft durch beydes irregeleitet und verfälscht. Denn während der Beurtheiler auf die reine Form des Wahrgenommenen aufmerken und diese vorzugsweise berücksichtigen sollte, bleibt sein Sinn an der Materie haften und erklärt das für schön, was seine Begierden leidenschaftlich erregt oder sein Herz heftig erschüttert.

Auch findet sich dieſs in der Erfahrung bestätigt. Die Männer, deren sinnliche Triebe schon von Natur heftig und stark sind, erklären oft um des bloſsen Reitzes willen einen Gegenstand für schön, weil das Reitzende in einer nähern Beziehung auf jene Triebe steht als das Schöne. Die Weiber hingegen, deren Herz sich so oft in einem krampfhaften Zustande befindet, indem angenehme und unangenehme Empfindungen

fast stets wie Ebbe und Fluth in ihnen wechseln, halten gewöhnlich das blofs Rührende für schön, weil sie sich dadurch in eine wehmüthige Stimmung versetzt fühlen, bey welcher sie, während das Auge voll Thränen ist, mit dem Munde lächeln und so ihr Gesicht in doppelter Hinsicht verklären können. Wenn daher ein Dichter oder Romanschreiber — denn die wenigsten von diesen dürfen wohl auf jenen Titel Anspruch machen — die Reitze seiner Heldinnen und die Schäferstunden seiner Helden mit recht lebhaften Farben zu schildern, zugleich aber beyde mit einer guten Portion Gutmüthigkeit und Edelsinn, wodurch sie in mancherley Unglück gerathen, am Ende aber doch noch mit einander glücklich vereinigt werden, auszustatten versteht: so kann er mit Sicherheit auf den Beyfall der meisten Herren und Damen rechnen. Denn während sich jene an den lebendigen Schilderun-

gen des Reitzenden weiden, weiden sich diese an den Zähren der Betrübniſs und der Freude, welche die zärtlich Liebenden und sie selbst mit ihnen weinen. Ob es aber einem seyn wollenden Künstler Ehre mache, wenn er durch solche ästhetische Kunstgriffe, die man eher unästhetische Manipulazionen des Geistes nennen könnte, den Beyfall des Publikum's zu erhaschen sucht und sich wohl gar noch viel darauf zu Gute thut, daſs ihm deshalb der groſse Haufe, der für reine Form keinen Sinn hat, sondern nur immer durch materielle Genüsse magnetisirt und elektrisirt seyn will, seine helltönenden Huldigungen darbringe — dieſs wollen wir jetzt nicht weiter untersuchen, weil wir dabey auf den Namen manches berühmten Mannes stoſsen möchten, der unsre unmaſsgebliche Meynung übel aufnehmen könnte.

Eine dritte Frage betrift das Verhält-

niſs der Schönheit zur Sittlichkeit und läſst sich so ausdrücken:

In welchen gegenseitigen Beziehungen stehen die ästhetischen und moralischen Zwecke des Menschen?

Daſs das Asthetische vom Moralischen wesentlich verschieden sey und auch das Wohlgefallen an Beydem einen verschiednen Charakter habe, ist schon durch unsre früheren Untersuchungen hinlänglich erwiesen. Daher kann auch die Sittlichkeit oder der moralische Gehalt eines Kunstwerks nicht als Maafsstab der Beurtheilung seiner Schönheit gebraucht werden, indem diese lediglich auf der Form beruht, jene aber zur Materie gehört. Folglich kann ein Produkt der Kunst als solches schön seyn, nicht nur, wenn es überhaupt etwas Unsittliches darstellt (z. B. einen Lovelace oder Marinelli), sondern auch, wenn die Dar-

stellung selbst unsittlich ist d. h. wenn sich eine unsittliche Denkart dadurch ausspricht. Wie viele Gedichte und Gemälde giebt es nicht, deren ästhetische Form mit grofsem Wohlgefallen aufgefafst wird, bey denen man sich aber wegen ihres schlüpfrigen Inhalts und der Art und Weise, wie der Dichter oder Maler denselben dargestellt hat, des Gedankens nicht erwehren kann, dafs der Künstler nicht blofs in Beziehung auf das Formelle sondern auch auf das Materielle *con amore* oder mit inniger Theilnahme arbeitete.

Allein so wahr es ist, dafs in der abstrakten Beurtheilung des Schönen das Moralische vom Asthetischen getrennt werden müsse, so wahr ist es auch, dafs der Mensch als Mensch in der Beurtheilung menschlicher Werke und Handlungen nothwendig auch durch die Idee des Guten geleitet werde. Findet er nun, dafs ein Kunstwerk durch seinen unsitt-

lichen Charakter dieser Idee durchaus widerstreite, so muſs das Miſsfallen an der Unsittlichkeit der Darstellung dem Wohlgefallen an der Schönheit derselben Abbruch thun. Daher gewähren solche Kunstwerke keinem gebildeten und wohlgesinnten Menschen einen reinen Genuſs, und der Künstler, der das Unsittliche in seinen Werken als einen materiellen Reitz braucht, um das Wohlgefallen an denselben zu erhöhen, verräth ebendadurch, daſs es ihm nicht nur am reinmoralischen, sondern selbst am reinästhetischen oder wahren Kunst-Sinne fehle.

Gleichwohl darf auf der andern Seite der Künstler die moralische Tendenz auch nicht zum Zwecke seiner Darstellung machen. Denn er würde sich dadurch die nöthige Freyheit in der Darstellung rauben, seinen eigenthümlichen Charakter und Standpunkt als Künstler aufgeben, und die Rolle eines Predigers

und Sittenrichters übernehmen. Auch lehrt die Erfahrung, dafs allen denjenigen Kunstwerken, welchen eine moralische Tendenz das Daseyn gab oder deren Basis im Gebiete der Sittlichkeit liegt, eine gewisse Beschränktheit und Langweiligkeit anklebt, wodurch das ästhetische Wohlgefallen an ihnen sehr vermindert wird. Der Künstler bleibe daher stets in seinem Kreise, und suche nicht heterogene Zwecke mit einander zu vereinigen! Denn bey einer solchen Vereinigung kann weder der Geschmack noch die Vernunft volle Befriedigung finden.

Hiermit genau verwandt ist eine vierte Frage:

Läfst sich die Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachten?

Man nennt etwas Symbol eines Andern, wenn die Vorstellung von jenem auf die Vorstellung von diesem hinfüh-

tet, so dafs es dieselbe mit einer gewissen Nothwendigkeit erregt. Diese Nothwendigkeit kann entweder auf der Analogie als einer natürlichen Verwandtschaft beyder Vorstellungen oder auf einer nach und nach erzeugten Gewohnheit und Fertigkeit beruhen. Im ersten Falle ist das Symbol natürlich, im zweyten willkürlich oder künstlich.

So sind die meisten Wörter ausgebildeter Sprachen willkürliche oder künstliche Symbole der Begriffe. Denn eine natürliche Verwandtschaft zwischen Begriff und Wort (wenn dieses nicht etwa aus nachahmenden Lauten besteht) findet nicht statt, sondern wir haben uns einmal daran gewöhnt, gewisse Begriffe mit gewissen Wörtern zu verbinden, und es darin zu einer solchen Fertigkeit gebracht, dafs das Wort, sobald es vernommen wird, nothwendig den Begriff erweckt, den wir damit zu verbinden gewohnt sind.

Zwischen der Schönheit aber und der Sittlichkeit (so wie zwischen der Häfslichkeit und der Unsittlichkeit) findet allerdings eine Art von natürlicher Verwandtschaft statt. Denn Schönheit ist äufsere Harmonie (in der Form eines Objektes), wodurch eine innere Harmonie (der Einbildungskraft und des Verstandes) — Sittlichkeit aber innere Harmonie (des Willens und der Vernunft), wodurch eine äufsere Harmonie (in den Handlungen des Menschen) bewürkt wird. Beyde können daher als Ideale, jene durch Einbildungskraft, diese durch Vernunft vorgestellt werden. Es findet also eine solche Analogie zwischen beyden statt, dafs wir geneigt sind, in einem schönen Körper auch eine schöne Seele zu vermuthen, und die Schönheit an Personen (abgesehen von allem sinnlichen Interesse) zu schätzen und zu lieben, wie wir die

sittliche Güte an denselben schätzen und lieben.

Darum kann man allerdings die Schönheit als ein natürliches Symbol der Sittlichkeit (das Ideal der Einbildungskraft gleichsam als einen sinnlichen Ausdruck des Ideals der Vernunft) betrachten; und daher mag es gekommen seyn, dafs die Griechen, welche so viel Sinn für Schönheit hatten, die Tugend selbst als innere Schönheit des Geistes dachten, und deshalb gute Handlungen (ἔργα ἀγαθά) auch schöne Handlungen (ἔργα καλά) und die sittliche Güte selbst, wieferne sie sich durch ein edles und anständiges Verhalten zu erkennen giebt, Schön-Güte (καλοκἀγαθία) nannten, auch ihre höheren Gottheiten (da die Gottheit als solche ein bloßes Vernunft-Ideal ist) in lauter idealisch schönen Menschengestalten darstellten, mithin jenes Ideal auf mannichfaltige Weise durch das Ideal der Schönheit symbolisirten.

Dadurch wird indessen der wesentliche Unterschied zwischen Schönheit und Sittlichkeit nicht aufgehoben. Auch finden wir in der Erfahrung leider oft genug die Sittlichkeit nicht im Gefolge der Schönheit. Wir bedauern dieſs dann aber um so mehr, weil wir uns in einer Erwartung getäuscht sehen, die uns so natürlich ist.

Wenn nun die Schönheit von uns als ein Symbol der Sittlichkeit betrachtet wird, so kann endlich noch fünftens gefragt werden:

Ist auch wohl die stete Beschäftigung mit dem Schönen in der Natur und der Kunst der Sittlichkeit föderlich oder nachtheilig?

Da das Schöne vom Guten sowohl als vom Angenehmen verschieden, aber auch mit Beydem in gewisser Hinsicht verwandt ist, so kann man mit Recht sa-

gen', das Gebiet der Schönheit liege gleichsam auf der Gränze der Sinnlichkeit und der Vernunft. Durch Anbauung dieses Gebiets d. h durch Entwickelung und Ausbildung des Geschmacks wird also der Geist zwar von dem Grobsinnlichen abgezogen und auf etwas Höheres hingelenkt, von der gemeinen Würklichkeit losgerissen und zur Ideenwelt erhoben. Aber eben weil das Gebiet der Schönheit nur auf der Gränze der Sinnlichkeit und der Vernunft liegt, kann durch die Kultur des Geschmacks die Kultur der Menschheit in uns nicht vollendet werden. Wer daher bey jener stehen bleibt, kann eben so leicht zur groben Sinnlichkeit wieder herabsinken und als Mensch die allergemeinste Würklichkeit in seiner Person darstellen. Durch die blofse Verfeinerung seines Geschmacks wird er höchstens nur die Kunst lernen, durch den schönen Schein zu blenden, indem er seinen Fehlern

und Lastern ein gefälliges Gewand umhängt.

Die stete Beschäftigung mit dem Schönen ist daher der Sittlichkeit in zweyerley Hinsicht gefährlich. Sie entwöhnt erstlich den Geist von angestrengter Thätigkeit und verleitet zum Müssiggange, der, ob er gleich von neueren Asthetikern vergöttert worden — indem sie von göttlicher Faulheit und göttlicher Grobheit reden — doch eben darum so viel Böses lehrt, weil wir selbst keine Götter, sondern nur schwache Menschen sind, die das Gute mit Anstrengung erringen sollen. Das Schöne gefällt aber nur darum, weil es die Phantasie in ein freyes lebendiges Spiel versetzt. Wer sich also stets mit dem Schönen allein beschäftigt, der arbeitet eigentlich nie, sondern spielt nur.

Daher ist es vielleicht zu erklären, dafs so viele Künstler und Kunstliebhaber, die ihren Geist ausschliefsend dem

Genusse des Schönen in Natur und Kunst hingeben und daher auch schlechtweg schöne Geister heifsen, ein unstetes und müfsiges Leben führen und aufser ihrem ästhetischen Zauberkreise für die übrigen nicht minder wichtigen Zwecke des menschlichen Lebens unbrauchbar sind, oder wohl gar auf diese Brauchbarkeit als etwas Gemeines und Niedriges mit stolzer Selbstgefälligkeit herabblicken. Unglücklicher Weise erscheinen aber diese stolzen Kunstmänner und Schöngeister, die sich so erhaben über andre Menschenkinder glauben, wenn man die Ehre hat, sie genauer kennen zu lernen, oft selbst als so gemeine und niedrige Wesen, dafs man sie, statt sie auf einer Höhe zu finden, auf welcher sie ihr Zeitalter zu überschen und zu beherrschen vermeynen, im tiefsten Schlamme der rohen Sinnlichkeit versunken erblickt.

Diefs wird durch folgenden zweyten

Umstand noch begreiflicher. Das Schöne bezieht sich zunächst auf die Einbildungskraft. Durch die stete Beschäftigung mit demselben wird dieses Vermögen immer mehr genährt, geübt und gestärkt, und so die Herrschaft der Vernunft über dasselbe geschwächt. Sobald aber die Einbildungskraft nicht mehr unter dieser Herrschaft steht und in ihrer Zügellosigkeit sich selbst überlassen wirkt, ist sie ein Vermögen, welches auf das moralische wie auf das physische Wohl des Menschen den furchtbarsten Einfluss haben kann. Sie erregt dann die heftigsten Leidenschaften, erfüllt den Kopf mit lauter überspannten Vorstellungen, verleitet zu schwärmerischen Träumereyen und kann den Menschen endlich bis zum Wahnsinn führen. Es ist daher sehr rathsam, neben der Beschäftigung mit dem Schönen, selbst wenn sie zum Berufe gehört, wie dieß bey Musikern, Schauspielern und andern Künstlern von

Profession der Fall ist, sich auch mit ernstern Dingen zu befassen, die der Neigung weniger schmeicheln, und sich überhaupt nie von angestrengter und regelmäfsiger Thätigkeit zu entwöhnen. Am vortheilhaftesten ist es aber wohl für die Sittlichkeit, wenn die Beschäftigung mit dem Schönen nur Erholung für den Geist ist, wenn die Betrachtung der Schönheiten in der Natur und der Kunst, gleich den Freuden der Geselligkeit, nur als Mittel dient, der Prosa des menschlichen Lebens mit allen seinen Mühseeligkeiten und Gemeinheiten eine poetische Ansicht abzugewinnen und sich zuweilen auf den Fittigen der Einbildungskraft aus der würklichen Welt in eine schönere Ideenwelt hinübertragen zu lassen.

Anmerkung.

Da der Verfasser in dieser Vorlesung einige Worte über das Verhältnifs des Wohlgefallens am Schönen zum Charakter der beyden Geschlechter in der Menschengattung hat fallen lassen, so sey

es ihm erlaubt, diesen Gedanken in einer besondern Anmerkung etwas weiter auszuführen.

Die Erfahrung lehrt nämlich, dafs die Männer das Schöne gewöhnlich mit dem Angenehmen, die Weiber mit dem Guten verwechseln, vorausgesetzt dafs beyde nicht schon auf einen richtigern Standpunkt in Beurtheilung von Geschmackssachen geführt worden sind. Auch läfst sich diese Erscheinung aus der Natur beyder Geschlechter leicht erklären.

Die Männer sind von Natur zur kraftvollen Thätigkeit nach aufsen bestimmt. Daher wirken in ihnen auch die sinnlichen Triebe, durch welche wir mit der Aufsenwelt zunächst in Berührung kommen, heftiger und stärker als in den (noch nicht verdorbenen) Weibern; daher fühlen sie sich durch alles, was jenen Trieben Befriedigung gewährt, oder durch das Angenehme, mächtiger angezogen; und eben daher lieben sie auch an den Weibern selbst gewöhnlich mehr den Reitz oder das Materielle, als die Schönheit oder das Formelle, und halten wohl gar beydes für einerley. Da nun der Reitz noch hinfälliger als die Schönheit ist, jener auch auf die Dauer das Pikante verliert, weil er eigentlich nur, so lang er neu ist, reitzt: so ist es leicht begreiflich, warum die meisten Männer auch in der Liebe so flüchtig und unbeständig sind, dafs man sie mit Schmetterlingen vergleicht, welche bald diese bald jene Blume umflattern. Sie bilden sich freylich oft ein, als wollten sie nur die Blumen in der Nähe betrachten, um deren Schönheit zu bewundern; im Grunde aber ist es ihnen nur um die Süfsigkeit des Duftes zu thun, ob sie sich gleich dessen nicht im-

mer bewußt sind. Sie täuschen sich also selbst, indem sie Schönheit mit Annehmlichkeit verwechseln.

Die Weiber hingegen verwechseln eben so oft Schönheit mit Gutheit. Wenn dieser Fehler auf der einen seite verzeihlicher als jener ist, so ist er doch auf der andern nicht minder gefährlich. Denn da sich die Weiber selten zu deutlichen Begriffen und Grundsätzen erheben, sondern sich in der dunkeln Region der Gefühle wohler befinden, so machen sie auch alles Gute d. h. alles, was wahr, recht und nützlich ist, gern zur Gefühlssache, und schätzen und lieben es nur dann, wenn es sich ihnen unter einer schönen Form darbietet. Die Wahrheit, wenn sie rauh und hart klingt, mögen sie nicht hören; sie soll sich erst in gefällige Worte hüllen und dadurch gleichsam in das Ohr einschmeicheln. Rechtschaffenheit schätzen sie minder als Edelmuth, Milde und Sanftheit, weil jene eine strenge Tugend ist, die nicht nach dem äußern Scheine fragt, während diese Tugenden sich durch eine gefällige Außenseite auch dem zartesten Gemüthe empfehlen. Selbst von dem, was nützlich ist, sind sie oft nicht eher zu überzeugen, als bis man ihnen das Nützliche auch als etwas Schönes oder wenigstens als ein Erhaltungs- und Beförderungsmittel der Schönheit dargestellt hat. Daher werden sie denn auch eben so oft vom gefälligen Scheine und durch eine glänzende Außenseite betrogen, indem sie die schönen Schmetterlinge auch für gute Thierchen halten, die den Blumen nichts zu Leide thun werden, wenn sie sich ein Veilchen am Anbliche derselben weiden.

Um indessen gegen Alle gerecht zu seyn, so darf bey diesen Bemerkungen nicht vergessen werden, dass nach einem alten Sprüchworte keine Regel ohne Ausnahme ist, mithin jede Person des einen oder andern Geschlechts sich selbst zu prüfen hat, ob sie zur Regel oder zur Ausnahme gehöre.

Thalia.

Neunte Vorlesung.

Noch ein besondres Wort vergönnen Sie mir, meine hochzuehrenden Herren, über die Darstellung des Schönen durch die Kunst, um dieselbe in ihrer Einheit und in ihrer Mannichfaltigkeit zugleich zu begreifen.

Wenn alle Schönheit nur in den Formen des Hörbaren und Sichtbaren angetroffen wird, so mufs auch alle Kunst bey der Darstellung des Schönen in diese Gränzen eingeschlossen seyn. Das Hörbare sind Töne, das Sichtbare theils ruhende Gestalten, theils Bewegungen. Töne, Gestalten und Bewegungen werden also die allgemeinen Objekte seyn, in,

mit und durch welche das Schöne von der Kunst dargestellt werden kann. Wir wollen daher die Kunst, wieferne sie das Ideal der Schönheit in, mit und durch Töne zu realisiren strebt, tonisch — wieferne sie es in, mit und durch Gestalten thut, plastisch — und wieferne sie es in, mit und durch Bewegungen thut, mimisch nennen. Hierdurch ist der Kunst-Zyklus vollständig bestimmt und in sich selbst geschlossen d. h. jede Kunst, welche auf den Titel einer schönen Anspruch machen will, mufs tonischer oder plastischer oder mimischer Natur seyn, oder in das Reich der tonischen oder plastischen oder mimischen Kunst gehören.

Diefs erhellet noch mehr aus folgender Betrachtung. Alles, was wahrgenommen werden soll, mufs entweder in der Zeit, oder im Raume, oder in Zeit und Raum zugleich wahrgenommen werden. Töne werden in der Zeit

wahrgenommen, indem sie in gewissen Momenten derselben aufgefaſst werden. Auf das, wovon der Ton ausgeht, und das, was den Ton fortleitet, kommt es hierbey nicht an. Die Kunst hat es als schöne Kunst blofs mit den Tönen selbst zu thun. Gestalten werden im Raume wahrgenommen, indem sie sich in demselben nach gewissen Richtungen ausdehnen. Auf ihre Dauer in der Zeit kommt weiter nichts an, wieferne die Kunst das Schöne an Gestalten realisirt. Bewegungen hingegen werden in Zeit und Raum zugleich wahrgenommen, indem ein Ding nur soferne bewegt ist, als es in verschiednen Zeittheilen in verschiednen Raumverhältnissen sich befindet. Jede Bewegung ist daher etwas Sukzessives und Extensives zugleich, und wird daher auch in Ansehung ihrer Geschwindigkeit nach einer bekannten Formel ($C = \frac{S}{T}$) durch Vergleichung des

Raums und der Zeit mit einander geschätzt [a]).

Die allgemeine Eintheilung der schönen Künste in tonische, plastische und mimische beruht also auf den nothwendigen Gesetzen des Anschauens und Denkens. Sie stehen nämlich als Künste der Zeit, Künste des Raums, und Künste der Zeit und des Raums im Verhältnisse der These, Antithese und Synthese, indem wir, wie die Philosophie lehrt, bey allem unsern Anschauen an die Formen der Zeit und des Raums, und bey allem unsern Denken an die Funkzionen des Setzens, Entgegensetzens und Gleichsetzens oder Verknüpfens gebunden sind [b]).

Nach eben dieser Regel muſs nun jede Hauptklasse der schönen Künste oder jeder Hauptzweig der schönen Kunst wieder in besondre Klassen oder Aste sich zertheilen.

Betrachten wir zuerst die tonischen Künste! Alle Töne sind entweder unartikulirt oder artikulirt. Jene sind bloſse Töne, oder Laute, Klänge, diese organisch modifizirte Töne oder Wörter. Die Kunst kann also in tonischer Hinsicht das Schöne darstellen entweder in, mit und durch bloſse (unartikulirte) Töne (Klänge oder Laute) und heiſst alsdann tonische Kunst im engern Sinne (reine Tonkunst, Musik) — oder in, mit und durch organisch modifizirte (artikulirte) Töne (Wörter) und heiſst alsdann poetische Kunst (Poesie, Dichtkunst). Diese beyden Künste stehen also im Verhältnisse der These und Antithese. Die Kunst kann aber auch Laut und Wort mit einander verbinden im Gesange. Denn der eigentliche (menschliche) Gesang ist nicht bloſse Modulazion der Stimme (wie bey den Vögeln) sondern eine mit Modulazion verknüpfte Artikulazion derselben. Hier-

aus entspringt also die Gesangkunst, welche als tonisch (im engern Sinne) und poetisch zugleich die Synthese von jenen beyden Künsten darstellt.

Betrachten wir ferner die plastischen Künste! Alle Gestalten erfüllen den Raum entweder würklich d. h. nach allen drey Dimensionen (Länge, Breite und Tiefe oder Dicke) oder nur scheinbar d. h. so, daſs sie sich blos nach zwey Dimensionen (Länge und Breite) ausdehnen und die dritte von uns in der Anschauung hinzugesetzt wird. Jene sind würkliche Körper, diese blose Flächen (Oberflächen), auf welchen aber etwas scheinbar körperliches dargestellt ist. Stellt nun die Kunst in plastischer Hinsicht das Schöne in, mit und durch würkliche Körper dar, so heiſst sie plastische Kunst im engern Sinne (Plastik, Bildnerkunst) — stellt sie es aber in, mit und durch blose Flächen dar, so heiſst sie graphische Kunst (Gra-

phik, Malerkunst). Diese beyden Künste stehen also wieder im Verhältnisse der These und Antithese. Die Kunst kann aber auch würkliche Körper so in einer Fläche zusammenstellen, daſs sie selbst in ihrer körperlichen Ausdehnung vermittelst der geschmackvollen Zusammenstellung denselben Eindruck auf das Gemüth machen, welchen ein natürliches Landschaftsgemälde d. h. eine von der Natur selbst hervorgebrachte schöne Gegend auf das Gemüth macht. Hieraus entspringt also die Lust- oder Landschaftsgärtnerey, welche als plastisch (im engern Sinne) und graphisch zugleich die Synthese jener beyden Künste ausmacht.

Eben so verhalten sich nun auch die mimischen Künste gegen einander. Alle Bewegungen des menschlichen Körpers (denn mit diesem als dem Ideale der Schönheit selbst hat es die mimische Kunst als schöne Kunst hauptsächlich zu

thun) sind entweder ausdrucksvolle Bewegungen einzelner Theile, wobey der Körper im Ganzen seinen Ort nicht zu verlassen braucht, oder willkürliche Ortsveränderungen, wobey der Körper im Ganzen in einer fortschreitenden Bewegung begriffen ist. Jene heißen Geberden und insonderheit Mienen als Geberden des Gesichts, in welchem der meiste Ausdruck liegt; diese haben keinen besondern Namen, sondern werden durch verschiedne Ausdrücke (Gehen, Laufen, Hupfen, Springen u. d.) bezeichnet. Stellt nun die Kunst in mimischer Hinsicht das Schöne in, mit und durch Bewegungen der ersten Art dar, so heißt sie mimische Kunst im engern Sinne (Mimik, Geberdenkunst) — stellt sie es aber in, mit und durch Bewegungen der zweyten Art dar, so heißt sie orchestische Kunst (Orchestik, Tanzkunst). Beyde Künste verhalten sich also ebenfalls wie These

und Antithese. Die Kunst kann aber auch beyde Arten der Bewegung mit einander verbinden, woraus als Synthese die mimische Orchestik oder theatralische Tanzkunst entspringt, an welche sich durch weitere Verbindung mit den tonischen und plastischen Künsten die Theatrik überhaupt oder die Schauspielkunst als die umfassendste und vollendetste unter den schönen Künsten genau anschliefst.

Hieraus ergibt sich also folgendes System der schönen Künste:

I. Tonische Kunst überhaupt oder im weitern Sinne:
   1) Tonische Kunst im engern Sinne — Tonkunst.
   2) Poetische Kunst — Dichtkunst.
   3) Tonisch-poetische Kunst — Gesangkunst.

II. Plastische Kunst überhaupt oder im weitern Sinne.

1) Plastische Kunst im engern Sinne — Bildnerkunst.

2) Graphische Kunst — Malerkunst.

3) Plastisch-graphische Kunst — Lust- oder Landschaftsgartenkunst.

III. Mimische Kunst überhaupt oder im weitern Sinne.

1) Mimische Kunst im engern Sinne — Geberdenkunst.

2) Orchestische Kunst — Tanzkunst.

3) Mimisch-orchestische Kunst — Theatralische Tanzkunst nebst Theatrik überhaupt.

Aber — werden Sie vielleicht fragen — wo bleiben denn nach dieser Klassifikazion der schönen Künste so viele andre Künste, die von so manchem Asthetiker auch zum Range der schönen erhoben worden sind? als da sind: Beredtsamkeit, Baukunst, Kalligraphie, Münzkunst, Kunst der schönen Kämpfe, Putzkunst, Möblirkunst u. d. m. — Hierauf dient folgendes zur Antwort:

Der menschliche Geist kann das Ideal der Schönheit nach seinen einzelnen Zügen und Spuren auf alles, was unter Gesicht und Gehör fällt, wenn es auch übrigens zu einem ganz andern Zwecke als zur Darstellung des Schönen dient, übertragen und es dadurch verschönern. Hieraus entspringen eine Menge von verschönernden Künsten, die zuweilen auch wohl schöne Künste genannt werden, aber diesen hohen Ehrennamen nicht mit vollem Rechte führen. Denn sie sind eigentlich in ihren Produkten einem ganz heterogenen d. h. aufserhalb der schönen Kunst liegenden Zwecke unterworfen. Sie sollen daher nicht das Schöne selbst und unmittelbar darstellen und dadurch ein rein ästhetisches Wohlgefallen bewürken, sondern nur demjenigen, was eine vom formalen Lustgefühle unabhängige Existenz hat, eine solche Form ertheilen, dafs es nächst der Erreichung seines Haupt-

zwecks auch dieses Lustgefühl als Nebenzweck hervorbringe. Daher kann der Historiker seiner Erzählung, der Redner seiner Rede, der Baumeister seinem Gebäude, der Schreiber oder Drucker seiner Schrift, der Münzer seinen Münzen, der Fechter und der Reiter ihren Bewegungen, so wie der Tischler seinen Möbeln oder die eleganten Damen und Herren mit Hülfe der sich so nennenden Haar- und Kleider-Künstler ihrem Putze eine wohlgefällige Form ertheilen und dadurch alle diese Dinge verschönern. Aber deshalb werden die Künste, welche auf diese Art etwas Schönes produziren, doch nicht zum Range der eigentlich oder an und für sich schönen Künste erhoben. Denn diese müssen einen selbstständigen ästhetischen Zweck — die bloſse Darstellung des Schönen als solchen — haben, und nur von diesen sollte hier die Rede seyn. c)

Es bleibt also dabey, daſs es nr-

sprünglich nur drey schöne Künste giebt, die tonische, die plastische und die mimische Kunst, und dafs, da aus jeder derselben wieder drey besondre schöne Künste hervorgehen, es überhaupt nicht mehr als neun schöne Künste im eigentlichen und strengen Sinne geben kann. Alles was sonst noch zu den schönen Künsten gerechnet werden mag, ist entweder nur ein Theil oder eine besondre Ausübungs- und Anwendungsart jener drey mal drey Künste.

Wenn es nun erlaubt ist, mythologischen Dichtungen eine razionale Deutung oder Beziehung unterzulegen, gesetzt auch, dafs die Urheber jener Dichtungen an dieses Razionale nicht dachten (wenigstens nicht deutlich und bestimmt, ob sie gleich eine Ahnung davon haben konnten, wenn ihnen eine Idee dunkel vorschwebte): so könnte man vielleicht in dem durch die Natur des menschlichen Darstellungsvermögens

selbst bestimmten Kunstzyklus den Grund finden, warum die Alten ursprünglich nur drey, hernach aber, als sich die schöne Kunst mehr entwickelt hatte, neun Musen annahmen. d) Denn die schönen Künste sind eigentlich die wahren Musenkünste, obgleich nur die erste von ihnen, die Tonkunst, vorzugsweise den Namen der Musenkunst oder Musik erhalten hat. Indessen verstand man ursprünglich nicht die einfache oder reine, sondern die zusammengesetzte oder poetische Tonkunst unter dem Titel der Musik. Denn Sänger d. h. Dichter, welche ihre Gedichte in Harmonie mit den Tönen einer Zither oder Leyer vortrugen, ein Linus, ein Orpheus, ein Thamyris, ein Arion und Andre waren es, welche durch ihre Gesänge die ursprüngliche Roheit und Wildheit der Menschen bändigten, welche in den Herzen derselben die sanfteren und edleren Gefühle der geselligen Theil-

nahme weckten, und so die Menschen zum friedlichen Vereine innerhalb gemeinschaftlicher Gränzen und zu immer höheren Stufen der Kultur führten. Deshalb sagte die Fabel von jenen Sängern, dafs sie Löwen und Tiger gezähmt, Felsen und Bäume nach sich gezogen, und selbst den Lauf reifsender Ströme und das Brausen des Sturmwindes gehemmt hätten.

Darum lassen Sie uns denn auch den holden Musenkünsten, durch welche die Blüthe der Menschheit gepflegt wurde, bis sie nach und nach immer herrlichere Früchte trug, mit inniger Liebe und Achtung huldigen! Lassen Sie es uns nie vergessen, dafs ohne ästhetische Kultur auch die intellektuelle und selbst die moralisch-religiöse Kultur des menschlichen Geistes nicht gedeihen könne! Und lassen Sie uns daher nach dem Zwecke unsrer, den Künsten und den Wissenschaften zugleich gewidmeten, Ge-

sellschaft immerfort dahin arbeiten, daſs beyde sich immer inniger vereinigen und gleichsam durchdringen, damit wir die Kultur, die uns die Vorfahren überlieferten, unsern Nachkommen in gröſserer Lauterkeit, Vollständigkeit und Ausbreitung hinterlassen mögen!

Anmerkungen.

a) Für die Wenigen, denen die hier beyläufig erwähnte Formel $C = \frac{S}{T}$ nicht bekannt seyn möchte, nur dieſs wenige zur Erläuterung. C bedeutet die Geschwindigkeit eines bewegten Körpers (*celeritas*) S den Raum der Bewegung (*spatium* — gleichsam die Linie, die der Körper durch seine Bewegung im unendlichen Raume beschreibt) und T die Zeit der Bewegung (*tempus* — gleichsam die Linie, die dadurch in der unendlichen Zeit gezogen wird). Wenn sich nun z. B. ein Körper A in 4 Sekunden durch 8 Fuſs und ein Körper B in 3 Sekunden durch 6 Fuſs bewegt, so verhalten sich ihre Geschwindigkeiten wie 8 dividirt durch $4 = 2$, und 6 dividirt durch $3 = 2$, mithin sind ihre Geschwindigkeiten einander gleich. Bewegte sich aber A in 4 Sekunden durch 16 Fuſs und B in derselben Zeit durch 8 Fuſs, oder A in 2 Sekunden durch 8 Fuſs und B in 4 Sekunden durch denselben Raum, so wäre die Geschwindigkeit von A doppelt so groſs als die Ge-

Geschwindigkeit von B. Denn $\frac{8}{2} = 4$ und $\frac{4}{2} = 2$, desgleichen $\frac{8}{4} = 2$ und $\frac{4}{2} = 2$. Daher sagt man auch, die Geschwindigkeiten verhalten sich bey gleichen Zeiten wie die Räume, bey gleichen Räumen aber umgekehrt wie die Zeiten. Überall sieht man also bey Schätzung der Geschwindigkeit der Bewegungen auf Raum und Zeit zugleich, weil die Bewegung zugleich etwas Extensives und etwas Sukzessives ist.

δ) Auch hier nur f[illegible]des Wenige zur Erläuterung für einige Leser. Wenn wir etwas wahrnehmen, als ein Mannichfaltiges nach einander, so erscheint es uns unter der Form der Zeit; und wenn wir etwas wahrnehmen, als ein Mannichfaltiges neben einander, so erscheint es uns unter der Form des Raums. Denn Zeit ist nichts anders als unendliche stetige Sukzession (gleichsam eine Linie oder ein Strom ohne Anfang und Ende), und Raum ist nichts anders als unendliche stetige Extension (gleichsam eine Kugel, in deren Mittelpunkte sich jeder selbst befindet und die nach allen Seiten hin sich ins Unbegränzte erweitert). Daher versetzen wir alle sinnlichen Gegenstände in Zeit oder Raum oder beydes zugleich. Da nun die Produkte der schönen Künste sinnliche Gegenstände sind, so müssen sie ebenfalls unter diesen Formen oder Bedingungen der Wahrnehmung erscheinen. — Wenn wir ferner einen vollständigen Gedanken denken, so gehört dazu eine dreyfache Funkzion oder Gemüthshandlung, ein Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen oder Verknüpfen. Am deutlichsten

springt dieſs bey einem bejahenden Urtheile in die Augen, z. B. die Erde iſt rund. Hier wird zuerſt ein Subjekt geſetzt (die Erde), dann ein Prädikat ihm entgegengeſetzt (rund) und endlich beyder einander gleichgeſetzt oder mit einander verknüpft (durch das Wörtchen: iſt). In andern Fällen treten These, Antitheſe und Syntheſe nicht ſo deutlich hervor; allein die Philoſophie als Denklehre kann und muſs beweiſen, daſs alles unſer Denken urſprünglich an dieſes Geſetz gebunden ſey. Hier iſt nicht der Ort zu dieſem Beweiſe.

c) Vergl. des Verfaſſers Verſuch einer ſyſtematiſchen Enzyklopädie der ſchönen Künſte (Leipzig. 1822. 8.) §. 18., wo die eigentlich ſchönen Künſte reine oder abſolute, die verſchönernden aber angewandte oder relative ſchöne Künſte genannt worden ſind. Dieſer Unterſchied wird auch ſchon durch den Sprachgebrauch bemerklich gemacht, indem man den relativ ſchönen Künſten das Prädikat ſchön gewöhnlich beyfügt, den abſolut ſchönen Künſten aber nicht. Man ſagt daher ſchöne Redekunſt, ſchöne Baukunſt, ſchöne Schriftkunſt, ſchöne Münzkunſt u. ſ. w. um anzudeuten, daſs das Reden, Bauen, Schreiben, Münzen u. ſ. w. an und für ſich einen ganz andern Zweck habe, als den der bloſsen äſthetiſchen Beluſtigung, aber doch ſo verſchönert werden könne, daſs es auch dieſe Beluſtigung zu gewähren im Stande ſey. Hingegen ſagt niemand ſchöne Tonkunſt, ſchöne Dichtkunſt, ſchöne Bildnerkunſt, ſchöne Malerkunſt u. ſ. w. Denn dieſe Künſte

haben es schön an und für sich mit Darstellung des Schönen zu thun, und würden ohne diese Darstellung nichts seyn. Wenn daher jemand, der sich mit diesen Künsten befaßt, nichts Schönes produzirt, so haben seine Produkte gar keinen Werth, da hingegen eine Rede, ein Haus, eine Hand- oder Druckschrift, eine Münze u. d. recht viel Werth haben können, wenn sie auch gerade nicht schön sind. — Ob es nun gleich der relativschönen Künste unendlich viele geben kann, da sich Verschönerung bey allen Dingen, selbst bey den gemeinsten (einem *pot de chambre* und einer *chaise percée*) anbringen läßt, so sind in der vorhin angeführten Kunstenxyklopädie (§. 19.) doch nur diejenigen relativschönen Künste in das System der schönen Künste überhaupt aufgenommen worden, welche einen gewissen höhern Werth haben und den absolutschönen Künsten analog oder verwandt sind. Daher sind daselbst den neun absolutschönen Künsten eben so viel relativschöne an die Seite, mithin zusammen achtzehn schöne Künste aufgestellt worden. In der Anmerkung zu diesem Paragraphen (§. 51—65.) und in den Zusätzen (S. 219—221.) sind man auch die Eintheilungen der schönen Künste von andren Aestetikern (als *Mendelssohn*, *Sulzer*, *Adelung*, *Kant*, *Bernhold*, *Suell*, *Bondavid*, *Fülitz*, *Herder*, *Schutz* und *Steinbart*) angeführt und beurtheilt. Seitdem hat *Abicht* in seiner Enzyklopädie der Philosophie (§. 757.) eine neue Eintheilung aufgestellt, die man aber wohl nicht für logisch richtig und erschöpfend anerkennen dürfte. Sie ist folgende:

I. Künste mit fortschreitenden Mitteln:

1. Redekunst. Ihre Hauptmittel sind Worte. Sie hat verschiedne Abtheilungen.
2. Tonkunst, welche mit unartikulirten, also zu keinen Worten gebildeten, Tönen darstellt.
3. Mimik. Sie gebraucht die Mienen und Geberden zu ihrem Zwecke. Die Tanzkunst ist eine Art derselben.

II. Künste mit ruhenden Mitteln:

1. Zeichnungskunst. Ihre Mittel sind Licht und Schatten der Körperflächen.
2. Plastik. Sie bedient sich der Vertiefungen und Erhöhungen, überhaupt der Flächengestaltung unbelebter Körper, selbst des Feuers und Wassers, zum Darstellen. Die Baukunst, so weit sie darstellend ist, und so noch andre nur zum Theil darstellende Künste, sind in ihr begriffen.
3. Gartenkunst. Sie bedient sich ganzer, belebter und unbelebter, Körper und ihrer Zusammenstellungen.

d) Der Verfasser giebt gern zu, dafs das Zusammentreffen der Zahl der Musen mit der Zahl der schönen Künste nur zufällig seyn mag, indem er wohl weifs, dafs die Alten die Musenzahl verschieden bestimmten (indem einige auch vier, fünf und sieben Musen zählten) und dafs sie auch den neun Musen solche Funktionen anwiesen, die den hier angenommenen neun Musenkünsten nicht durchgehends entsprechen. Denn die Alten trennten überhaupt Wissenschaften und Künste nicht so genau

als die Neuern und verstanden daher unter ihren *artibus liberalibus* keineswegs unsre sogenannten schönen Künste ausschliefsend. Indessen hielt sich doch der Verfasser durch jenes Zusammentreffen für hinlänglich befugt, diesen neun Vorlesungen über das Schöne in Natur und Kunst den allgemeinen Titel: Kalliope und ihre Schwestern, und jeder einzelnen Vorlesung den Namen einer einzelnen Muse vorzusetzen. Er wollte dadurch blofs auf jenes analogische Verhältnifs zwischen der Musenzahl und dem Kunstzyklus, welches doch immer bemerkenswerth ist, hindeuten. Sollte aber jemand so mürde oder rigoros seyn, dafs er diese Hindeutung selbst als dunkel oder überflüssig in Anspruch nehmen möchte, so wird der Verfasser auch darüber mit Niemanden rechten.

Bey Darnmann in Züllichau sind folgende Bücher kürzlich erschienen:

Gallus, G. T. Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde. 6r u. letzter Band. 8.

Hat auch folgenden Titel:

Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II. 2r Bd. und:

Fortsetzung und Beschluß des Handbuchs der Brandenburgischen Geschichte. 2te Fortsetzung.

Klatte, Patriotischer Versuch über die Pferdezucht in Schlesien und ihre Verbesserung. 8.

Krug, W. T. Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften zur Begründung einer besseren Organisation für die höheren gelehrten Bildungsanstalten. 8.

— Versuch einer systematischen Enzyklopadie der Wissenschaften. 3r Theil in 2 Banden. gr. 8.

Hat auch folgenden Titel:

Enzyklopadisches Handbuch der wissenschaftlichen Literatur. 2 Bande in 10 Abtheilungen, welche auch unter dem besondern Titel eines jeden Fachs vereinzelt werden.

— Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästhetischer Versuch den Manen Kant's und Herder's zur Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweiht. 8.

Leuvert, Anleitung zu einer Landwirthschafts-Rechnung, die sowohl dem Gutsbesitzer sein Eigenthum, als auch den Beamten für Verdacht sichert. gr. 4.

Matuschka, Beyträge zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht für Naturforscher und Bienenfreunde. 2r Thl. 8.

Sintenis, M. F. H. Hülfsbuch zu lateinischen Stylübungen nach Cicero's Schreibart für obere Classen auf gelehrten Schulen. 8.

Weber, D. F. B. Systematisches Handbuch der deutschen Landwirthschaft zum Unterricht für wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Bd. 2te Abthlg. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

— Einleitung in die Lehre vom Pflanzenbau im Allgemeinen. gr. 8.

Romane.

Glycine, von Friedrich Rochlitz. 2 Bde mit Kupfern. 8.

Leben und Liebe des Dichters Arno und seiner Schwester Minona; herausgegeben von Oscar. (Verfasser der Natalia). 2r Th. 8.

Malven von Friedrich Kind (Verfasser der Natalia,) mit einem Titel-Kupfer. 8. 2 Theile.

Jena,
gedruckt bei Frommann und Wesselhöft.

Distichen.

Erstes Hundert.

Ein neues Taschenbuch

für Freunde

des Scherzes und der Satyre

nicht von

F a l k.

Germanien 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Prolog.

Geht hinaus in die Welt, ihr kleinen rüstigen Spötter!
Strafet und necket, wie euch Vernunft und Laune gebieten!
Doch die Bosheit sey fern, die schändlich verhöhnet des Menschen
Heiligstes Eigenthum und der Menschheit im Menschen nicht achtet

Distichen.

Erstes Hundert.

Enthaltend

ein tragi - komisches Gemälde

unsers Zeitalters

in

politischer, moralischer, literarischer
und ästhetischer Hinsicht.

Erstes Funfzig.

1.

Der Löwe im Waldgebirge.

Lusnok will ich nicht heiſsen, zu bürgerlich klingt mir der Titel;
Resyak soll mich die Welt nennen
und zittern vor mir!

2.

Die Zaunkönige.

Wir vermögen nicht viel und schier erdrükt uns die Krone;
Aber des Schöpfers Gewalt zeigt in dem Schwächsten sich grofs.

3.

Die Entarteten.

Herrmann's Söhne sind wir! — doch Herrmann's Geist ist verflogen;
Muthlos beugen wir uns unter des Fremden Gesetz.

4.

Das Krämervolk.

Uns gebürt die Gewalt auf des Ozeans
weiten Gefilden;
All' ihr übrigen müsst leeren den Beutel für uns.

5.

Das Kriegervolk.

Mit dem Schwerd' in der Hand entscheiden wir alle Prozesse;
Möchten wir über das Meer herrschen
wie über das Land!

6.

Das Sängervolk.

Kitzeln nur unser Ohr mit süßem Gesange Kastraten,
Lassen wir willig uns treten auf Nakken und Kopf.

7.

Der Koloss.

Völker in Ost und West, in Süd und Nord mir gehorchen;
Wüsst' ich zu brauchen die Kraft, hätt' ich den Löwen besiegt.

8.

Der Eisbär.

Brummen kann ich recht schön, auch wohl
mich geberden recht grimmig;
Aber die Kraft mir gebricht, drum
wird das Brummen verlacht.

9.

Die Unken im Teiche.

Schreyen können wir wohl; doch kom-
men die Buben mit Stöcken
Angelaufen, geschwind tauchen wir
unter — sind still.

10.

Die Befreyten.

Frey von Waffen und Geld sind wir; das möchte noch hingehn,
Wäre der biedre Sinn nur nicht zugleich mit entflohn.

11.

Die faulen Schatzgräber.

Gold in Menge gewährt uns das Land im Westen; doch geht es
Ach! nach Osten hin fort, weil uns der Starke beherrscht.

12.

Die hohe Pforte.

Hoch ist unsere Pforte, damit es an Raum
nicht gebreche,
Wenn wir nach Asien hin wenden das
Antlitz zur Flucht.

15.

Das Negervolk.

Grässlich haben wir euch, ihr Peiniger,
wieder gepeinigt;
Unter Henkers Gewalt nimmt man
den Henkerssinn an.

14.

Die Beschnittenen.

Warum schmähet ihr uns, dass wir euch
die Dukaten beschneiden?
Habt ihr doch uns das Recht schmählich beschnitten — au wei!

15.

Die neuen Mystiker.

Jakob Böhme, der Schuster, ist unsers
Ordens Magister;
Fehlt es an Wissenschaft, fehlt doch
das Flickerwerk nicht.

16.

Der Orthodox.

Wer am kirchlichen Wort hält vest, hat
den richtigen Glauben;
Grüblerische Vernunft, gieb dich ge-
fangen ihm hin!

17.

Der Heterodox.

Anders denk' ich wie du? — hat nicht
auch Christus, nicht Luther
Anders gedacht als die, die ihn zum
Ketzer gemacht?

18.

Der Theoretiker.

All' eur Treiben und Thun ist nichts als Tappen im Finstern,
Wenn ich mit meiner Latern' euch nicht erhelle den Weg.

19.

Der Praktiker.

All' eur kluges Geschwätz ist nichts als Schiefsen ins Blaue;
Sicherer trift man das Ziel, hat man den praktischen Blick.

20.

Der Politiker.

Alles weifs ich geschickt zu lenken; auf Ehre! so muss es
Kommen — macht das Geschick nicht durch die Rechnung den Strich.

21.

Der Finanzier.

Minus wolltet ihr geben? — bewahre der Himmel! — wie gnädig
Lächelt der Herr mich an, zeig' ich von neuem ein *Plus!*

22.

Der Künstler.

Ha! die heilige Kunst! wie bewegt sie mein Innerstes! mächtig
Fühl' ich begeistert den Kopf, wenn — mir der Magen ist leer.

23.

Der Gelehrte.

Was ist edler als stets in alten und neuen Papieren
Spekuliren auf das, was uns zu Göttern erhebt!

24.

Der Kaufmann.

Spekuliren? — ja, ja! auf Geld! — doch
versteh' ich das besser;
Eure Gelehrsamkeit ist doch den Bat-
zen nicht werth.

25.

Der Buchhändler.

Treffliches Werk! — doch gieb mir lieber
ein lust'ges Romänchen
Im grecourtschen Geschmack! mundet
der Lesewelt mehr.

26.

Der Soldat.

Heldenthaten gethan! das Schwerd aus der Scheide gezogen!
Friedliche Menschen geplagt! muthig — die Weiber verführt!

27.

Der alte Edelmann.

Von dem edelsten Mann stamm' ich durch sechszehn Geschlechter;
Ist auch nicht edel das Herz, ist doch recht edel das Blut.

28.

Der neue Edelmann.

Seit mich der Gnädigste hat mit diesem
Diplome veredelt,
Reicht mein erhabnes Haupt bis an
die Sterne hinan.

29.

Der Student.

Jedermann biet' ich Trotz! — doch kommen die Zeiten der Prüfung
Und des Dienstes Beginn, bin ich voll
Demuth und Angst.

30.

Der Schauspieler und der Zuschauer.

Kennt ihr den Unterschied? — der Erste soll immer nur scheinen,
Was er nimmermehr ist; dieser soll seyn, was er scheint.

31.

Der Ökonom als Kornjude.

Filzig nennet ihr mich und hart? — bewahre der Himmel!
Lehren will ich euch nur bessere Ökonomie.

32.

Der Wucherer.

Viele Prozentchen zu nehmen ist wahrlich
ein ehrenvoll Handwerk!
Lässt sich nicht mancher Vezir zehn-
fach bezahlen den Dienst?

33.

Der weise Forstmann.

Finsterniss wandeln in Licht ist der Weis-
heit oberste Stufe;
Darum lass' ich die Axt fleifsig durch-
wandeln den Forst.

34.

Der Spieler.

In der Charten-Gewühl ist euch die Welt aufgeschlossen;
Leidenschaft reitzt der Gewinn, Schelmen ist günstig das Glück.

35.

Der Trinker.

Rund wie die Welt ist mein Glas; die Welt muſs man fleiſsig betrachten;
Darum guck' ich so oft tief in das Gläschen hinein.

36.

Der Bräutigam.

O wie glücklich bin ich! nun gab sie mir
endlich das Jawort;
Kommt die Stunde nicht bald, die uns
auf ewig vereint?

37.

Der Ehemann.

Ach wie geplagt bin ich! jetzt giebt sie
mir immer das Neinwort;
Kommt die Stunde nicht bald, die
mich auf ewig befreyt?

38.

Der Hausfreund.

Nichts in der Welt ist so schön, als innige zärtliche Freundschaft;
Drey-kleeblättrig vereint leben wir in Kompanie.

39.

Der Weiberfeind.

Als Gott hatte den Mann nach seinem Bilde geschaffen,
Trat der Teufel hinzu, wandelte sich in ein Weib.

40.

Der Weiberfreund.

Als Gott hatte den Mann aus grober Erde geschaffen,
Trat ein Engel hinzu, wandelte sich in ein Weib.

41.

Die Betschwester.

Seit ich den Himmel verlor auf dieser Erde, so such' ich
Diese in jenem; das Ziel bleibt, nur der Wege sind zwey.

42.

Die Mansfelder.

Hier muss das Monument des grofsen
Luther sich zeigen;
Denn hier lebt' er als Kind — das
war das Gröfste an ihm.

43.

Der Freymüthige und die Elegante.

Schätzchen, gieb mir die Hand! Was hilft
das ewige Hadern?
Ist ja der Eine nun todt, der uns so
lange entzweyt!

44

Der Europäische Aufseher.

Überall richtet sich hin mein vielumfassendes Auge;
Fehlt es am richtigen Blick, geb' ich doch Worte genug.

45.

Die Literaturzeitungen.

Eine war nicht genug; jetzt hauset in mancherley Buden
Donna Kritik; so hat jede Partey ihr Asyl.

46.

Die allgemeine deutsche Bibliothek.

Lasst mich ruhen, ihr Herrn! ich liege
ja schon *in agone*.
Nun so ruhe denn sanft! Sünder, genade dir Gott!

47.

Der gestrenge Richter.

Klein, unwissend und stolz — ist wahr —
das bin ich; doch nennt mich
Grofs, bescheiden und klug — mach' ich es gnädig mit euch.

48.

Die neueren Philosophen.

Tief ergründen wir alles, und wär' es noch so verborgen,
Ziehn wir es dennoch ans Licht, um — uns zu zanken darob.

49.

Die älteren Philosophen.

Unser Ruhm geht dahin durch diese neuen Gesellen;
Skeptisch — dogmatisch — verfängt unsre Sophia nicht mehr.

50.

Der grofse Haufe.

Philosophirt nur, ihr Herrn! — wir essen, trinken und schlafen;
Ewig gültig ist doch diese Sophia allein.

Zweytes Funfzig.

51.

G —— E.

Schlechtes schrieb ich mit unter; doch ist's
gut genug für den Pöbel,
Und der Schmeichelnden Heer nimmt
es für göttlich doch hin.

52.

SS —— LL.

Mühsam drechseln wir alles mit manchen
Lizenzen; und dennoch
Unsere Poesie ist die poetischeste.

53.

K —— E.

Manchmal fehlt es mir wohl an Witz und
Dezenz und Erfindung;
Aber das Publikum klatscht und der
Verleger bezahlt.

54.

M —— L.

Hab' ich die Wissenschaft und Kunst nur flüchtig berühret —
Thut nichts, bin doch gewandt, vieles zu sprechen davon.

55.

I — N. P — L.

Vieles, was ich euch biete, ist albern, platt und geschmacklos;
Aber ich bin ein Genie, drum ist mir alles erlaubt.

56.

F —— K.

Wieland posaunte mich aus; da floss die satyrische Ader;
Aber die karge Natur hat sie bald wieder gestopft.

57.

V —— S.

Liefs' ich andern viel Ehre, so wäre so glänzend mein Ruhm nicht;
Schmälerst du fremdes Verdienst, wächst dir's am eigenen zu.

58.

B —— R.

Was ich schreibe, vermag ich mit vielen
Noten zu würzen;
Ist am Fleische nicht viel, nehmt mit
der Brühe vorlieb!

59.

W —— F.

Was unächt ist, vermag ich mit spüren-
der Nase zu wittern;
Wird auch das Achte verbannt, zeig'
ich dabey doch den Witz.

60.

W —— L.

Geister hab' ich gesehn! aus überirdischen Welten
Kam die Gattin zu mir; aber mir selbst fehlt der Geist.

61.

W —— D.

Alter schwatzet so gern; drum nehmt's nicht übel, ihr Leser,
Dass ich vom närrischen Kauz habe so vieles geschwatzt.

62.

A —— Z.

Alles, was da geschah', hab' ich prophetisch verkündet;
Drum, Politiker, merkt, was euch Minerva gebeut!

65.

W —— N.

Rückwärts muss die Geschichte des Weltalls Lauf prophezeien;
Darum ziemet ihr auch hoher prophetischer Schwung.

64.

N —— I.

Gundibert, dicker Mann und Herr Magister Sebaldus
Geben unsterblichen Ruhm, hat mich gleich Fichte zermalmt.

65.

B —— R.

Jesuitisches Volk und Rosenkreutzer-Gesindel!
Überall spür' ich euch auf, treibt ihr's auch noch so geheim.

66.

W —— R.

Pläne kann ich doch machen, wiewohl
mir fehlet die Einsicht;
Nennt mich nur nicht so laut einen
erbärmlichen Wicht.

67.

H —— S.

Endlich bin ich, Gottlob! doch von den
Todten erstanden;
Was Berlin mir entriss, giebt man
mir wieder in Kiel.

68.

G —— Y.

Gieb für die Philosophen uns lieber den Mönch und die Nonne!
Jener gewähret dir Schutz, diese verkürzt uns die Zeit.

69.

B —— L.

Nun ich die Jakobiner in allen Gestalten entlarvet,
Nehm' ich des Papstes mich an und des geheiligten Rechts.

70.

P —— Z.

Sume vom Fremden recht viel und *adde*
ein wenig vom Eignen —
Siehe *in nuce* die Kunst, wie man
ein Buch fabrizirt.

71.

C —— E.

Was für abscheuliches Deutsch spricht
dieser erbärmliche Witzling!
Hat er denn gar nicht gehört, wie ich
die Sprache gefegt?

72.

W —— G.

Taunisch müsset ihr zählen, wenn ihr vernünftig wollt zählen;
Dodekadik, fürwahr! ist die erhabenste Kunst.

73.

H —— D.

Kann ich auch nicht für euch, ihr Lieben, das Leben verlängern,
So verlängr' ich's für mich, wird mir die Mühe belohnt.

74.

R —— B.

Ihr kuriret nicht recht! viel besser verstehʼ ich das Handwerk;
Asthenie und Sthenie stehen mir stets zu Gebot.

75.

G —— L.

Zeige den Schädel mir nur mit seinen Hügeln und Thälern —
Sagʼ ich dir gleich auf ein Haar, ob du ein Galgenstrick bist.

76.

W —— R.

Tausend Gehirne sezirt und keine Organe gesehen —
Drum ist alles nur Wind, was da der Doktor erzählt.

77.

S —— S.

Jenen empirischen Gimpel will ich zum Schweigen wohl bringen;
Was der von hinten erbaut, das destruir' ich von vorn.

78.

J —— B.

Mit der Philosophie ist nun nichts mehr
zu lukriren;
Darum lehr' ich den Staat, wie er am
meisten lukrirt.

79.

S —— T.

Alles in der Natur ist dem Zitterstoffe
entsprossen;
Selbst die geheimste Schrift kann ich
enträthseln dadurch.

80.

C —— N.

Glücklicher Sterblicher ich! zweymal von
der heil'gen Sorbonne
Mit dem Huthe geziert! muss ich nicht
heilig nun seyn?

81.

K —— T.

Nichts ist, der Raum und die Zeit als leere
Form der Erscheinung;
Bis zum Dinge an sich reichet nicht
Sinn noch Verstand.

82.

K —— aner.

Recht hat der Meister gesagt! drum
schwör' ich: Jeder Gedanke,
Jeder Buchstab' ist wahr, hat ihn nur
Kant produzirt.

83.

A —— aner.

Trügliches Blendwerk ist's, was der Kö-
nigsberger gelehret;
Was er erfand, ist nicht wahr, oder,
was wahr ist, nicht neu.

84.

B —— I.

Denken müsst ihr, wie ich, des ächten
Prius Erfinder!
Wiederholet nur A ewig in A, A A,
A . . . . . .

85.

R —— D.

Hierhin und dorthin bewegt, wie vom Winde schwankendes Schilfrohr,
Hat mich nun Bardel's Verstand ganz von Verstande gebracht.

86. S — E.

86.

S —— E.

Zweifelt an allem, was euch die andern
dogmatisch verkünden!
Nur bezweifelt mir nicht, was ich
euch skeptisch gelehrt!

87.

B —— K.

Auf den richtigen Punkt will ich euch
stellen, ihr Leser!
Stellt ursprünglich nur vor, gleich
wird euch werden ein Licht!

88.

F —— E.

Sonnenklar hab' ich bewiesen, dass Ich
das Nicht-Ich erzeuget;
Hat sich nur jenes gesetzt, setzt es
gleich dieses dazu.

89.

S —— G.

Eins ist Alles und Alles ist Eins! den
Unterschied lass' ich:
Ich bin der Weise allein, Narr ist,
wer mir widerspricht!

90.

W —— R.

Seht mir den Herrn Kollegen! Er will
allein dominiren;
Klüger bin ich jedoch, war ich sein
Schüler gleich sonst.

91.

B —— K.

Niemand will sich — ach Gott! — der
Apodiktik erbarmen,
Darzustellen recht klar, was ich in
Dunkel gehüllt.

92.

A —— T.

An den Worten nur fehlt's und an der künstlichen Theilung;
Darum nennet und trennt alles, so wie ich's gethan!

93.

R — T und W — S.

Praktisch haben wir endlich das wahre Reale gefunden;
Praktisch denket mit uns, gleich wird euch alles real!

94.

K —— G.

Aller Idealismus und Realismus ist eitel;
Synthetismus allein führet euch glücklich zum Ziel.

95.

F —— S.

Reinhold, Fichte und Schelling sind nichts als eitle Sophisten;
Mein evidentes System zeigt mich als wahren Sophos.

96.

B —— Z.

Was die Herren da schwatzen! — der Magen und noch was thut alles;
In zwey Gliedern allein hangt die moralische Welt.

97.

M —— R.

Rnnd wie die Kugel ist mein System; ihr könnt's nicht erfassen;
Setzet ihr etwas, sogleich ist auch ein Gegensatz da.

98.

E —— R.

Wie Sophia sich selbst in Nicht-Sophia gestaltet,
Hab' ich gewiesen; darob ging die Sophia mir aus.

99.

M —— R.

Mitten im Wendepunkte belehrt mich die keusche Luzinde,
Selbst Unheiliges sey heilig im Schoosse des All.

100.

T — Y und C — S.

Wir analysiren euch aller Ideen Geheimniss
Oberflächlich und leicht, wie es dem
Franzmann geziemt.

Epilog.

Basta, ihr kleinen Spötter! begebt euch nun friedlich nach Hause,
Und vertändelt mir nicht des Lebens erhabne Bedeutung!
Wechseln nur darf der Scherz mit dem Ernste des menschlichen Strebens.
Drum wer beydes versteht, wird gern Verzeihung gewähren.

Dialog

zwischen

A. dem Verfasser vorstehender Verse

und

B. dem Verfasser nachfolgender Noten.

Kann auch als Monolog betrachtet werden.

B.

Also drucken willst du diese Verse lassen?

A.

Ja! und was noch mehr ist, du sollst Noten dazu machen. Denn es ist gar zu hübsch, sich noch bei Lebzeiten kommentirt zu sehen.

B.

Das werd' ich wohl bleiben lassen! Man hat genug eigne Sünden zu verantworten. Warum soll ich mich fremder theilhaftig machen?

A.

Sünden? Seit wann ist es denn Sünde geworden, Scherz zu treiben und Satyren zu machen?

B.

Alles mit Maafse, lieber A. Wolltest du blofs das erste Funfzig drucken lassen, so hätt' ich nichts dawider. Denn wenn die Satyre hübsch beym Allgemeinen stehen bleibt, so braucht sich niemand dieselbe anzunehmen, sondern jeder kann nach Herzens Lust mit einstimmen. Aber das zweyte Funfzig ist durchgehends persönlich, individuell-persönlich; und das verändert die Sache gar sehr. Personal-Satyre ist verhasst, und mit Recht, weil sie selbst gehässig ist.

A.

Allerdings, wenn sie den moralischen Charakter des Menschen an den Pranger stellt und zum Pasquille wird. Aber bedenke doch! es sind ja lauter literarische und artistische Dinge, die hier berührt werden, wobey jener Charakter ganz aus dem Spiele bleibt. Wer Bücher oder Kunstwerke als Produkte seines Geistes öffentlich ausstellt, der fodert selbst jedermann zum Richter über sich auf. Wenn ich also in dieser Hinsicht diesem und jenem gewisse Schwächen oder Thorheiten vorrücke, so will ich damit gar nicht läugnen, dafs er übrigens vielleicht ein scharmanter, braver, verdienstvoller und achtungswerther Mann sey.

B.

Das mag seyn! Aber auf einmal so eine Menge von Stachelreden gegen so viele Individuen in die Welt schicken, das ist doch zu arg.

A.

Also darin soll der Fehler liegen? Aber nimm doch nur den ersten besten Jahrgang irgend eines kritischen Journals und blättre ihn durch, so wirst du in demselben noch weit mehr Stachelreden gegen einzelne namentlich aufgeführte Personen als Urheber von wissenschaftlichen und Kunstprodukten ausgesprochen finden. In der Generalnorm für die in die (Hallische) allgemeine Literaturzeitung einzurückenden Rezensionen (welche Norm,

wie

wie du weifst, jedem Rezensenten beym Antritte seines Richteramtes eingehändigt wird) heifst es sogar ausdrücklich: „Es „darf, wenn sich der Rezensent nur kei„ne Personalien, die die Schrift ihm „nicht selbst angiebt, einzumischen „erlaubt, ihm niemand den Ton vorschrei„ben, den er für seine Rezension wählen „solle. Ist dieser Ton nur überhaupt „ein guter Ton, so mag der Tadel „übrigens rauh oder mild, ernsthaft „oder spöttisch, offen oder ver„steckt seyn, dieſs ist alles willkür„lich.“ — Wenn es nun jedem Beurtheiler wissenschaftlicher und Kunstprodukte erlaubt ist, deren Urheber rauh oder mild, ernsthaft oder spöttisch, offen

oder versteckt zu tadeln, je nachdem ihm dieser oder jener Ton beliebt, warum soll denn mir nicht frey stehn, ein gleiches zu thun?

B.

Mit deiner Erlaubniss, ein Unterschied findet hier doch statt. Jene machen von ihrer Befugniss nur so im Kleinen und Einzelnen Gebrauch, indem sie ihre scherzhaften und satyrischen Einfälle blofs gelegentlich (ἐπὶ τὸ παρόν) mit unterlaufen lassen und dabey immer von Amts und Berufs wegen handeln. Du aber treibst die Sache ins Grofse und Ganze, und ohne dazu von jemanden autorisirt zu seyn. Dadurch gewinnt die Sache ein ganz andres Ansehen. Oder weifst du

nicht mehr, wie die Xenien (berüchtigten Andenkens) aufgenommen und wie übel den Verfassern diese Spiele des leichtfertigen und muthwilligen Witzes gedeutet wurden?

A.

Dacht' ich's doch, dass du mich daran erinnern würdest! Aber so macht ihr's. Wenn ihr etwas nicht aus Gründen verdammen könnt, so stellt ihr es mit etwas anderem in Parallele, was schon in der Verdammniss begriffen ist, um es in gleiche Verdammnifs hinab zu ziehen. Es fragt sich aber noch, ob nicht ein geschickter *Advocatus diaboli* auch zur Entschuldigung der Xenien etwas vorbringen könnte. Doch, ich will dir diese

preisgeben, und blofs erwiedern, was du vorhin sagtest: „Mit deiner Erlaubniss, „ein Unterschied findet hier doch statt.“

B.

Etwa, dafs die Xenien ungleich witziger waren, als deine Distichen?

A.

Ich danke für das Kompliment! — doch davon ist hier die Rede nicht.

B.

Oder, dafs die Xenien zuweilen nicht blofs leichtfertig und muthwillig, sondern auch ungezogen und pöbelhaft waren?

A.

Auch das will ich jetzt nicht urgiren, ob ich mich gleich mit Recht darauf berufen könnte, dafs in meinen Distichen

weder von Ochsen und Eseln die Rede ist, noch irgend jemand mit dem Staubbesen gezüchtigt oder gar gebrandmarkt wird.

B.

Nun, worin bestände denn sonst der Unterschied?

A.

Darin, dafs die Xenien zu Gunsten der einen Partey wüthend über die andre herfielen und jene auf Unkosten dieser erheben wollten. Das war es eigentlich, was damals alle rechtlichen Leute gegen jene Spötter empörte. Von dieser Schuld sind, denk' ich, meine Distichen frey. Sie züchtigen Thorheit und Schwäche, wo sie sie antreffen, an Freund

oder Feind, oder vielmehr, sie haben in dieser Rücksicht weder Feind noch Freund. Mithin bleib mir mit jener Parallele vom Leibe!

B.

Das merk' ich wohl, dass deine Distichen weder Freund noch Feind kennen; denn du hast leider mich selbst nicht verschont. Desto übler wird dir's aber gehen, wenn man dich als Verfasser kennen lernt. Denn so hast du's mit allen Parteyen verdorben. Beschwere dich also nur nicht, wenn man dich mit gleicher Münze bezahlt!

A.

Das soll mir nicht einfallen. In diesem Punkte bin ich apathisch, wie ein

Stoiker; und was noch mehr, ich lache sogar aus Leibes Kräften mit, wenn jemand über mich mit doppelter und dreyfacher Laune scherzt.

B.

Nun meinetwegen, wenn du so stoisch und demokritisch zugleich gesinnt bist! Indessen — wiewohl du es nicht um mich verdient hast — wollt' ich dir doch den freundschaftlichen Rath geben, wenigstens Einige von den Geneckten, besonders die Schreyer und Tonangeber, aus dem Spiele zu lassen.

A.

Eben die gehörten vorzüglich hierher. Überhaupt, mein Lieber, hätt' ich so denken wollen, so hätt' ich das ganze

Ding lieber bleiben lassen. Ich weiſs es recht gut, jeder lacht wohl gern über Andre mit und findet es ganz allerliebst, wenn besonders dieser oder jener von seinen Gegnern mitgenommen wird, woferne nur er selbst und allenfalls noch dieser oder jener *cher ami*, in dem er sich selbst wieder findet, aus dem Spiele bleibt.

B.

Wohl wahr! Aber noch eins, lieber Freund, was du gar nicht beachtet zu haben scheinst. Gesetzt auch, daſs dir alle, welche du hier persönlich angegriffen hast, diesen Angriff vergäben, so fürcht' ich doch, daſs Mancher von denen, die du mit Stillschweigen übergangen hast,

dieſs dir wenig Dank wissen und wohl gar noch viel übler nehmen wird, als wenn du ihn recht tüchtig durchgezogen hättest. Denn Mancher hört und sieht sich gar zu gern erwähnt, sollt' es auch eben nicht im Guten seyn. Man betrachtet sich dann als einen Märtyrer der Wahrheit, als Einen, der verkannt und misverstanden wird.

A.

O! was das anbelangt, da will ich wohl Rath schaffen. Schenkt mir der Himmel nur Leben und Gesundheit, und erlauben es meine ernstern Berufsstudien, so schick' ich wieder einmal ein zweytes, drittes oder viertes Hundert in die Welt, worin nach und nach alle an die Reihe kommen sollen. Mittlerweile werd' ich

in einer gelehrten Zeitung eine Subskripzion eröffnen, damit diejenigen, welche gern zunächst erwähnt seyn möchten, ihre werthesten Namen unterzeichnen können.

B.

Nun wenn das so ist, so werden sie dir wohl vergeben. Und so will ich denn auch in Gottes Namen wagen, die verlangten Noten zu deinem Texte zu machen, jedoch einzig unter der Bedingung, dass du mir Vollmacht giebst, zu sagen, was mir beliebt, wenn es auch dir selbst nicht behagen sollte.

A.

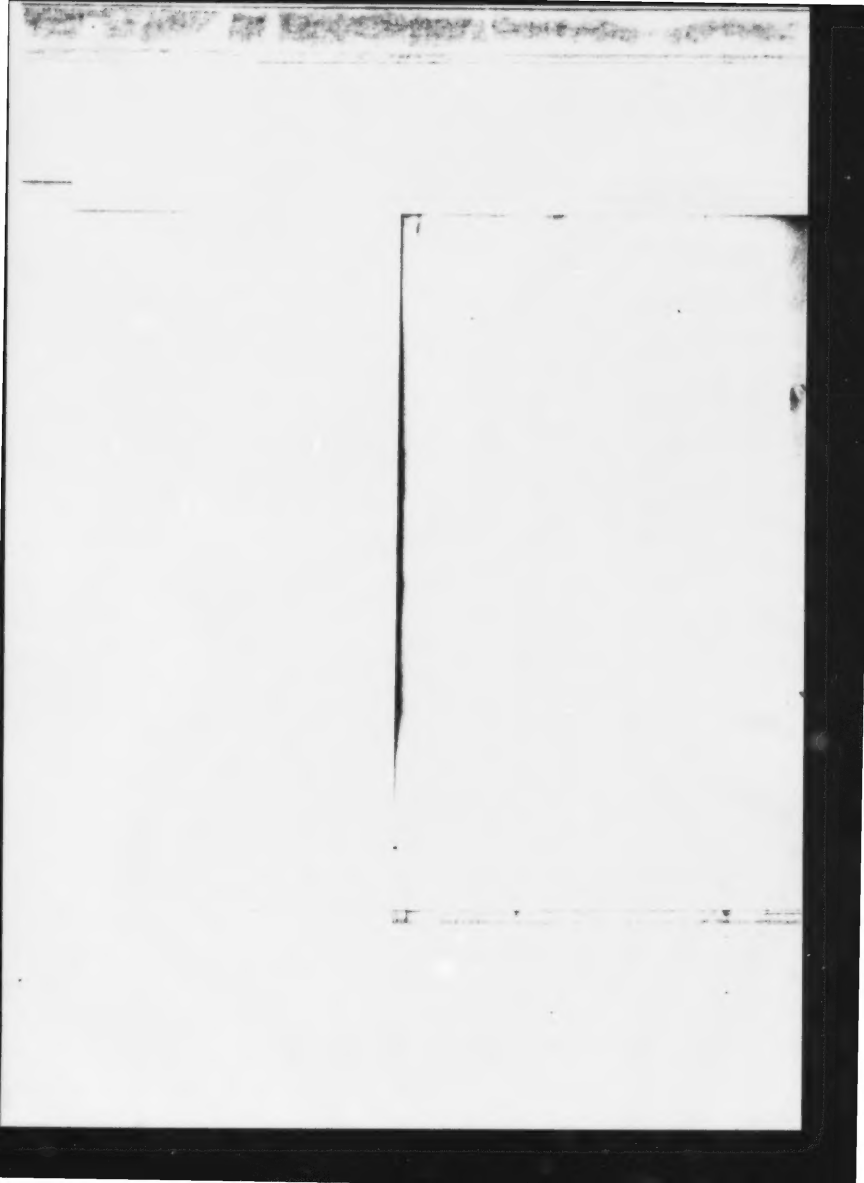
Die uneingeschränkteste geb' ich dir.

Anmerkungen in Prose

für die,

welche deren bedürfen.

Die Zahlen weisen auf die Distichen zurück.



Erklärung des Titels.

Alle Philologen behaupten, Distichen sey ein ursprünglich griechisches Wort, zusammengesetzt aus δις, zweymal, und στιχος, ein Vers oder eine Zeile, bedeute also zweyzeilige oder ein paar Verse; und in diesem Sinne scheint auch der Verfasser dieser Distichen das Wort genommen zu haben. Allein ich bin ganz andrer Meynung und beschuldige hiermit alle Philologen und den Verfasser

der Distichen selbst vor der ganzen Welt der krassesten Unwissenheit. Distichen ist ein ächt deutsches Wort, zusammengesetzt aus Distel und stechen, indem das *l per syncopen* weggefallen, das vorletzte *e* aber in *i* verwandelt ist, und — wie ein Januskopf zugleich vorwärts und hinterwärts sieht — so auch das *st* zur ersten und zweyten Sylbe zugleich gehört. Das Wort sollte also eigentlich Dist-stichen geschrieben werden. Da nun eine Distel ein sehr schlechtes Gewächs und das Stechen eine sehr grobe Realinjurie ist, so heifsen Distichen so viel als: sehr schlechte Verse, wodurch andre sehr grob beleidigt werden. Diese nagelneue etymologi-

sche Erklärung kann sowohl den Herren Sprachfegern die Mühe ersparen, für jenes Wort ein rein deutsches zu suchen, weil es schon durchaus rein ist — man müsste denn etwa verläumderisch sagen, dass stechen das griechische στιγω oder στιχω sey — als auch für eine kurze Rezension gelten und so den hochgeneigten Herren Rezensenten die ersprieſslichsten Dienste leisten, indem sie in jener Erklärung ein Thema haben, worüber sie die herrlichsten Variazionen komponiren können, besonders wenn etwa einer oder der andre von ihnen auch mit gestochen seyn sollte.

1.

Was der Verfasser mit diesem Distichon

sagen will, begreif' ich nicht. Es ist mir zu hoch, und daher behaupt' ich, es hat gar keinen vernünftigen Sinn. Zwar fällt mir eben ein, dass ein im Waldgebirge befindlicher Löwe auf griechisch ὁ κατὰ λασιν heifsen würde; ferner, dass in den Stellen alter Autoren, wo diese Worte vorkommen, einige Kritiker die Lesart κατα πολιν in Vorschlag bringen, wodurch sie einen über Städte Herrschenden andeuten wollen. Allein dieser gelehrte Krimskrams macht (wie gewöhnlich) die Sache nur noch dunkler und verworrener. — Was die Wörter: *Lusnok* und *Resyak* betrift, so sind sie, wie ihnen auch jeder Kenner gleich auf den ersten Blick ansehen wird, ägypti-

ägyptischen Ursprungs. Man hat sie erst kürzlich in der dreyfachen Inschrift gefunden, welche neuerlich bei Rosette in Ägypten entdeckt worden ist. Aus dieser Inschrift erhellet nämlich, dass jene Wörter Ehrentitel des PTOLEMÄUS EPIPHANES waren, dass das erste ungefähr einen Berather oder was wir etwa einen Bürgermeister nennen, und das zweyte einen Befehler oder was die Römer etwa einen *Imperator* nannten, bedeutet, und dass, weil der gute PTOLEMÄUS und seine Gemahlin nebst seinen und ihren Brüdern, Schwestern, Vettern, Muhmen, Schwägern und Schwägerinnen, desgleichen auch die ägyptischen Priester, der Meynung waren, es sey leichter zu be-

fehlen als zu berathen und imponirender, ein Oberbefehlshaber als ein Bürgermeister zu heifsen, PTOLEMÄUS den Titel *Resyak* annahm, statt des Titels *Lusnok*, den er vorher geführt hatte. — Sollte nun etwa der Verfasser in diesem Distichon dem guten PTOLEMÄUS jene so heilsame Maafsregel haben vorrücken wollen, so hätte er es etwas früher thun sollen, da jetzt der ägyptische *Resyak* mit seiner ganzen Sippschaft längst vermodert ist, und heutzutage solche Titelveränderungen ganz aus der Mode sind.

2.

Einige Naturforscher meynen, der kleine Vogel, welchen wir Zaunkönig *(regulus, al. passer troglodytes)* nennen,

führe darum den Königstitel, weil der Schöpfer an ihm seine Macht im Kleinen habe beweisen wollen. Wieferne dieſs passend sey, wag' ich nicht zu entscheiden.

3 bis 13.

S. die neueste Geschichte. Wollte etwa jemand aus derselben eine neue Litaney zusammensetzen, so müssten nun wohl endlich einmal die Türken und der Papst daraus entfernt und statt derselben ganz andre Namen gesetzt werden.

14.

S. die neuesten Streitschriften in Sachen wider und für die Juden, von Grattenauer u. s. f. Das Resultat derselben möchte etwa seyn: Schlecht ist

der grofse Haufe der Juden, aber wer hat ihn so schlecht gemacht?

15.

Der heilige Orden der Böhmisten in seiner neuen Verklärung ist bekannt genug. Wer den Meister näher kennen lernen will, nehme das 1ste Stück des 1sten Bandes vom Biographen (Halle, 1802. 8. S. 107 ff.) zur Hand.

16 und 17.

S. das alte und neue Testament — die symbolischen Bücher aller Parteyen — die Dogmengeschichte und Kirchengeschichte. Wird man so vieldeutige Ausdrücke, wie Orthodoxie und Heterodoxie, nicht bald ganz antiquiren?

18 und 19.

S. Kant, über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis — in der Berl. Monatsschr. 1793. Sept. vergl. mit Genz's Nachtrag dazu — ebend. Dez. und Rehberg's Abhandlung über das Verhältniss der Theorie zur Praxis — ebend. 1794. Febr. — — Einseitige Theorie und handwerksmäfsige Praxis sind zwey Schönen, die sich aus lauter Eifersucht beständig die Augen auskratzen möchten.

20 bis 41.

bedürfen keiner Erläuterung. Sie sprechen sich selbst aus. Bey Nr. 30. fällt mir folgende Anekdote ein: Wissen Sie — sagte der Schauspieler Dax-

court zum Pater Laruë — den Unterschied zwischen Ihnen und mir? — Sie sind Komödiant des Papstes, ich bin Komödiant des Königs. S. *Journal historique ou mémoires critiques et littéraires depuis* 1748 *jusqu'à* 1751 *par* Ch. Collé.

42.

Da der Projekte zu einem Denkmale für Luther schon so viele gemacht worden sind und ein Projekt um so besser ist, je weniger es ausgeführt werden kann, so will ich auch folgenden Projektbeytrag liefern: Man baue über die Elbe bey Wittenberg eine steinerne Brücke mit schönem eisernen Geländer, in der Mitte zwey Ausbiegungen auf beyden Seiten, und hier stelle man auf der einen

Seite Luther's, auf der andern Melanchthon's Bildsäule in Bronze auf *). An

*) Da *Luther* das Denkmal doch wohl blofs um der Reformazion willen erhalten soll, diese aber das Resultat der vereinigten Würksamkeit beyder Männer ist, indem sie ohne *Melanchthon's* Mitwürkung schwerlich je zu Stande gekommen seyn würde: so scheint mir jedes nur zu *Luther's* Ehren berechnete Monument eine Ungerechtigkeit gegen das gleiche Verdienst zu seyn. Vielleicht sind auch um deswillen die Beyträge so sparsam eingegangen. Der gebildete Theil der deutschen Nazion weifs es sehr wohl, dafs er die Wohlthat der Reformazion dem Pfälzer eben sowohl als dem Mansfelder zu danken hat. Wo soll dann aber das Monument stehen? Weder in Eisleben oder Mansfeld, noch in Brettea oder Pforzheim, wo jene Männer geboren wurden und als Kinder lebten, sondern da, wo sie als Männer gemeinschaftlich lebten und würkten. Wollt ihr also grofse Männer wahrhaft ehren, so gebt eure kleinlichen An- und Absichten auf, und die Nazion wird euch dann auch unterstützen.

diesem Platze, wo sich die Straßen zwischen Berlin und Leipzig, Dresden und Magdeburg kreutzen, könnte das Monument jährlich von tausend Reisenden frey beschauet werden. Oder will und kann man darum nicht erst eine neue Brücke bauen, so stelle man jene Bildsäulen an einem andern in oder um Wittenberg gelegenen Platze auf. Denn dieser Stadt gehört das Monument ohne alle Widerrede an. Will man es aber in irgend einer unbesuchten Gegend, wo Luther zufällig auch einmal war, errichten, so wäre der Vorschlag des D. *Krall* in Eberhardt's Taschenbuche zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden der allerbeste. Eine solche Windmühle

könnte wenigstens weit und breit gesehen werden.

43.

Schade, dass der kurzweilige Federkrieg zwischen dem Freymüthigen und der Eleganten seit Spazier's Tode aufgehört hat! Das Publikum bekam dadurch doch etwas zu lachen.

44.

Hoch steht der Aufseher wenigstens; denn er ruht auf den Schultern des Atlas (Berge). Hätt' er nur eine gute Brille!

45.

Hätte doch der Verfasser über diesen Punkt lieber ein ehrerbietiges Stillschweigen beobachtet und nicht an das unlängst aufgeführte Lustspiel, der Streit der

Literaturzeitungen, erinnert! Da was erregt die Galle und macht böses Blut. Mir fällt dabey, ich weifs nicht wie, die Stelle aus der Äneide ein, wo es von den Dienern des Äolus heifst:

Venti velut agmine facto
Qua data porta ruunt et terras turbine perflant,
Incubuere mari, totumque a sedibus imis
Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis
Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.

Wehe dem Schiffchen, über das diese Winde herfallen! — Ob das neuerlich angekündigte allgemeine Vereini-

gungsblatt der kritischen Literatur den Sturm beschwören oder vermehren wird, steht zu erwarten.

46.

Da der Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr bald bevorstehendes, Gott gebe! seeliges Ende selbst angekündigt hat, so ist nichts billiger, als dass alle ihre kritischen Kolleginnen die fünfte Bitte mit ihr am Sterbebette beten: Und vergieb uns unsre Schuld u. s. w.

47.

Dieses Distichon geht natürlich nicht auf die deutschen Richter in Literatur- und Kunst-Sachen — denn die sind insgesammt grosse, ein-

sichtsvolle und bescheidne Männer — sondern auf die französischen, englischen u. s. f.

48.

Welche Philosophen mag der Verfasser wohl neuere nennen? — Da fast alle Messen eine allerneueste Philosophie erscheint und die nächst vorhergehende antiquirt, so dürfte jene Frage schwer zu entscheiden seyn. Indessen wird der Zank wohl nun bald aufhören, da unlängst Einer von den Neueren, der aber auch schon antiquirt ist, einen Aufruf an Deutschland's Philosophen hat ergehen lassen, der unter ihnen herrschenden Anarchie und Antipathie ein Ende zu

machen. S. Germania an ihre Philosophen; ein Quasi-Programm von Kayo.

49.

Wen der Verfasser hier meine, weifs ich eben so wenig zu sagen. Die Herren Eberhard, Feder, Meiners, Platner u. A. sind viel zu weit über alle Eitelkeit erhaben, als dass ihnen der Ruhm jüngerer Philosophen im geringsten wehe thun sollte.

50.

Prosit!

51.

S. Göthe's Epilog zu Schiller's Todtenfeyer, und manches andre Produkt dieser Meisterhand. Wer kann auch immer Gutes liefern! Leute von Stand

insonderheit dürfen sich schon zuweilen gehen lassen.

52.

S. das Athenäum der Gebrüder Schlegel, worin unter andern schönen Sachen auch eine vortreffliche Theorie der Poesie enthalten ist, deren oberster Grundsatz das Postulat ist: Die Poesie soll poetisch seyn! Nach dieser gründlichen Theorie ist auch die herrliche Elegie von August Wilhelm Schlegel gemacht, welche Rom überschrieben ist und in welcher Pentameter wie folgende vorkommen:

V. 28.

Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.

V. 66.

Veji ins Antlitz bot, kommen gefährlichere.

V. 86.

Bildniss' im Vorsaal euch; immer entartetere.

Vermuthlich hat sich der Verfasser der Distichen in dieser Nummer jene wohllautenden Pentameter zum Muster genommen. Glücklich, wenn er hinter einem so erhabnen Muster nicht zu weit zurückgeblieben ist! — In Ansehung des Titels jener Elegie ist noch zu bemerken, dass er eigentlich und vollständig heifsen sollte: Kompendium der römischen Geschichte als ein neuer Versuch poetischer Musiv-Malerey in Hexameter und Penta-

meter gestellt durch A. W. S. — Möchte sich doch irgend ein Freund der lieben Schuljugend finden, der dieses schöne Kompendium mit Noten *ad modum Minelli* zum Nutzen und Frommen derselben herausgäbe!

53.

S. Kotzebue's Almanache dramatischer Spiele und andre seiner Produkte, besonders *Carolus Magnus*, in welchem sich die *vis comica* ganz vorzüglich durch kräftige Zweydeutigkeiten aussprechen soll — ich sage: soll, weil ich leider noch nicht so glücklich gewesen bin, zur Anschauung dieses neuen Kunstwerkes zu gelangen. Nachrichten aus Königsberg in Preufsen besagen, dass es daselbst

daselbst nicht wohl aufgenommen worden sey — ein Beweis, dass das dasige Publikum noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung steht, wiewohl es von Kotzebue selbst im Freymüthigen als ein zwar gebildetes, aber nicht überbildetes Publikum gelobt wurde. Wer hat nun Recht?

54.

S. Merkel's Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur, und Dessen Aufsätze und Kritiken in Ernst und Scherz und dem nun damit verbundenen Freymüthigen, verglichen mit der Schrift: *Garlieb Merkel* als Schriftsteller und Kritiker in den Briefen u. s. w. vor das Forum der

Kritik, Philosophie und Kunst gezogen von C. G. Schelle.

55.

S. Johann Paul Friedrich Richter's Hesperus, Titan u. s. w. u. s. w. nebst Dessen Vorschule der Asthetik, in welcher der Verfasser nur zu bemerken vergessen hat, dass eine bizarre Manier, weithergeholte Bilder und Vergleichungen, ein überall, und darum oft sehr übel, angebrachter Prunk von Kollektaneen-Polyhistorie eben keine ästhetischen Vorzüge eines Kunstwerkes sind. Aber das sind Kleinigkeiten! Sind doch die Damen recht entzücket über die vielen schönen Sachen, von denen sie — kaum die Hälfte verstehen.

56.

Seit der deutsche Merkur Herrn Falk als ein neues satyrisches Gestirn am poetischen Himmel dem Publikum zeigte, hat sich der arme Mann in seinen Taschenbüchern für Freunde des Scherzes und der Satyre fast zu Tode gescherzt und satyrisirt. Deswegen hat er auch nun diese Taschenbuchsfabrikazion, welche alljährlich seinen Witz in starke Kontribuzion setzte, aufgegeben und versprochen, statt jener Taschenbücher herauszugeben: „Grotesken, Satyren und Nai„vitäten, mit Umrissen nach *Raphael*, „*Michel Angelo*, *Teniers* und andern „alten Meistern.“ — Heiliger *Raphael* und *Michel Angelo!* wie mögen eure

Umrisse zu den Grotesken, Satyren und Naivitäten kommen! Sollen sie etwa blofs als Beyläufer die Käufer locken? oder soll in jener Verbindung selbst etwas recht Erz-Groteskes, Satyrisches und Naives als Frontispiz hervorstechen? Das mögen die Götter wissen! — In diesem Magazine nun — denn so nennt es die Ankündigung auch — sollen folgende Kuriositäten und Raritäten aufgeschüttet werden: „Beschreibungen lustiger Volks-„feste, Jahrmarktspossen, kleine originale „Stücke im schwäbischen und andern „Volksdialekten, geistliche und weltliche „Komödien, Christmetten, Osterfeyern, „Hofgalla, Anekdoten von Hofnarren „und Pritschmeistern aller Art, Faschings-

„lustbarkeiten, Masken, Schönbartsspiele,
„Erklärung lustiger alter Kupferstiche
„und Holzschnitte.“ — Man sieht, Herr Falk versteht die Kunst dafür zu sorgen, dass, da ihm der Scherz und die Satyre ausgegangen, es ihm wenigstens nicht an Stoff zur Füllung seines Magazins fehle. Hierbey kann ich ihm denn gleich im voraus Flögel's Schriften empfehlen, als welche für ihn ein schon recht reichgefülltes Vormagazin seyn werden.

57.

S. die Rezensionen von Heyne's Homer, Adelung's Wörterbuch, Schneider's und Hermann's Orphica in der schlechtweg allgemeinen und der Jenaer allge-

meinen Literaturzeitung, wo die eben genannten Männer recht *con amore* und *in optima forma* den literarischen Höllengöttern sakrifizirt werden. Ach! wenn Voss wüsste, wie weh es allen denen, die ihn als Dichter und Übersetzer so lieb und werth gewonnen hatten, that, ihn in dieser hässlichen Rezensentenmaske auftreten zu sehen — wie weit würde er diese Maske von sich wegschleudern, wie gern würde er die Kunst, Fehler mit gerechter Strenge aber ohne gehässige Leidenschaftlichkeit zu rügen, in seinen grofsen Kunstkreis noch mit aufnehmen!

58.

S. eine unendliche Menge von grofsen,

mittlern und kleinen Aufsätzen über alles und jedes, im Merkur, im Modejournal, in London und Paris, im Freymüthigen und Gott weifs, wo sonst noch, von Herrn Böttiger, ausgestattet mit einem noch unendlichern Notenmagazine. Das nenn' ich deutsche Gelehrsamkeit!

59.

S. Wolf's Ausgaben von verschiednen Reden des *Cicero*, besonders der *pro Marcello*, verglichen mit den Bemerkungen darüber von Wormius und Weiske. Diese Bemerkungen müssen wohl auch nicht ächt seyn und das Brandmaal der Unächtheit so offen an der Stirn tragen, dafs sie keiner Antwort werth sind.

60 und 61.

S. meiner (Wötzel's) Gattin würkliche Erscheinung nach ihrem Tode, und — Wieland's Athanasia. Dort erzählt ein Mann, der aus Mangel an innerem Geiste nur aufser sich Geist sieht, wie handgreiflich ihm seine seelige Frau ihre unsterbliche Liebe und mit dieser die Unsterblichkeit selbst demonstrirt habe; hier lässt ein geistreicher Mann zwey Herren und eine Dame über jene Geistseherey und die Geisterwelt überhaupt sich drey Abende hinter einander so lange unterhalten, bis sie — zu Bette gehen. Aber welche Zusammenstellung! Wötzel und Wieland! Kaum würd' ich sie mir und dem Verfasser vergeben,

wenn nicht der merkwürdige Umstand zu unsrer Entschuldigung diente, dass beyde Namen sich mit einerley Buchstaben anfangen und also nach alphabetischer Ordnung (oder Unordnung) immer einander nahe seyn müssen.

62 und 63.

Man hat in den neuern so erfindungs- und entdeckungsreichen Zeiten unter andern auch die wichtige Entdeckung gemacht, dass die Geschichte eine rückwärts gekehrte Prophetin sey. Es fragt sich nun, ob es besser sey, in einem historisch-politischen Journale mit Herrn von Archenholz vorwärts oder mit Herrn Woltmann rückwärts zu prophezeien — eine Frage, die ein schöner

Thema zu einer akademischen Preisaufgabe oder auch zu einer Inauguraldissertation abgeben könnte.

64.

Die unsterblichen Romane des Herrn Nicolai, welche in diesem Distichon etwas unchronologisch — Poeten muss man ein solches *Hysteron Proteron* schon verzeihen, wär' es auch nur um des lieben Versmaafses willen — aufgezählt werden, und wovon die beyden ersten sich besonders durch eine sehr gründliche — böse Mäuler sagen: donkischottische — Widerlegung der kritischen Philosophie ausgezeichnet haben, sind hoffentlich unsern Lesern eben so bekannt als die nicht minder unsterbliche Schrift des Herrn

Fichte: *Friedrich Nicolai's* Leben und sonderbare Meynungen, durch deren Herausgabe gegen das grausame Verbot der Berliner Zensur sich Herr A. W. Schlegel ein grofses Verdienst um die deutsche, an solchen geistreichen Produkten so arme, Literatur erworben, und auf diese Art sich selbst eine eben so unvergängliche Ehrenpforte errichtet hat, als er einst seinem Busenfreunde, dem Herrn von Kotzebue, bey dessen Transportazion nach Siberien errichtete. Es ist doch in der That recht herzerhebend mit anzusehen, wie die *Gens de lettres* und *Beaux esprits* einander freundschaftlich die Hände bieten, um sich gegenseitig zu — vorewigen!

65.

S. die alte und neue Berliner Monatsschrift herausgegeben von Biester.

66.

S. Wismayr's treflichen Schulplan für die pfalzbayrischen Staaten, verglichen mit der seichten Beurtheilung desselben von Voss in der Jenaer Literaturzeitung.

67.

S. die Schriften über des hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Oberkonsistorialraths Hermes Berufung von Berlin nach Kiel durch den erlauchten (= erleuchteten) Herrn Grafen von Reventlow zur Herstellung und Handhabung der Orthodoxie im Holsteinischen. Leider aber scheint es, als wenn der gute alte Mann

auch da nicht durchdringen könnte. Die Welt liegt doch gar zu sehr im Argen!

68 und 69.

Des gelehrten *Abbé* Geoffroy *Journal des debats*, jetzt *Journal de l'empire* genannt, ist wohl unsern Lesern eben so bekannt als des biedern *Abbé* Barruel *Histoire du Jacobinisme*. Letzter hat kürzlich neue Lorbern durch das herrliche Werk: *Du Pape et de ses droits religieux à l'occasion du concordat*, errungen. Erster aber ist unlängst durch die *Epitre d'un Journaliste à l'Empereur*, welche auf den Strafsen von Paris öffentlich verkauft wurde, auf eine so ausgezeichnete Art verherrlicht worden, dass ich mich nicht enthalten

kann, den Lesern die prägnantesten Stellen daraus mitzutheilen. *Sire* — hebt die Epistel an —

Sire! Sire! justice, ou bien c'est fait de nous.
Conspirer contre moi, c'est s'armer contre vous.

Nach dieser pathetischen Anrede schildert der Mann seine Verdienste unter andern auf folgende Art:

J'ai pour beaucoup d'argent promis beaucoup d'injures,
Beaucoup de déraison et beaucoup d'impostures:
N'ai-je donc pas tenu ces saints engagemens?

Ah! je les ai remplis par de-là mes sermens.
Jusqu'à l'absurdité poussant la calomnie
Je n'ai rien épargné, ni vertu, ni genie. . . . .
Avec plus de fureur j'aboie au philosophe.
Mais mon pouvoir, helas! se borne à l'apostrophe.
Je ne puis de la foudre imiter que le bruit.
J'ai bien tout attaqué, mais je n'ai rien détruit.

Nach lange fortgesetzten Lamenten dieser Art, bittet er den Kayser Maafsregeln dagegen zu ergreifen.

Si l'on n'est pas dévot, qu'on se fasse hypocrite!
Eh! que suis-je moi même? il faut suivre mes pas,
Et penser comme moi, sinon ne penser pas.
Oui, Sire, c'est trop peu de contraindre au silence:
Il faut encore, il faut empêcher, qu'on ne pense.

Daher bringt er denn folgende drastische Mittel in Vorschlag:

Brûlons le philosophe et non plus ses écrits!
A l'inquisition redemandons ses flammes!

Que

Que leur feu salutaire épure enfin les ames,
Et que partout de joie un même cri poussé
Dise: Dieu soit béni! la raison a cessé.

So hoft G. einst von sich sagen zu machen:

Saint Dominique à peine est l'égal de Geoffroy.

Unser Korrespondent sagt, der gute *Abbé* sey durch diese Epistel so aufser Fassung gebracht worden, dass er nur wenig in seiner Art darauf erwiedert habe. Wie doch so kluge und beherzte Männer zuweilen vor Gespenstern zittern können!

70.

S. Pölitz's sämmtliche philosophische, historische, theologische, anthropologische, pädagogische, ästhetische, grammatische und rhetorische Werke, verglichen mit den besten und bekanntesten philosophischen, historischen, theologischen, anthropologischen, pädagogischen, ästhetischen, grammatischen und rhetorischen Werken andrer Leute.

71.

S. Campe's sprachreinigende und bereichernde Werke, als da sind: Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung — Preisschrift über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache — Versuch einer genauern Be-

stimmung und Verdeutschung der für unsre Sprachlehre gehörigen Kunstwörter u. s. w.

72.

S. Wexsberg's Beweis, dass unter allen möglichen Zahlen- und diesen gleichartigen Theilungs-Systemen nur dasjenige das einzig vollkommne ist, in welchem jede höhere Einheit aus t a u n (zwölf) nächst niedern Einheiten besteht — und Dessen kurze Darstellung eines neuen Zahlen- und darnach angegebnen Maafs- Gewicht- und Münzsystems *). Doch hat sich der Verfasser

*) Es ist sonderbar, dass schon die alten Schweden dodekadisch zählten; daher noch jetzt das gemeine Volk in Schweden Tausend (1000) und

der armen Sünder, die noch immer das Zehnsystem oder die Dekadik brauchen, mitleidig angenommen in folgendem Werke: Erste allgemeine Rechenlehre, oder Rechenkunst für und nach jeglicher stetigen Eintheilung vermittelst der Dekadik. Dieser grofse erfinderische Kopf hat sich aber nicht blofs um die Mathematik durch jene Schriften, sondern auch um die Philosophie durch eine Allwissenheitslehre, und durch eine kurze wissenschaftliche Darstellung der Unhaltbarkeit und Grundlosigkeit sowohl des transzendental-idealistischen Systems von FICHTE, als auch

Groſstausend (1000) unterscheidet. So hat Herr WERNEBURG nicht einmal die Ehre der Erfindung. S. ARCHENHOLZ's Geschichte Gust. WASA's. I. S. 87

des Systems der eiteln Genusslehre seiner Gegenfüßler und des kritischen Systems — hochverdient gemacht.

73.

S. Hufeland's Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Ein Hauptmittel, sein Leben zu verlängern, hat aber der Verfasser übersehen, nämlich: sich über jedermann, und selbst über sein liebwerthestes Ich, zu mokiren, um stets das Zwerchfell in einer angemessenen Bewegung zu erhalten. Wir wenigstens haben dieses leicht zu habende Hausmittelchen als eine wahre Panazee befunden und wollen es daher auch andern zum beliebigen Gebrauche bestens empfohlen haben.

74.

S. Röschlaub's medizinische Schriften und Journale, worin die Brownsche Erregungstheorie so treflich bald so bald anders modifizirt und nebenboy den übrigen Ärzten, einem Hufeland, Lodfr u. A. der Text recht tüchtig wegen ihrer dicken Unwissenheit in medizinischen Sachen gelesen wird.

75.

S. die Legion von Darstellungen, Berichten und Beurtheilungen, Gall's Hirn- und Schädellehre, seine Vorlesungen darüber, und seine Besuche in öffentlichen Zucht- und Irrhäusern, betreffend. Warum der gute Mann wohl selber nichts über diese neue Lehre schreiben mag?

Ich dächte, die andern Menschenkinder, die er nicht mit seiner Gegenwart beehrt, wären wohl auch einer kleinen Belehrung werth, wenn sie auch dafür gerade keine Louisd'ors bezahlen. Oder soll die Organenlehre vor der Hand nur ein Organ oder Instrument für den Erfinder bleiben, durch den allein seelig machenden mündlichen Vortrag Geld zu verdienen?

76.

S. Walther's doppeltes Etwas über *Gall's* Lehre, das einige boshafte Menschen für ein Nichts *in duplo* haben ausgeben wollen.

77.

S. Steffen's Vorlesungen über *Gall's*

Hirn- und Schädellehre, worin der Verfasser *(stando pede et eodem loco)* dasjenige *a priori* widerlegt, was sein Gegner *a posteriori* erkundschaftet haben will. So muss es seyn! Gleich auf der Stelle angegriffen und den Gegner zu Boden geschlagen!

78.

S. Jakob's *(ci-devant* schriftlichen und mündlichen Lehrers der Logik, Metaphysik, Rechtslehre, Moral und Religionslehre — nach Kantischen Grundsätzen) Programm über Kursus und Studienplan für angehende Kameralisten — und Dessen Grundsätze der Nazionalökonomie oder Nazionalwirthschaftslehre. Hierüber hat Herr Fichte in einem seiner weiter

unten anzuführenden Werke dem Herrn Jakob folgendes Belobungsdekret öffentlich ausgefertigt: „Es verlautet, dass der „Herr Professor Jakob zu Halle die hö„here Spekulazion gänzlich verlassen habe „und sich auf die Staatswirthschaft lege, „in welchem Fache sich von seiner rühm„lichen Genauigkeit und seinem Fleiſse „viel Treffliches erwarten läſst. Er hat „sich auf diesen Fall als einen Weisen „gezeigt, indem er es aufgab, ein Philo„soph zu seyn. Ich bezeuge ihm hier„über öffentlich meine Hochachtung und „hoffe, dass jeder Verständige, der da „weiſs, was die Spekulazion ist, diese „Hochachtung theilen werde.“ — Klingt das nicht beinahe, als wenn man, um

weise zu werden, die Philosophie aufgeben müsste und als wenn der Mann, der dieſs schrieb und doch die Philosophie wohl noch nicht aufgegeben hat, auch in der Weisheit noch keine starken Progressen gemacht haben könne?

79.

S. Schmidt's Zitterstoff (Electrogen) und seine Würkungen in der Natur; wodurch der Verfasser neuerlich auch die ägyptische Hieroglyphenschrift sehr glücklich enträthselt hat, so dass uns nun die Geheimnisse der Natur und der Kunst auf einmal aufgeschlossen sind.

80.

Herr *Pastor* Clausen in Stubbekiöbbing wurde, nachdem ihn schon die theo-

logische Fakultät zu Göttingen mit dem Doktorhuthe beehrt hatte, noch einmal von der zu Kiel zum Doktor kreirt. Der Mann muſs entweder recht fromm oder recht gelehrt oder beydes zugleich seyn, da ihm diese seltne Ehre widerfahren ist. Oder hatten vielleicht die Göttinger das Ding nicht recht gemacht?

81.

Was dieser Todte hier mitten unter den Lebenden soll, begreif ich nicht. Vielleicht führt er nur als *Choragus* die folgenden Tänzer an. Also *transeat!*

82.

S. die Legion von Kommentaren, Exzerpten, Marginalien, Wörterbüchern u. s. w. die Kantische Philosophie betreffend.

83.

S. die Legion von Refutazionen, Exklamazionen, Threnodien u. s. w. dieselbe Philosophie betreffend, unter welchen, wie WIELAND im deutschen Merkur unwidersprechlich bewiesen hat, eine gewisse Metakritik das *Chef-d'oeuvre* ist, obgleich ein fader Witzling behaupten wollte, Merkur habe hier seine bekannte Amtsfunkzion eines Führers der abgeschiednen Seelen in die Unterwelt ausgeübt. S. die Schrift: Über *Herder's* Metakritik und deren Einführung ins Publikum durch den *Hermes Psychopompos.*

84.

S. BARDILI's Grundriss einer ersten

Logik, gereinigt von den Irrthümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondre; keine Kritik, sondern eine *Medicina mentis*, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophie — gewidmet der Berliner Akademie der Wissenschaften, den Herren *Herder*, *Schlosser*, *Eberhard*, jedem Retter des erkrankten Schulverstandes in Deutschland, mithin auch vorzüglich dem Herrn *Friedrich Nicolai*. — Nun läugne mir noch jemand die Gültigkeit der Lavaterschen Physiognomik! Spricht sich nicht der Geist dieses Buches durch seine Physiognomie — Titel und Dedikazion, welche hier mit diplomatischer Genauigkeit kopirt sind — recht deutlich aus?

85.

8. Reinhold's Beyträge zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie beym Anfange des neunzehnten Jahrhunderts — Dessen Anleitung zur Kenntniſs und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden — und Dessen gedruckte Korrespondenz mit dem theuren Lehrer Bardili. Man erfährt daraus unter andern, dass der lernbegierige R. das herrliche *Opus* von B. 12, schreibe zwölf, mal durchgelesen hat, um es recht *in succum et sanguinem* zu verwandeln. Dafür ist ihm denn auch die Ehre geworden, dass Herr Nicolaus Gundelach in Kassel, der von sich selbst sagt: „Ich bin kein Philosoph, auch kein

„Gelehrter in irgend einem andern Fa„che, sondern ein Kaufmann,“ und recht naiv bekennt, dass R.'s Beyträge die einzige philosophische Schrift seyen, die er in seinem ganzen Leben, und zwar aus blofser Neugierde, gelesen habe — dass, sag' ich, obbenannter Gundelach als ein würdiger Gegner desselben aufgetreten ist. S. den Wahrheitsspiegel für die Philosophen im Allgemeinen und für die Afterphilosophen im Besondern, veranlafst durch die 6 Hefte der Reinholdschen Beyträge, aufgestellt von dem Kaufmanne Nicolaus Gundelach in Kurhessen Kassel. Mögen sich nun die Herren B. und R. in diesem exzellenten Wahrheitsspiegel des Herrn N. G. spiegeln!

86.

S. (Schulze's) *Änesidemus* oder über die Fundamente der von dem Herrn Professor *Reinhold* (vormals) in Jena gelieferten Elementarphilosophie; nebst einer Vertheidigung des Skeptizismus gegen die Anmaafsungen der Vernunftkritik — und Dessen Abhandlung über den Skeptizism in Bouterweck's neuem Museum für Philosophie und Literatur.

87.

S. Beck's einzig möglichen Standpunkt, aus welchem die kritische Philosophie beurtheilt werden muss — woraus erhellet, dass das ursprüngliche Vorstellen der ächte Dittrich zur kritischen und zu aller wahren Philosophie überhaupt sey.

Das

Das Klima von Rostock muss doch sehr schlecht seyn, weil des Verfassers Philosophie, seitdem er da lebt, ganz verrostet und verstockt zu seyn scheint. Oder ist er auf seinem Standpunkte so eingewurzelt, dass er sich gar nicht mehr rühren und regen kann.

83.

S. Fichte's Wissenschaftslehre — und Dessen sonnenklaren Bericht an das gröfsere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Der Verfasser charakterisirt diesen Bericht auch auf dem Titel als einen Versuch, die Leser zum Verstehen — d. h. zum Beyfallgeben — zu zwingen. Denn nach mehrmals wiederholten Erklärungen kann man

diese Philosophie nur aus Missverstand bezweifeln und bestreiten. Die Art und Weise, wie der Verfasser die Leser zum Verstehen zwingt, erhellet sehr deutlich aus der Stelle, welche gleich nach dem oben (unter Nr. 78.) angeführten Belobungsdekrete folgt. „Möchten“ — so fährt der Verfasser fort — „möchten „doch eben so die *Abichte*, die *Buh-* „*len*, die *Bouterwecke*, die *Heusinger*, „die *Heydenreiche*, die *Snelle*, die *Er-* „*hard-Schmide* ein Fach aufgeben, mit „welchem sie sich nun sattsam gequält, „und gefunden haben, dass sie dazu „nicht gemacht sind. Legen sie sich auf „ein andres nützliches Geschäft, auf das „Brillenschleifen, die Forstverwaltung

„und das Landrecht, die Versmacherey „und die Romanenschriftstellerey, neh„men sie Dienste bey der geheimen Po„lizey, studiren sie die Heilkunde, trei„ben sie Viehzucht, schreiben sie erban„liche Todesbetrachtungen auf alle Tage „im Jahre; und kein Mensch wird ihnen „seine Achtung versagen.“ — Schade, dafs nicht nur diese Leute dem Herrn Fichte das Feld, auf dem er so gern allein herrschen möchte, nicht geräumt haben — selbst Herr Heusinger nicht, der, ob er gleich *Auctionator* in Dresden geworden, doch immer noch daselbst Vorlesungen über die kritische Philosophie hält — sondern dass sich auch sogar späterhin noch andre Leute erfrecht

haben, Herrn Fichte dieses Feld streitig zu machen und ihn fast ganz davon zu verdrängen! Furchtbare Nemesis! Musst du denn selbst den Annihilirer annihiliren?

89.

S. Schelling's Zeitschrift für spekulative Physik — Dessen (und Hegel's) kritisches Journal der Philosophie — Dessen Philosophie und Religion — Dessen Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge. Ehedem (im Systeme des transzendentalen Idealismus, Vorr. S. 9.) liefs der Verfasser die Philosophie aus zwey Wissenschaften (Transzendental- und Natur-Philosophie) bestehen, „welche die beyden ewig entge-

„gengesetzten seyn müssen, die niemals „in Eins übergehen können.“ — Seitdem er aber das absolute Identitätssystem erfunden hat, steht er auf einem so erhabnen Standpunkte, dass er gar nichts Einzelnes und Differentes mehr sieht, aufser sich selbst und einige todte Hunde um sich her, die er zu Boden gestreckt hat. Indessen hören doch diese todten Hunde (sonderbar genug!) nicht auf, von Zeit zu Zeit zu klaffen, wie man aus folgenden Schriften sieht: *Schelling's* Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts dargestellt von Köppen — Über den neuesten Idealism der Herren *Schelling* und *Hegel* — Geist der allerneuesten Philosophie der

Herren *Schelling*, *Hegel* und Komp. — und: Wie der ungemeine Menschenverstand die Philosophie nehme; an dem kritisch-philosophischen Journale der Herren *Schelling* und *Hegel* dargestellt von Zettel und Squenz, Bücherverleihern zu Buxtehude. Noch boshafter aber benahm sich einer von jenen Hunden, der, indem er mit dem Schwanze wedelte und dadurch Beifall zu geben und um Gnade zu bitten schien, den erhabnen Lehrer des absoluten Nichts heimtückisch in die Ferse biss. S. die Parodie der Philosophie des Absoluten (von Schulze) in Bouterweck's Museum, welche die Herren Reinhold und Weiller für baaren Ernst nahmen, obgleich jedermann, der

ein paar gesunde Augen im Kopfe hatte, sie sogleich für die bitterste Persiflage erkennen musste.

90.

S. Wagner's (vormaligen Schülers und nachherigen Kollegen von Schelling) System der Idealphilosophie, worin er das absolute Identitätssystem ein inexponibles Galimathias nennt und in ihm den allgemeinen Charakter der ausgebildeten Schiefheit und Parzialität findet. Vergl. auch Dessen Programm über das Wesen der Philosophie und Dessen Schrift von der Philosophie und der Medizin. Denn auch die Heilkunde will Herr Wagner, wie sein Lehrer, reformiren, wofür ihm

denn alle, denen ihr Leben lieb ist, herzlichen Dank wissen werden.

91.

S. Bouterweck's Idee einer Apodiktik, wo es in der Vorrede (S. 21.) heißt: „Vielleicht findet einmal ein denkender Kopf die Arbeit nicht unter seiner „Würde, auch dieses System, wie so „viele andre, in einem klaren Auszuge darzustellen. Der Verfasser selbst „möchte dazu wohl weniger als jeder Andre fähig seyn." — Wie bescheiden! — In der That, ich beklage es herzlich, dass ich kein denkender Kopf bin, um mich stracks dieser höchst verdienstlichen Arbeit unterziehen zu können. Denn wenn die Kritik hundertmal

epitomirt, anatomirt, skeletirt und kommentirt worden ist, warum sollte es die Apodiktik nicht einmal wenigstens werth seyn? Wie viel apodiktischer müsste sie dadurch werden! Ich fodre daher im Namen aller Musen und Grazien, die den Herrn Bouterwerck auch bey Verfertigung seiner Romane und Gedichte so hold angelächelt haben, alle denkende Köpfe in der Welt auf, sich demselben als Klarmacher und Auszicher, und — was sich dann von selbst versteht — als Mitstreiter an die Seite zu stellen.

92.

S. Anicut's System der Elementarphilosophie — Dessen revidirende Kritik der spekulativen Vernunft — Dessen Enzyk-

lopädie der Philosophie u. s. w. In der letztern wird unter andern die praktische Philosophie so eingetheilt:

1) Theorie der Wahrheitskunst, gewöhnlich Logik genannt.
   a) noologische
   b) ästhematologische } Logik.
   c) thelematologische
2) Theorie der Sprachkunst.
3) Theorie der Darstellungskunst, gewöhnlich Ästhetik genannt.
4) Theorie der Lebenskunst.
5) Theorie der ächten Menschenkultur.

Wahrhaftig, eine recht noologisch-logische Eintheilung!

93

S. Röckert's Realism oder Grundsätze zu einer durchaus praktischen Philosophie, und Weiss's Werke über eine durchaus praktische Philosophie, worin die Verfasser durch das Praktische den Realism gegen die Anfechtungen des Teufels (des Idealismes) zu retten suchen.

94

S. Krug's Entwurf eines neuen Organons der Philosophie — Dessen Schrift über die Methoden des Philosophirens und die Systeme der Philosophie — und Dessen Fundamentalphilosophie. Der Verfasser sucht darin sowohl den Realism als den Idealism aus dem Felde zu schlagen und ein anderweites System zu be-

gründen, welches er den transzendentalen Synthetism nennt. Nur Schade, dass dieses System nicht neu, sondern ebendasselbe ist, welchem der gemeine Menschenverstand von jeher anhing. *Fi donc!*

95.

S. *Reinhold*, *Fichte* und *Schelling* von (heifst dies von hier produzirt oder destruirt?) Fries, und Dessen System der Philosophie als evidente Wissenschaft. Dieses System ist nach einer musterhaften logischen Ordnung angelegt, indem z. B. die logische Lehre von den Begriffen und Urtheilen unter die anthropologischen Vorkenntnisse geworfen und die Kritik des Geschmacks unter dem Titel der Religionslehre abgehandelt wird; die

Evidenz desselben aber geht daraus hervor, dass der Verfasser dasjenige, was Kant in seinen Kritiken mit pedantischer Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt hat, in kurzen aphoristischen Sätzen gleichsam genialisch hinwirft.

96.

S. (Buchholz's) Darstellung eines neuen Gravitazionsgesetzes für die moralische Welt. Der Magen als Organ des Selbsterhaltungstriebes, welcher immer zerstörend — und die Geschlechtstheile als Organ des Geselligkeitstriebes, welcher immer erhaltend würken soll, sind die Prinzipien oder Grundagenzien dieses neuen Systems, welche, indem sie stets gegen einander gravitiren und durch das Gehirn

als Organ des Kombinazionsvermögens im Gleichgewichte gehalten werden, alle Phänomene der moralischen Welt hervorbringen. Ein erhabnes System! worüber der Erfinder sich mit Recht in der Vorrede so pathetisch herauslässt, ob er gleich anfangs verspricht, dass er zur Empfehlung seines Buches nichts sagen wolle — was denn freylich wie das Ciceronianische *Nihil dicam de eo, quod etc.* nur eine rednerische *façon de parler* ist. Um so gelassener kann denn das große Gemüth, welches einer so sublimen Weisheit empfänglich war, „jeden Vorwurf „kleiner Gemüther erwarten."

97.

S. Adam Heinrich Müller's Lehre vom

Gegensatze. Der Verfasser will seine Philosophie weder mit einem Gebäude, noch mit einer Pyramide, noch mit einem Kegel, noch mit einer Kette, noch mit einem Stammbaume, sondern mit einer Kugel verglichen wissen, welches Gleichniss als das einzige immer passende, alle übrigen von nun an verdrängen soll *). Daher kollert sich seine Philosophie auch immer um und um, indem er nicht nur alles aus dem Gegensatz erklärt und

*) Als ein neues Gleichniss für die Philosophie würd' ich unmaafsgeblich vorschlagen ein tiefes Loch in der Erde, wo es immer finstrer wird, je weiter man hinunter steigt, bis endlich alle äufsere Anschauung aufhört und blofs die innere (intellektuelle) Anschauung (d. h. die Phantasie) ihr loses Spiel mit der Vernunft treibt.

überall Gegensätze entdeckt (z. B. wenn einer als Redner auftritt, so hat er Antiredner, nämlich Hörer, und wenn einer dasteht und das Maul aufsperrt, um alle Worte, die er hört, gleichsam zu verschlingen, so hat er seinen Antimaulaufsperrer, nämlich den Redner, der die Worte, die jener verschlingt, *salva venia* ausspeit) sondern auch dem Gegensatze selbst — wer hätte das gedacht! — den Antigegensatz gegenüber stellt. So kommt es in dieser kugelrunden Philosophie nie und nirgend zum Satze, sondern immer und überall herrscht nur der Gegensatz mit seinem Antigegensatze. Darf man läugnen, dass dieſs originell ist?

98. S.

98.

S. Eschenmayr's Philosophie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie. Wem etwa beym Lesen dieser Schrift, die Herrn Schelling zwar lobt, aber doch noch überbietet, die Philosophie gleichfalls ausgegangen seyn sollte, der kann sich weitern Raths in einer andern Schrift desselben Verfassers erholen, wo ein Eremit und ein Fremdling über das Heilige und die Geschichte gar manches einander ins Ohr sagen, was freylich nicht für jedermann, aber eben darum desto behaglicher für den Eingeweihten ist.

99.

S. Molitor's Wendepunkt des Antiken und des Modernen oder Versuch

den Realism mit dem Idealisme zu versöhnen. Der Verfasser ist ebenfalls ein *Schellingianus supra Schellingium*. Er will durch seine Philosophie eine so völlig differenzlose Harmonie hervorzaubern, dass alle Gegensätze zwischen dem Esoterischen und Exoterischen, dem Edlen und Unedlen, dem Heiligen und Irdischen verschwinden sollen — also ein wahrer Antipode vom Gegensatzlehrer Nr. 97. — und diesen Zentralpunkt seines Systems bekennt der Verfasser in den Schriften des Herrn Friedrich Schlegel — also vermuthlich in der Luzinde — gefunden zu haben. Göttliche Philosophie, in der alles edel, heilig und religiös ist, wenn es andern Menschenkindern

auch noch so unedel, unheilig und irreligiös vorkommen sollte! Heil dir also Deutschland ob dieser allerneuesten, höchsten und letzten Philosophie! Denn *post hunc molitorem nemo profecto philosophorum tuorum aliquid novi in philosophia molietur!*

100.

S. Tracy's *Ideologie* und Cabanis's *rapport du moral et physique de l'homme*, welches Werk eine Art von erläuterndem Auszuge aus der Ideologie ist. Wahrscheinlich hat der Verfasser der Distichen diese französischen Philosophen *quasi per lancem saturam* noch mitgenommen, um anzudeuten, dass nun, nachdem die deutsche Philosophie ihren

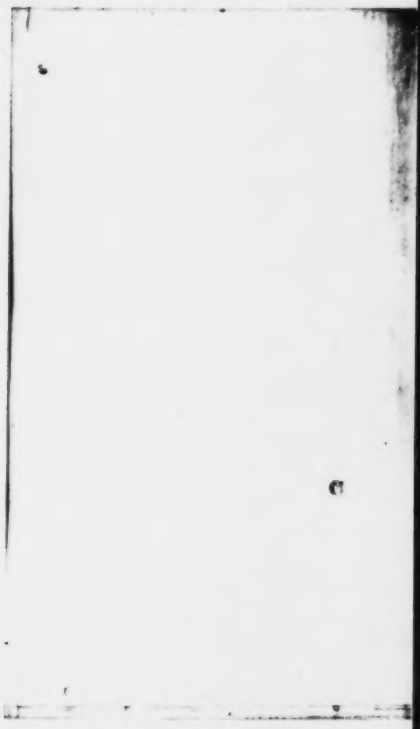
höchsten Gipfel erreicht hat, die Reihe an den Franzosen ist, sich mit der Philosophie ernstlich zu befassen. Um aber dabey allen republikanischen Debatten zu entgehen, werden sie am besten thun, sich von dem Löwen im Waldgebirge durch ein organisches Senatuskonsult eine Philosophie diktiren zu lassen. *Dixi.*

Register

für

Sachen und Namen.

Hat man den Schreiber machen lassen, weil solche Arbeit für grofse Schriftsteller zu geringfügig ist; daher man um Nachsicht gegen den Schreiber bittet.



N. B.

Die Zahlen weisen nicht auf die Seiten, sondern auf die Distichen und Anmerkungen zugleich. Wo nur auf eins von beyden verwiesen wird, steht ein D. oder A. dabey.

A.

Abicht macht neue Krücken für die Philosophie. 92.

Allgemeine deutsche Bibliothek (die) liegt in den letzten Zügen und bittet die Schwestern, ein Vater Unser mit ihr zu beten. 46.

Archenholz macht den vorwärts gekehrten Propheten. 62.

B.

Bardili hat eine Philosophie erfunden, die immerfort A A sagt. 84.

Barruel bereitet aus den Eingeweiden der Jakobiner dem Papste ein *Ragout fin*. 69.

Beck ist auf seinem Standpunkte gänzlich eingewurzelt. 87.

Betschwester (die) sucht die Erde im Himmel, weil sie den Himmel auf der Erde verloren hat. 41. D.

Biester spürt die Schlupfwinkel der Jesuiten und Rosenkreuzer aus. 65.

Böhme (Jakob) lehrt die neuen Mystiker das Schuhflickerhandwerk. 15.

Böttiger hilft sich aus der Noth mit vielen Noten. 58.

Bouterweck sucht einen denkenden Kopf als Klarmacher und Auszieher seiner Apodiktik. 91.

Buchholz konstruirt eine neue Philosophie aus dem Magen und den Geschlechtstheilen. 96.

C.

Cabanis s. Tracy.

Campe ärgert sich über des Verfassers barbarisches Deutsch. 71.

Clausen empfängt den theologischen Doktorhuth *in duplo*. 80.

D.

Distichen ist ein ächt deutsches Wort und bedeutet sehr schlechte Verse, die

sehr grobe Injurien enthalten. S. den Anfang der Anmerkungen.

E.

Eisbär (der) brummt und wird ausgelacht. 8. D.

Entarteten (die) sind stolz auf ihre alten und demüthig in ihren neuen Thaten. 3. D.

Eschenmayr'n geht die Philosophie aus. 98.

Europäische Aufseher (der) bittet um eine Brille. 44.

F.

Falk bittet mitleidige Seelen um ein Witz-Almosen. 56.

Fichte beweist mit Sonnenklarheit, dass alle philosophischen Nichtichs seinem

philosophischen Ich Platz machen müssen. 88.

Forstmann (der) befördert die Aufklärung. 33. D.

Freymüthige (der) will die Elegante zärtlich umarmen. 43.

Fries zeigt mit der höchsten Evidenz, dass er ein wahrer *Philosophus* sey. 95.

G.

Gall sieht's jedem gefangenen Diebe, noch eh' er aufgehängt wird, an, dass er ein Galgenstrick sey. 75.

Geoffroy erbittet Mönche, um die Philosophie, und Nonnen, um die Zeit zu vertreiben. 68.

Göthe entschuldigt sich, dass er zuweilen schlechte Verse macht. 51.

H.

Hermes freut sich seiner Auferstehung von den Todten. 67.

Hufeland bringt die Makrobiotik in Ausübung. 73.

J.

Jakob giebt der Philosophie den Abschied und bekommt dafür ein Belobungsdekret. 78.

Jean Paul verzerrt das Gesicht, weil er ein Genie ist. 55.

Juden (die) beschneiden die Christen und die Christen die Juden. (

K.

Kant eröffnet den Ball. 81.

Kaufmann (der) disputirt mit dem Gelehrten über eine richtige Definizion des Spekulirens. 23 und 24. D.

Koloss (der) ist verdrüfslich, dass er den Löwen nicht erwürgen konnte. 7. D.

Kornjude (der) wird Professor der Ökonomie. 31. D.

Kotzebue beichtet seine Sünden, gelobt aber keine Besserung. 53.

Krämervolk (das) nimmt das Meer in Beschlag, um jedermanns Beutel zu fegen. 4. D.

Kriegervolk (das) bramarbasirt auf der Lande und möchte gern auf dem Meere ein Gleiches thun. 5. D.

Krug hat sich in den Synthetism verliebt. 94.

Künstler (dem) steigt die Begeistrung aus dem Magen in den Kopf. 22. D.

L.

Literaturzeitungen (die) bieten den bedrängten Parteyen ihre Buden zur Freystätte an, sich von Zeit zu Zeit der überflüßigen Galle zu entledigen. 45.

Löwe im Waldgebirge (der) will nicht mehr Bürgermeister seyn 1. und wird die Philosophie durch ein organisches Senatuskonsult *mores* lehren. 100. A.

Luzinde macht Friedrich Schlegel'n zum Grofspapa. Wie? s. Molitor.

M.

M.

Merkel weiſs viel zu schwatzen. 54.
Molitor zeugt mit der Linde einen neuen philosophischen Wechselbalg. 99.
Müller's Philosophie kollert sich, weil sie kugelrund ist. 97.

N.

Nicolai freut sich der Unsterblichkeit seines Namens. 64.

O.

Vacat.

P.

Pölitz giebt Unterricht in der Buchmacherey. 70.

Q.

Vacat.

R.

Reinhold sucht in Bardili's Logik Verstand und verliert darüber den eignen. 85.

Röschlaub spielt mit der Sthenie und Asthenie aus der Tasche. 74.

Rückert will die Philosophie durch praktisch-reelle Pillen kuriren. 93.

S.

Sängervolk (das) freut sich seiner Kastrazion. 6. D.

Schelling manifestirt seine Göttlichkeit, wird aber von todten Hunden angeklafft und sogar gebissen. 89.

Schlegel (die Gebrüder) liefern die poetischeste Poesie. 52.

Schmidt enthüllt die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft durch den Zitterstoff. 79.

Schulze verbietet an seinen Zweifeln zu zweifeln. 86.

Spieler (der) schlägt das Buch des Schiksals auf. 34. D.

Steffens lehrt empirische Gimpel *a priori* pfeiffen. 77.

T.

Tracy und Cabanis stutzen die Ideen *à la françoise* auf. 100.

Trinker (der) studirt die Astronomie. 33. D.

U.

Unken im Teiche (die) verkriechen sich mäuschenstill, wenn die Jungen mit Stöcken gelaufen kommen. 9. D.

V.

Voss verwandelt das Übersetzen Andrer in ein Sich setzen über Andre. 57.

W.

Wagner will den Herrn Kollegen vom Katheder jagen. 90.

Walter beweist, dass Etwas auch Nichts seyn könne. 76.

Weifs winkt auf Rückerten hin. 23. A.

Werneburg bricht der Dekadik den Hals. 72.

Wieland bittet um Vergebung, dass er auf seine alten Tage geschwätzig werde. 61.

Wismayr erbarmt sich der bayerschen Schulen zum Erbarmen. 66.

Wolf verzehrt *pro nisene* gesunde und räudige Schaafe. 59.

Woltmann macht den rückwärts gekehrten Propheten. 63.

Wötzel glaubt an die Unsterblichkeit seines Geistes (ob er gleich keinen hat) weil ihm ein Geist erschienen ist. 60.

X.

Vacat.

Y.

Vacat.

Z.

Zaunkönige (die) freuen sich ihres Schöpfers, 2. D. — woher sie den Namen haben 2. A.

Das

Wesen und Wirken

des

sogenannten Tugendbundes

und

andrer angeblichen Bünde.

Eine

geschichtliche Darstellung

von

Wilhelm Traugott Krug,

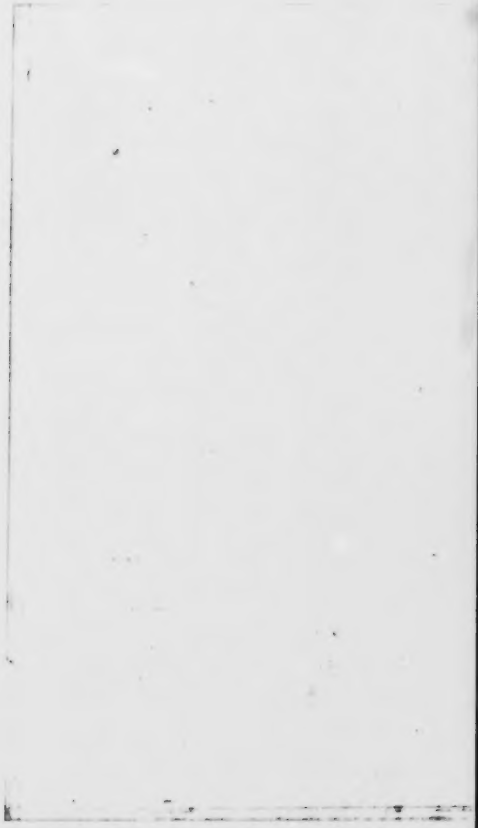
Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Motos praestat componere fluctus.

Leipzig,

bei Heinrich August Köhly,

1816.



Vorerinnerung.

Lange hat der Verfaſſer bei ſich angeſtanden, ob er ſich in einen Streit miſchen ſollte, der nicht ohne Leidenſchaft begonnen und fortgeführt worden. Endlich entſchied der Gedanke, daß eine kurze, klare, ruhige und wahrhafte, mehr erzählende als urtheilende, nur die Sache, nicht die Perſon treffende Darſtellung etwas zur Beilegung des in der That ärgerlichen Streites beitragen könnte. Gern hätte der Verfaſſer das, was er über den ſogenannten Tugendbund geſagt hat, durch Beifügung der Statuten deſſelben, die er einſt genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, beſtätigt. Allein er iſt nicht mehr im Beſitze derſelben, und wenn er es auch wäre, ſo dürft' er ſich doch

nicht ohne Erlaubniß derjenigen Regierung, die jene Statuten sanktionirt hatte, zur Bekanntmachung befugt halten. Auch sollen sie schon anderwärts abgedruckt sein oder werden. Man wird also dann durch Vergleichung sich leicht von der Wahrheit dieser Darstellung überzeugen können. Uebrigens hat sich der Verfasser unbedenklich genannt, weil er glaubt, daß jeder, welcher in dieser Angelegenheit ein öffentliches Wort mitsprechen will, wenn er ein gutes Gewissen hat, sich nennen und seiner Obrigkeit zutrauen müsse, daß sie ihn gegen ungerechte Angriffe schützen könne und werde.

Leipzig, den 1. Jenner 1816.

D. V.

Das

Wesen und Wirken

des

sogenannten Tugendbundes

und

andrer angeblichen Bünde.

Wenn irgendwo Geſpenſter ſpuken, ſo iſt's am beſten, ihnen dreiſt auf den Leib zu gehn und ſie wo möglich an's Licht zu ziehn. Dann zeigt ſich gewöhnlich, daß ſie entweder bloße, durch die Einbildungskraft verkörperte, Hirngeſpinnſte oder ganz natürliche Weſen ſind, die man gar nicht zu fürchten hat. Wir wollen dieſelbe Maxime vorerſt bei dem ſogenannten Tugendbunde anwenden, der auch ſchon längſt, und neuerlich erſt wieder, in den Köpfen der Menſchen geſpukt hat, und vor dem ſelbſt der herzhafte Napoleon und ſeine Braven eine Zeit lang zitterten. Der Verfaſſer — der gerade zu der Zeit, als die benannte Geſellſchaft in Königsberg entſtand, ſich ebendaſelbſt aufhielt, drei Vierteljahre lang Mitglied derſelben war und ein halbes Jahr lang darin eine der erſten Stellen, nämlich die eines Oberzenſors, bekleidete — glaubt dieſe Geſellſchaft nach ihrem Weſen und Wirken hinlänglich kennen gelernt zu haben, um

eine befriedigende Nachricht darüber geben und die falschen Ansichten, die sich davon im Publikum verbreitet haben, berichtigen zu können.

Zuvörderst muß eine schon von Andern gemachte Bemerkung hier wiederholt werden, daß jene Gesellschaft nicht eigentlich Tugendbund, sondern (aus nachher anzuführenden Gründen) der sittlich-wissenschaftliche Verein, auch schlechtweg der Verein hieß. Der erste Name entstand aus Misverstand oder Neckerei, indem Manche glaubten oder das Publikum glauben machen wollten, als hielten sich die Mitglieder des Vereins für tugendhafter als andre Leute, was ihnen nie in den Sinn gekommen ist. Sie ließen sich aber den Namen insofern gefallen und brauchten ihn wohl auch der Kürze wegen selbst, als sie ihr Streben wenigstens für etwas Tüchtiges oder Taugliches, wovon eben die Tugend benannt ist, hielten.

Sodann muß bemerkt werden, daß dieser Verein durchaus keine geheime Gesellschaft war, so oft man ihn auch dafür ausgegeben. Er

hatte weder Grade zur stufenweisen Einweihung in gewisse Geheimnisse, noch Zeichen zur gegenseitigen Erkennung der Mitglieder; er theilte jedem, der beitreten wollte oder sollte, die Statuten, welche die Verfassung und die Zwecke des Vereins darlegten, vor dem Beitritt offen und redlich mit, um nach eigner Einsicht die Zulässigkeit der Sache zu beurtheilen; eben diese Statuten waren der königlich-preussischen Regierung, die damal auch ihren Sitz in Königsberg hatte, zur Prüfung vorgelegt, und nach geschehener Prüfung war der Verein durch eine vom Könige selbst unterzeichnete Kabinetsordre als eine für die damaligen Umstände nützliche Verbindung förmlich bestätigt worden; auch wurden derselben Regierung von Zeit zu Zeit Verzeichnisse von den Mitgliedern und Vorstehern des Vereins überreicht und Berichte von den Beschäftigungen desselben abgestattet. Der sittlich-wissenschaftliche Verein oder der sogenannte Tugendbund hatte also keines der Merkmale an sich, die man sonst an

geheimen Gesellschaften antrifft; er war eine völlig rechtmäßige, vom Staate nicht bloß tolerirte, sondern autorisirte Gesellschaft; es konnte folglich auch derjenige theilnehmen, welcher den Beitritt zu geheimen Gesellschaften für bedenklich oder gar das Dasein derselben überhaupt für unstatthaft erklärt *).

*) Der Verfasser gesteht, daß er selbst zu diesen Rigoristen gehöre und daher weder als studirender Jüngling in Wittenberg, Jena und Göttingen an irgend einer akademischen, noch späterhin als Mann an irgend einer andern Ordensverbindung, eben weil diese den Charakter geheimer Verbindungen an sich tragen, theilgenommen habe, ob es gleich an Veranlassungen dazu nicht fehlte. Auch wissen die, welche die Vorlesungen des Verfassers über die praktische Philosophie in Wittenberg, Frankfurt, Königsberg und Leipzig besucht haben, daß er sich stets gegen die Theilnahme an geheimen Gesellschaften erklärt hat, ohne darum diejenigen zu verdammen, welche nach ihrer individualen Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit einer bestimmten Gesellschaft der Art, wenn sie vom Staate geduldet ist, theilnehmen.

Wie kam es denn nun, daß jener Verein dennoch von Vielen für eine geheime Gesellschaft gehalten wurde? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir den Verein selbst nach seinem Ursprung und Zweck etwas näher betrachten.

Der Verein entstand zu der Zeit, als die Franzosen, nach Losreißung der einen Hälfte des preußischen Staats, fast die ganze andre Hälfte noch besetzt hielten, und allen Umständen nach zu befürchten war, daß sie auch diese Hälfte nicht sobald räumen würden. Groß, unbeschreiblich groß war das Unglück, was der Krieg von 1806 bis 1807 über Preußen gebracht hatte; und dieses Unglück mehrte sich täglich, weil der Regierung durch die fortdauernde Besetzung des Landes von feindlichen Heeren die Hände gebunden waren, daß sie nicht helfen konnte, wie sie wollte, und weil eben dadurch, bei den unsäglichen Plackereien der Franzosen, der Wohlstand der Einwohner sich immer mehr verminderte. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit, die fast an Verzweiflung gränzte, herrschte damal

in Preußen, und wer ein fühlendes Herz im Busen hatte, mußte gerührt werden beim Anblick eines Volkes, das (wenn auch nicht ganz ohne eigne Schuld) von seiner vormaligen Größe und Herrlichkeit so tief herabgesunken war und gleichsam dem Sieger zu Füßen im Staube lag. Da traten einige patriotische Männer in Königsberg zusammen und stifteten einen Verein in der wohlgemeinten zweifachen Absicht,

1) durch Belebung der geistigen, sowohl intellektualen als moralischen, Kräfte des preußischen Volkes den Verlust des preußischen Staats an physischer und politischer Kraft so viel als möglich zu ersetzen, und

2) eben dadurch die Wiedergewinnung dieser physischen und politischen Kraft vorzubereiten, wenn einst Umstände eintreten sollten, die eine solche Wiedergewinnung begünstigten.

Dieß waren die beiden in genauer Verbindung stehenden **Hauptzwecke** des Vereins. **Nebenzwecke** aber waren die Verminderung des

Elends, welches der Krieg hinterlassen hatte, durch wohlthätige Handlungen und Anstalten, und die Unterstützung der Regierung in den zu eben diesem Behufe genommenen Maßregeln; weil man wohl einsahe, daß jenes Elend durch seinen unmittelbaren Druck auf das physische Dasein des Menschen für die Belebung geistiger Kräfte ein grosses Hinderniß sein mußte. Durch den zweiten Hauptzweck bekam der Verein natürlich eine feindselige Richtung gegen Frankreich, und eben darum war es natürlich, daß dieser Zweck in den Statuten nicht ausgesprochen werden konnte. Es wurden also nur der erste Hauptzweck und die Nebenzwecke ausgesprochen, weshalb auch der Verein den Namen eines sittlich-wissenschaftlichen erhielt. Von dieser Seite betrachtet hatte der Verein allerdings etwas Geheimes. Aber dieses Geheime, die feindselige Richtung gegen Frankreich, bildete sich nicht in, mit und durch den Verein, sondern es lag schon vor der Stiftung des Vereins im Gemüthe des Volks, und ging

aus diesem erst in den Verein über. Daher lag es auch vor jedem, der gesunde Augen hatte, offen genug da und konnte der Natur der Sache nach weder der Regierung, noch den Franzosen selbst verborgen bleiben. Eben darum wurden auch diese bald aufmerksam auf den Verein, witterten mit ihrem richtigen Instinkt in solchen Dingen geheimen Unrath darin, und suchten die Verbreitung desselben in den von ihnen besetzten Provinzen des preußischen Staats möglichst, obwohl vergebens, zu verhindern.

Was die innere Organisazion des Vereins betrifft, so war diese im Grunde sehr einfach. Ein oberster, aus sechs erwählten Mitgliedern bestehender, Rath, der seinen Sitz in Königsberg hatte, leitete das Ganze. Unter diesem standen die ebenfalls aus sechs erwählten Mitgliedern bestehenden Provinzialräthe, welche wieder die örtlichen Vereine oder Kammern unter ihrer Leitung hatten. Diese Kammern theilten sich in gewisse Geschäftskreise, welche sich mit Unterstützung der Hülfsbedürftigen, mit Ausmit-

lung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbesserung der Erziehung, des Unterrichts, des Kriegswesens und mit andern auf die allgemeine Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen beschäftigten. Dem obersten Rathe war, außer einem protokollführenden Sekretar, ebenfalls durch Wahl ein Oberzensor mit Sitz und Stimme zugegeben, und diesem waren die gleichfalls erwählten Zensoren in den Provinzialräthen und den einzelen Kammern eben so untergeordnet, wie diese selbst dem obersten Rathe. Die Bestimmung der Zensoren überhaupt war, theils zu wachen, daß keine Unwürdige in den Verein aufgenommen würden, theils eine gewisse Aufsicht über das Betragen der Mitglieder zu führen, damit, wenn sich etwa dennoch falsche Brüder eingeschlichen, diese unschädlich gemacht oder ausgeschlossen werden könnten, theils über die Beobachtung der Statuten sowohl überhaupt als insonderheit bei den Wahlen der Vorsteher zu halten, theils endlich jede Ausartung des Vereins, wodurch er mit der Regierung in einen schädlichen Gegen-

ſatz hätte gerathen und eine Art von ſtatus in statu bilden können, zu verhüten. Dieſe Zenſoren waren alſo nicht ſowohl Sittenrichter, wie die altrömiſchen, ſondern vielmehr Geſellſchaftswächter, gleichſam die korrektzionalen Organe des Vereins. Wenn ihnen in dieſer Hinſicht die Statuten ein vorzügliches Anſehen einräumten, wenn dieſes Anſehen beſonders dem Oberzenſor, weil er Sitz und Stimme im oberſten Rathe hatte und alle übrige Zenſoren ihm untergeordnet waren, bedeutenden Einfluß im Vereine gab: ſo war dieſer Einfluß wieder dadurch beſchränkt, daß der Oberzenſor dem oberſten Rathe in der Geſammtheit verantwortlich und die Dauer ſeiner Amtsführung, wie die der einzelen Rathsglieder, nur halbjährig war. Uebrigens hatten weder die Räthe noch die Zenſoren eine eigentliche Strafgewalt. Es waren nur für Verletzungen einzeler Statuten kleine Geldbußen feſtgeſetzt, die in Verbindung mit den freiwilligen Gaben der Mitglieder theils zur Deckung der Korreſpondenz- und andrer Koſten, theils zu wohlthätigen Zwecken verwendet und

von einem besondern Kassirer berechnet wurde *). So wie aber jedem Mitgliede das Recht zustand, den Verein wieder zu verlassen, wenn seine Verhältnisse ihm keine weitere Theilnahme gestatteten — ein Recht, von welchem der Verfasser selbst Gebrauch gemacht hat — eben so stand natürlich auch dem Vereine das Recht zu, ein Mitglied von sich auszuschließen, das für die oben angegebnen Zwecke des Vereins nichts thätig sein oder den Foderungen der Statuten überhaupt nicht genügen wollte — ein Fall jedoch, dessen sich der Verfasser aus der Zeit seiner Theilnahme nur für ein einziges Mal entsinnen kann **). Es war überhaupt eine freie

*) Weder dieser Kassirer selbst, noch sonst ein Beamter des Vereins (wenn man so sagen darf) erhielt ein Honorar für seine oft lästigen Bemühungen. Vielmehr gaben auch sie, wie jedes andre Mitglied, nach Vermögen ihre Beiträge. Doch war auch zu diesen Beiträgen niemand gezwungen, weil nicht jeder geben konnte.

**) Auch waren bei diesem Falle die Stimmen sehr getheilt, und der Verfasser selbst stimmte gegen die

Gesellschaft, die keines der innern oder äußern Zwangsmittel, wodurch man sonst den Willen, auch wider die bessere Ueberzeugung des Gewissens, zu fesseln sucht, gegen ihre Mitglieder in Anwendung brachte, außerdem auch nimmer die Sanktion der Regierung erhalten haben würde.

Mitglieder dieser Gesellschaft konnten alle Glieder des großen bürgerlichen Gemeinwesens werden, die sich durch einen solchen Grad von Bildung auszeichneten, daß man von ihrer Mitwirkung zur Erreichung der Zwecke der Gesellschaft etwas Ersprießliches hoffen durfte. Daher fanden sich im sittlich-wissenschaftlichen Vereine fürstliche Personen und gemeine Bürger, Krieger und Zivilbeamte, Gelehrte und Künstler, Geistliche und Schulmänner, Sachwalter und Aerzte, Kaufleute und Fabrikanten, Städ-

---

Ausschließung. Der Ausgeschlossne hat sich nachher durch Verläumdung des Vereins gerächt, was er nicht hätte thun sollen, weil er eben dadurch das Urtheil der Mehrheit bestätigt hat.

ter und Landleute. Durch die Statuten waren bloß ausgeschlossen Unmündige und solche, die durch irgend eine Verschuldung die Achtung des Publikums verloren hatten. Auch Frauen waren aus leicht begreiflichen Gründen der Mitgliedschaft unfähig, obwohl manches edle Weib, und selbst eine hochgefeierte, für alles Schöne und Gute empfängliche, leider zu früh verstorbene Fürstin, durch Gesinnung oder That dem Vereine befreundet war. Zu den Freunden des Vereins gehörten aber auch viele Männer, die durch ihre Verhältnisse oder andre Umstände vom Beitritte abgehalten wurden, ob sie gleich die Zwecke des Vereins billigten und für eben diese Zwecke auf andre Art oder in andern Wirkungskreisen thätig waren. Da die Staatsregierung sich natürlich die Oberaufsicht über den Verein vorbehalten hatte und die Mitglieder des Vereins jeden Augenblick bereit sein mußten, über ihre Wirksamkeit jener Regierung Rechenschaft zu geben: so konnten eben so natürlicher Weise die Mitglieder der Staatsregierung nicht zugleich Mitglieder des Vereines

sein *). Wenn nun auch andre wackre Männer, die zum Beitritt eingeladen wurden, denselben ablehnten, weil sie sich entweder auf keine Weise binden wollten, oder weil sie mit andern Geschäften bereits überhäuft waren, oder aus irgend einem andern vernünftigen Grunde: so waren sie darum noch nicht Gegner des Vereins und konnten auf ihre Weise und in ihrer besondern Lage recht gut die Zwecke desselben befördern helfen. Auch ist dem Verfasser, so lang er im Vereine war, kein einziges Beispiel vorgekommen, daß man eine solche Ablehnung übel

*) Es ist daher falsch, wenn man den Minister von St. ein Mitglied oder gar den Stifter des Tugendbundes d. h. des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genannt hat. Er war und konnte es nicht sein nach seinem damaligen Verhältnisse zum preußischen Staate. Aus demselben Grunde konnte der verewigte Scharnhorst es nicht sein, weil er damal das Portefeuille des Kriegsministeriums hatte, folglich ein Glied der Staatsregierung war. Daß er aber die Zwecke des Vereins billigte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

genommen oder gar jemanden deshalb verfolgt hätte. Im Gegentheil hat der Verfaſſer ſelbſt mit einigen ſolchen Männern fortwährend in der freundſchaftlichſten Verbindung gelebt. Denn hier hieß es nicht: Wer nicht mit uns iſt, der iſt wider uns; ſondern vielmehr: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns, wenn er auch nicht mit uns iſt.

Indeſſen hatte der Verein auch ſeine wirklichen Gegner gleich vom erſten Entſtehen an, und es darf dieſer Umſtand nicht vergeſſen werden, wenn von der Wirkſamkeit des Vereins die Rede iſt. Zu dieſen Gegnern gehörten zuerſt und vorzüglich alle Franzoſenfreunde, deren es im preußiſchen Staate ſo gut wie anderwärts, wenn auch weniger gab; ſodann die Furchtſamen, welche meinten, die Franzoſen würden nun gleich dem Staate den Garaus machen, wenn ſie hörten, daß er einen ſolchen Verein in ſeinem Schooße hege und pflege; ferner die Bequemen, die wohl gern die Rüſtigkeit Andrer ſahen, aber die Mahnung zu gleicher Rüſtigkeit ſehr übel nahmen. Auch die

Freimaurer zeigten anfänglich viel Widerwillen gegen den Verein, weil sie ihn bei seinem Entstehen für einen dem ihrigen ähnlichen Orden hielten, und wollten daher keinem ihrer Brüder den Zutritt gestatten. Allein sie kamen bald von dieser Ansicht zurück; es nahmen daher auch nach und nach viele Maurer am Vereine wirksamen Antheil. Endlich waren auch manche Berliner, die sich damal in Königsberg aufhielten oder auf kurze Zeit in Geschäften oder zum Besuch hinkamen, dem Vereine zuwider. Bei der Eifersucht, die zwischen Berlin und Königsberg, als den beiden Hauptstädten des preußischen Staates, immer bestanden hat, verdroß es jene Berliner, daß der Verein sich nicht bei ihnen zuerst gebildet und der oberste Rath desselben seinen Sitz in Königsberg aufgeschlagen hatte, um von da aus die Provinzialräthe und Kammern, mithin auch die für die Mark und namentlich in Berlin, wenn dort dergleichen zu Stande kämen, zu leiten. Dieß betrachteten Manche von jenen Herren fast als ein Crimen laesae gegen die Residenz, die da-

durch zur Provinzialstadt herabgewürdigt wür-
de — ein Gedanke, der um so natürlicher war,
da in jener Zeit in Königsberg viel davon ge-
sprochen wurde, daß diese Stadt vielleicht gar
Residenz werden könnte. Indessen ließen auch
diese Gegner sich (zum Theil wenigstens) durch
die Versicherung beschwichtigen, daß nach der
wahrscheinlichern Rückkehr der Staatsregierung
von Königsberg nach Berlin auch der Verein
von hieraus seine Leitung erhalten würde *).
Ob nun dieß geschehen sei, kann der Verfasser
nicht sagen. Denn als er zu Ostern 1809 in
die Dienste eines andern Staates trat, hielt er
es für Pflicht, eine Verbindung aufzugeben, die
in diesem Staate nicht anerkannt war und also
hier gesetzwidrig gewesen sein würde. Der Ver-

*) Vielleicht trug der eben angeführte Umstand, in
Verbindung mit der nähern Berührung von Seiten der Franzosen, wodurch der Beitritt zum Vereine in der Mark bedenklicher wurde, dazu bei, daß der Verein in dieser Provinz weniger Theilnehmer fand, während er in Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien sich bald und schnell verbreitete.

faſſer weiß alſo von dem Vereine nach dieſem Zeitpunkte weiter nichts zu ſagen, als was ihm das Gerücht zugebracht hat und wovon in der Folge einiges beigebracht werden ſoll. Für jetzt wollen wir lieber bei einigen Fragen verweilen, die man häufig in Beziehung auf den Verein aufgeworfen hat und die ſich wahrſcheinlich auch manchem denkenden Leſer dieſer Schrift ſchon während des Leſens aufgedrungen haben mögen.

Alſo zuerſt: Welche Ausdehnung ſollte der bisher beſchriebene Verein haben? war er nicht vielleicht auch auf das ganze Teutſchland berechnet? — Dieſem widerſtrebte die ganze Anlage des Vereins. Nach dieſer konnt' und ſollt' er offenbar nur ein preußiſcher Verein ſein. Daher wurde die preußiſche Regierung um Anerkennung und Beſtätigung deſſelben gebeten, und dieſe Bitte auch gewährt. Daher wurden nur wirkliche preußiſche Unterthanen in den Verein aufgenommen und diejenigen Mitglieder, welche jenes zu ſein aufhörten, auch ihrer Mitgliedſchaft entbunden. Daher wurden auch keine Bewohner der vom

preußischen Staate losgerissenen Provinzen aufgenommen, wenn sie nicht vorzogen, durch Verfassung jener Provinzen dem preußischen Staate ferner anzugehören. Wenn nun Theile eines und desselben Staats gewaltsam von einander gerissen worden, so erlischt natürlich mit dem Degen- oder Federstriche, der, das bisher Verbundne trennt, nicht auch die alte Liebe und Treue in den Gemüthern. Diese sehnen sich vielmehr noch lange fort nach einander und streben nach Wiedervereinigung, wie zwei von einem feindseligen Schicksale getrennte Freunde. Darum mag es wohl der Fall gewesen sein, daß hin und wieder einzele Mitglieder des Vereins mit Bewohnern jener losgerissenen Provinzen in nähere Verbindungen traten, die auf Wiedervereinigung abzweckten. Aber der Verein im Ganzen und der oberste Rath desselben (dessen ganze Korrespondenz der Verfasser bis zu seinem Austritt unter Händen gehabt) hat solche Verbindungen weder anerkannt, noch angeknüpft. Es wär' auch in der That höchst grausam gewesen, Menschen, welche der Verein und

selbst die preußische Regierung nicht schützen konnte, in Verbindungen zu ziehn, die ihnen lebensgefährlich werden konnten. Die Wiedergewinnung jener Provinzen konnte vernünftiger Weise nur im eignen Staate, nicht in einem fremden, von dem Vereine vorbereitet werden. — Es mag ferner sein, daß Mancher im Vereine die Idee hatte, ob nicht auch in andern teutschen und von teutschen Fürsten beherrschten Staaten, mit Einwilligung der Regierung, ähnliche Vereine, wie der sittlich-wissenschaftliche in Preußen, gestiftet werden könnten *). Aber dieser Verein im Ganzen und dessen oberster Rath hat ebenfalls diese Idee, wiewohl sie an sich nichts widerrechtliches enthielt, weder gehabt, noch zu deren Ausführung mitgewirkt, so lange der Verfasser Mitglied war, und wahrscheinlich auch späterhin nicht.

*) Der Verfasser hatte selbst einmal jene Idee, überzeugte sich aber sehr bald von ihrer Unausführbarkeit und Unangemessenheit, hat daher auch ihre Verwirklichung nicht einmal versucht.

Es paßte ein ſolcher Verein für andre teutſche Staaten nicht ſo, wie für Preußen. Hier machte die öffentliche Noth, die nirgend ſo groß war, und der tief gekränkte Nazionalſtolz, der nirgend in dem Grade verwundet war, die Gemüther weit empfänglicher dafür, als anderwärts. Auch waren die übrigen teutſchen Staaten (mit Ausnahme Oeſtreichs, wo wieder andre Hinderniſſe obwalteten) insgeſammt zum Rheinbunde getreten. Die Verpflichtungen gegen Frankreich, welche dadurch den Regierungen dieſer Staaten aufgelegt waren, mochten entſtanden ſein, wie ſie wollten; ſie waren einmal da und mußten ſo lange gelten, bis das Schwerdt, das ſie aufgelegt, ſie auch wieder weggenommen hatte. Wie hätten alſo dieſe Regierungen ihre Einwilligung zu einem Vereine geben können, der eine feindſelige Richtung gegen Frankreich hatte! Der Verein hätte alſo hier den Charakter einer geheimen Geſellſchaft annehmen müſſen; und das ſollt' er ſeinem Weſen nach nicht ſein. Die preußiſche Regierung hingegen war in dieſer Hinſicht nicht ge-

bunden, da Preußen nicht zum Rheinbunde gehörte; und die Verpflichtungen gegen Frankreich, die man etwan aus dem Frieden von Tilsit hätte ableiten können, waren von Frankreich selbst durch eine fortwährende Verletzung dieses Vertrags so gut als vernichtet. Als aber Preußen neue Verpflichtungen gegen Frankreich einging, die mit dem Bestehen eines solchen Vereins in seinem Schooße unverträglich waren, mußte auch der Verein aufhören. So wie also der Verein in dieser Art nur in Preußen entstehn konnte, so konnt' er auch nur dort bestehn, und auch dieß nur so lange, als die gegebenen Umstände seines Entstehens bestanden. Es ist daher gewiß eine sehr beschränkte Ansicht der Dinge, wenn man den Verein nur so als etwas Beliebiges und Zufälliges, das da und weg sein konnte, betrachtet und die Verkettung der Umstände verkennt, durch welche auch er als etwas Bedingt-Nothwendiges in die Reihe der Erscheinungen eingetreten ist.

War aber der Verein nicht eine sehr gefährliche Verbindung? enthielt er nicht we-

nigstens gefährliche Elemente? — Hier auf müssen wir zuvörderst mit der Gegenfrage antworten: Was heißt gefährlich? und was versteht man unter gefährlichen Elementen? Feuer und Wasser sind unstreitig sehr gefährliche Elemente. Hat aber jemand schon die Natur oder deren Urheber darum angeklagt, daß sich dergleichen Elemente in ihr finden? Oder wo ist irgend ein noch so gutes Ding in der Welt, sei es Erzeugniß der Natur oder Menschenwerk, das nicht durch Mißbrauch schädlich werden kann, folglich insofern gefährlich ist? Ja ist nicht das Kräftigste in der Welt gewöhnlich auch das Gefährlichste? Und weckt und stärkt nicht die Gefahr einerseits auch die Kraft andererseits, indem sie diese zur Thätigkeit auffodert? Darum scheut auch der Kräftige die Gefahr nicht, sondern sucht sie vielmehr zu bekämpfen, wo sie ihm auf seinem Lebenswege aufstößt. Mit der allgemeinen Anklage der Gefährlichkeit ist also eigentlich gar nichts gesagt. Sie ist nichts als ein leeres und gemeines Geschrei, womit man selbst das Unschuldigste und Heiligste verdächtig

machen kann *). — Man müßte also doch wenigstens sagen, in welcher Beziehung der Verein gefährlich gewesen sein soll. In Beziehung auf Frankreich? Allerdings. Darum wollt' es ihn auch nicht dulden und fand überall in Teutschland Spuren dieses gefährlichen Vereins **).

*) Während des russischen Gouvernements in Sachsen fragte einmal ein von demselben angestellter Polizeiagent zu Leipzig in Gegenwart mehrer Personen, worunter sich auch der Verfasser befand, vollen Ernstes: Ob nicht die Bibelgesellschaften (die sich eben damal auch in Sachsen zu verbreiten anfingen) etwas Gefährliches wären? Auf die Frage: Wie so? antwortete er: Es könnten sich doch dahinter geheime politische Verbindungen verstecken. Und er hatte Recht, wenn von der bloßen Möglichkeit die Rede ist. Aber hat man nicht auch die Bibel selbst für gefährlich erklärt, und deßhalb bald das Lesen derselben dem Volke ganz verboten, bald Auszüge daraus gemacht, die zuweilen mit sammt dem Gefährlichen auch das Gute wegließen? Immer wollen doch die Menschen noch klüger sein, als der liebe Gott selbst!

**) Der Verfasser sah einmal, nachdem er längst aus dem Vereine getreten, zu Gerichte beim Verhör

Wodurch aber der Verein für den preußischen Staat selbst hätte gefährlich sein sollen, ist schwerlich abzusehn, da er ja unter den Augen der Regierung wirkte und diese ihn, wie auch geschehen, jeden Augenblick auflösen konnte, wenn sie dessen Dasein den Umständen nicht mehr angemessen fand. Ebendeswegen lag es auch gar nicht in der Macht dieses Vereins, irgend eine Maßregel gegen den Willen der Regierung durchzusetzen. Ein solches Durchsetzen widersprach zugleich dem ganzen Geiste des Ver-

---

eines Menschen, der auch als ein Mitglied des Tugendbundes angeklagt war. Aus dem Verhöre, wie aus den weggenommenen Papieren desselben, ergab sich, daß der Mensch kaum eine Idee von einem solchen Vereine hatte, sondern nur aus eine fälliger Gutmüthigkeit seinen entfernten Bekannten allerlei politische Nachrichten zugeschrieben und dabei auf den Helden des Tages wacker geschimpft hatte. Das war in jener Zeit freilich etwas Gefährliches. Auch galt es damal bei den Franzosen für ein untrügliches Kennzeichen eines Bündlers, ob es gleich auf Millionen paßte, die nie etwas von einem Bunde gesehn oder gehört hatten.

eins, der einzig auf Gehorsam gegen die rechtmäßig bestehende Regierung gegründet und daher vielmehr bereit war, die Regierung in ihren Maßregeln zu unterstützen, wenn so etwas nöthig gewesen wäre. Noch weniger legte der Verein seinen Mitgliedern Pflichten auf, die mit denen gegen den Staat im Widerspruche gestanden hätten. Im Gegentheil gaben sich die Vereinten eben das Wort, ihre Bürgerpflichten gewissenhaft zu erfüllen, diejenigen aber, welche dieß nicht thäten und sich wohl gar grobe Verletzungen ihrer Bürgerpflichten zu Schulden kommen ließen, von sich auszuschließen und nöthigen Falls der betreffenden Staatsbehörde anzuzeigen. Dieses offne, mit Thatsachen belegte, Anzeigen ist ja wohl sehr verschieden von einem heimlichen Denunziren, wird ja überall von den Staatsgesetzen selbst gefodert, und konnte keinem „rechtschaffenen Manne die Unbefangenheit rauben, in Verwaltung seines Amtes" [nicht „nur" — denn dieß wär' ein Widerspruch — sondern mit Einschluß des Gewissens] „dem Willen des Monarchen und

„seinem eignen Gewissen zu folgen;“ wohl aber konnt' es (besonders in den von den Franzosen noch besetzten Provinzen, auf welche hiebei vorzüglich gesehen war) dem nicht rechtschaffenen Manne, dergleichen es doch überall gibt, die Leichtigkeit rauben, in Verwaltung seines Amtes dem Willen der Franzosen und seinem eignen Gelüste zu folgen *). — Wenn aber die Statuten sonst ihre Fehler hatten und besonders mit gewissen Förmlichkeiten überladen waren, so fühlte dieß niemand mehr, als der oberste Rath des Vereins selbst. Daher wurde auch beschlossen, die Statuten von Zeit zu Zeit einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen, das Ueberflüssige oder Unnütze auszuscheiden,

*) Es war ein Kunstgriff der Franzosen, sich bei den Beamten des Landes einzuschmeicheln und durch diese die Männer zu bethören oder zu verführen. Die Mitglieder des Vereins hatten in dieser Hinsicht ganz im Stillen manches Böse verhütet und manchen Schaden abgewendet, indem sie darauf hinarbeiteten, daß die im Lande hausenden französischen Krieger und Beamten nicht als Gastfreunde, sondern als Feinde betrachtet würden, gegen die man stets auf seiner Hut sein müsse.

und das Bessere nach und nach so zu vervollkommnen, wie es bei jedem Menschenwerke (besonders aber einem in der Zeit der Noth mit einer gewissen Eilfertigkeit von noch unerfahrnen Händen entworfnen) nothwendig ist. Es muß jedoch bemerkt werden, daß jene Förmlichkeiten wenigstens nichts Gefährliches, etwa Verstekkung geheimer Absichten, bezweckten, sondern vielmehr die Verhütung des Einschleichens falscher Brüder und die Beförderung des Auswählens der Bessern zu den leitenden Geschäften. Ist es aber kleinlich, auf Förmlichkeiten einen hohen Werth zu legen, so ist es wohl nicht minder kleinlich, darüber den Geist oder das Prinzip zu verkennen, dem jene allein dienstbar sein sollten. — Sagt man endlich, daß dem obersten Rathe des Vereins und besonders dem Oberzensor in demselben zu viel Gewalt eingeräumt war, die leicht durch Misbrauch gefährlich werden konnte: so ist schon oben bemerkt worden, wie diesem Misbrauche durch die Verfassung selbst und durch die Verantwortlichkeit jenes Rathes gegen die, dessen Glieder wohl kennende,

Regierung möglichst vorgebeugt war. Möglichst, sag' ich; denn eine Klugheit, die jedem Misbrauche vorbeugt, ist, so lange die Welt steht, noch nicht erfunden worden; und wäre sie's, so würde sie nur damit enden, alles gegenseitige Vertrauen und alles freie Handeln unter Menschen auszutilgen, mithin noch gefährlicher sein, als jede andre Gefahr. *)

Was hat denn aber der Verein geleistet? — Hierauf ist freilich schwer zu antworten. Eine Verbindung, die hauptsächlich auf Veredlung geistiger (sowohl intellectualer als moralischer) Kräfte in einem durch politisches Unglück niedergedrückten Volke abzweckt, ist freilich etwas andres als eine Handelsgesellschaft, welche durch Vergleichung des Sollens und Habens in ihren Rechnungsbüchern jeden Augenblick den

*) Nach einer solchen Klugheit strebte wenigstens die vermaligne französische Polizei. Von dieser aber sagt mit Recht ein einsichtsvoller Schriftsteller: Que le ciel preserve chaque pays de cet art d'omniscience et d'omnipresence de la police française! Ihre doch hat man sie hin und wieder nachzuahmen gesucht.

Saldo ziehn und, was gewonnen oder verloren, mit mathematischer Bestimmtheit nachweisen kann. Gott allein kann wissen, in wie vielen Individuen und in welchem Grade jene Kräfte belebt worden seien, und was diese Belebung hernach, als es galt, zur allgemeinen Begeisterung (sit venia verbo!) des preußischen Volkes beigetragen habe. Der Verfasser aber weiß nur so viel, daß der Verein viele Hungrige gesättigt und manche andre Noth gemildert hat; daß viele Glieder desselben nicht nur Geld und Gut, sondern auch Blut und Leben daran gesetzt; daß sie willig und freudig dem Genusse häuslicher Freuden entsagt, Beschwerden ertragen, Gefahren nicht gescheut haben. Hat der Verein nicht mehr geleistet, so mögen die Widersacher sich fragen, welchen Theil der Schuld sie selbst durch ihr Entgegenwirken und durch Erregung des Mistrauens davon tragen. Will man aber das Obige nicht dem Verein im Ganzen, sondern nur den Einzelen, die es auch ohne den Verein gethan haben würden, zu Gute rechnen, so steht dieß natürlich jedem frei. Die

noch lebenden Mitglieder des gestorbnen Vereins werden ohnedin wohl thun, von ihrer Wirksamkeit nicht mehr zu sagen, als sich geziemt, noch weniger sich etwas „zuzulügen", am allerwenigsten „den Ruhm des Volks." Denn Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit sind auch Tugenden, nach denen ihr streben sollter; und wollt ihr aufrichtig seyn, so müßt ihr gestehn, daß die That weit hinter dem guten Willen, wie überall die Wirklichkeit hinter der Idee, zurück geblieben. Uebrigens solltet ihr auch wohl wissen, daß, wenn die Welt mit Undank lohnt und im Glücke vergißt oder gar verdammt, wonach sie im Unglück als nach einem Rettungsboote griff, dieß nur der gewöhnliche Lauf der Dinge ist, worüber man weder unwillig noch müde im Guten werden muß. Denn wer für eine gute Sache nichts leiden will, soll auch nicht die Ehre haben, für sie etwas zu thun. — Aber, sagt man, der Verein hat nicht nur nichts Gutes, er hat sogar Böses gestiftet. Hat er nicht den Schill ausgesandt, daß er auf eigne Faust

zu Felde zog und den Staat in die größte Gefahr brachte? — Wie unbillig und ungerecht iſt doch der Menſch in ſeinen Beſchuldigungen, wenn er einmal Schuld finden will! Wenn jeder Geſellſchaft jedes Vergehen eines ihrer Mitglieder zur Laſt fallen ſollte, ſo wär' es ja beſſer, man wanderte in die erſte beſte Wüſtenei und lebte dort ein einſiedleriſches Leben, um nur nicht um Andrer willen für einen Verbrecher gehalten zu werden. Iſt es denn etwas ſo Unerhörtes, daß ein junger, feuriger, kühner, unternehmender Mann, dem ſchon vieles gelungen, ein tolles Wagſtück unternimmt, hoffend, die Welt und ſein König werden's ſchon vergeben, wenn's gelungen? Muß er denn dazu erſt von einem Vereine, ſei es der ſittlich-wiſſenſchaftliche oder irgend ein andrer, aufgefodert werden? — Setzen wir aber einmal den Fall — und wer aus der Geſchichte weiß, wie oft aus kleinen Urſachen große Wirkungen hervorgingen, kann dieſen Fall nicht für unmöglich halten — geſetzt alſo, es wäre dem Schill gelungen, die Kraft des

teutschen Volkes schon damal aufzuregen; ein allgemeiner Aufstand in Westphalen und dem nordwestlichen Teutschland überhaupt gegen die Franzosen hätte dem bedrängten Oestreich Luft gemacht, das nur lose mit Frankreich verbundne Rußland gewendet, das noch schüchterne Preussen ermuthigt; man hätte mit vereinter Kraft schon damal ausgerichtet, was erst nach vier schweren Unglücksjahren geschahe; es wäre nun Schill wie V. begnadigt, mit Orden geschmückt, zum Grafen oder Fürsten erhoben, vom Volke gepriesen und von den Dichtern als ein zweiter Hermann besungen worden: dann, ja dann wäre Schill euer Mann; dann hätt' es aber freilich auch nur der Schill, aber nicht der Verein gethan. O ihr billigen und gerechten Richter, die ihr über Verdienst und Schuld bloß nach dem Schein und dem Erfolg urtheilt, in Wochenstuben mögt ihr mit Basen und Gevatterinnen wohl zu Gericht sitzen, aber nicht da, wo menschliche Gesinnungen und Thaten nach ihrem wahren Werthe gewogen werden sollen! Uebrigens hat der Unglückliche

die verwegne That mit seinem Blute gebüßt und ist einem höhern Richter anheim gefallen, der ihn zu würdigen wissen wird. Es wäre also wohl christlicher, ihn einmal ruhen zu lassen, als sein Grab immerfort aufzuwühlen, um mit dem Moder seiner Gebeine andre Leute zu — besudeln.

Endlich noch eine vierte und letzte Frage: Haben sich aus den Trümmern des aufgelösten, nicht geheimen, sondern öffentlichen, sittlich-wissenschaftlichen Vereins oder auch aus andern Elementen nicht vielleicht andre Verbindungen gebildet, die wirklich geheim, und weder sittlich noch wissenschaftlich, sondern verbrecherisch sind, weil sie Mord, Raub, Nothzucht und Gott weiß, was sonst, klärlich predigen oder auch — was ja eben so viel heißt! — entfernt darauf hindeuten? — Den Verfasser verläßt hier das helle Gebiet des Wissens und er betritt das dunkle und schauervolle Gebiet des Glaubens. Mögen Andre, die mehr wissen, diese schauervolle Dunkelheit aufhellen! Mögen die, welche das Ende

des Vereins im Vereine ſelbſt erlebten und aufmerkſam auf alle nachfolgende Bewegungen der Mitglieder waren, der Welt berichten, was ſie erlebt, beobachtet und erfahren haben! Mögen ſie reden wie Männer von gutem Gewiſſen und reiner Abſicht, wahrhaft, deutlich, beſtimmt; nicht hinter Worte und Auslegungen ſich verſteckend, nicht Eins ins Andre mengend, und Alles, Thatſachen, Vermuthungen und Erdichtungen, ſo lange unter einander rührend, bis der Schlamm ſo trübe wird, daß man der Sache nicht auf den Grund ſehen kann! Was mich betrift — denn ich bin das Gerede vom Verfaſſer nun ſatt und will auch einmal von mir ſelbſt reden, ob es gleich auch mir „höchſt unangenehm" iſt und ich mich dadurch auf keine Art „wichtig machen" will — was alſo mich ſelbſt betrift, ſo kann ich nur von dem Bericht erſtatten, was ich ſeit Oſtern 1809 von Andern, theils ehemaligen Mitgliedern des ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins, theils Nichtmitgliedern, die aber von der Sache Kenntniß hatten oder haben wollten, vernommen habe.

Von dieſen — worunter ſich zwar ebenfalls „hohe Reiſende," wie anderwärts, aber auch niedere, die manchmal noch mehr wiſſen und weniger leichtgläubig ſind, befanden — hab' ich immer nur einſtimmig gehört, daß jener Verein rein und völlig aufgelöſt, nie aber, daß daraus irgend ein andrer Bund hervorgegangen ſei. Auch bin ich nie zu einem ſolchen eingeladen worden, welches ſonſt leicht hätte geſchehen können. Denn wiewohl ich die Menſchen, welche man Franzoſen und Napoleoniſten nennt, nicht haſſe — ich geſtehe vielmehr, daß ich ſo ſchwach bin, dieſe Menſchen beinahe eben ſo zu lieben, wie meine lieben Landsleute, die Sachſen, und die Oeſtreicher, und die Baiern, und ſogar die Preußen, und daß ich ihnen ſammt und ſonders alles Gute gönne, deſſen ſie würdig ſind — ſo hab' ich doch nie verhehlt, daß ich das ganze napoleoniſch-franzöſiſche Weſen, Thun und Treiben in und außer Frankreich aus dem tiefſten Grunde meines Herzens haſſe. Ich habe dieß ſo wenig verhehlt, daß mich deswegen meine Freunde oft

vergeblich gewarnt, und die französischen Auf-
paſſer als ein mauvais sujet in ihre Listen ge-
tragen, und der große Napoleon in pleno tüch-
tig herunter gerissen. Die Bündler hätten also
wohl glauben können, an mir ihren Mann zu
finden, da der Haß des Franzosenthums ein
charakteristisches Merkmal derselben sein soll.
Noch mehr. Der bekannte Arndt, der ein
rechter Erzbündler sein soll, ist „nach der
Leipziger Schlacht" mehrmal bei mir ge-
wesen, hat bei mir gegessen und getrunken und
mit meinen Kindern so herzig und freundlich ge-
spielt, wie es kaum ein Bündler könnte, und
hat mit mir auch unter vier Augen über die gro-
ßen Angelegenheiten gesprochen, die damal alle
Welt bewegten; aber nie hat er auch nur ein
Sterbenswörtchen von seiner Bündelei fallen
lassen, wiewohl er sonst nicht hinter dem Berge
hält. Eben so wenig hat er, wie die, so im
Finstern schleichen, zu thun pflegen, gefühlt
und gehorcht, ob er wohl etwas von solcher
Bündelei bei mir erlauschen könnte. Auch bin
ich „nach der Leipziger Schlacht" am

Rheine geweſen, wo mehre Bündler hauſen ſollen, und habe dort mit Kriegern und Nicht-kriegern zu Tiſche geſeſſen, wo der Eifer oft die Herzen aufſchloß und die Zungen löſte; aber nie hat Einer von Bündeleien geredet, ſondern man jubelte nur, daß die Franzoſen von den rheiniſchen Bergen und Auen verjagt waren, und freute ſich des Reiches der Gerechtigkeit und der Einigkeit und der Wahrheit und andrer Dinge, die da kommen ſollten und immer noch nicht gekommen ſind, wie laut man ſie auch verkündigt hat. *) Nun geſteh' ich gern, daß dieß alles

*) Was Hrn. Görres betrift, ſo kenn' ich ihn weder aus Anſchauung noch aus Briefen, ſondern bloß aus ſeinen Schriften und beſonders aus dem von ihm herausgegebenen Rheiniſchen Mercur. Aber eben darum, weil er ſich hier ſo ſehr ſtark und rückſichtlos ausſpricht, möcht' ich ihn nicht für einen Geheimbündler halten. Denn daß Hr. G. nicht dumm ſei, iſt wohl das Wenigſte, was man von ihm ſagen darf, wenn man auch ſonſt ſeinen Aeußerungen und ſeiner Manier nicht überall beiſtimmen kann. Er würde alſo als ein ſolcher Bündler wohl leiſer auftreten oder ſeine Meinungen lieber unter dem Schilde der Anonymität in auswärtigen gelehrten und politiſchen Zeitungen ausſtreuen, gerade wie faſt Alle, die jetzt über angebliche Geheimbündler ein Zetergeſchrei erheben, als wenn das ganze Haus in Flammen ſtände, während nur ein helles Feuer auf dem Kü-

nicht das Nichtdaſeyn eines Bundes beweiſt, was überhaupt als reine Negative auch nicht bewieſen werden kann. Soll man aber das Daſeyn einer Sache für wahr halten, die man nicht vor Augen ſieht, ſo muß nicht bloß darauf hingedeutet, es muß aus Thatſachen klärlich erwieſen werden. Es werden aber nur Merkmale angeführt, die ſo unbeſtimmt ſind, daß ſie ſich auf alles in der Welt anwenden laſſen und, wenn ſie auch auf Einzele vorzugsweiſe paßten, doch nach keiner geſunden Logik beweiſen würden, daß dieſe Einzele auch Verbündete ſeien; es werden Statuten zitirt, die man, ich weiß nicht wo, gefunden haben will, deren Aechtheit aber niemand verbürgt; es werden kaum ein Halbdutzend Männer genannt, die als heftige Volks-Redner oder Schriftſteller aufgetreten,

---

demokratie eher höchſtens durch den Scheinſtein lockert, das man bald dämpfen kann. Proſtituirt man aber nicht in den Augen der Welt das preußiſche Volk und ſeine Regierung ebendadurch, daß jenes Geſchrei gerade in Preußen ſo laut erhoben wird? Hier in Sachſen z. B. denkt niemand daran, weil es bei uns, wo Regierung und Volk ſo innig verbunden ſind, eine platte Unmöglichkeit wäre, eine Revolution anzuzettlen, und wenn der Satan ſelbſt mit allen Geheimbündlern der Welt zu uns käme.

übrigens aber in ihren politischen Ansichten nicht einmal einstimmig und hie und da zerstreut sind, so daß an ein harmonisches und energisches Zusammenwirken derselben, was doch allein zu fürchten wäre, vernünftiger Weise gar nicht zu denken ist. Als sich in Königsberg der sittlich-wissenschaftliche Verein bildete, da war sein Dasein gleich in der ganzen Stadt bekannt; man kannte die Mitglieder und Vorsteher desselben und ihren Versammlungsort. Eben so kennt man in allen größern Städten, wo Freimaurerlogen sind, die Mitglieder und Vorsteher und Versammlungsorte dieser Gesellschaft, die doch übrigens für eine geheime gilt. Auf gleiche Weise kannte man in Paris und andern Städten Frankreichs die Mitglieder, Vorsteher und Versammlungsorte der politischen Klubs, die sich daselbst während der französischen Umwälzung bildeten. Etwas Aehnliches müßte doch auch statt finden, wenn in Teutschland Verbindungen wären, die eine Umwälzung der Dinge oder irgend eine geheime politische Absicht auszuführen gedachten. Es ist also das Dasein sol-

cher Verbindungen wenigstens höchst unwahrscheinlich.*) Sollten aber dennoch in irgend einem verborgnen Winkel Teutschlands solche Bünde exiſtiren, ſo müßten ja die obrigkeitlichen Be-

*) Wenn erwieſen wäre, daß ſeit der Leipziger Schlacht (auf welchen Zeitpunkt man ſich neuerdings beſchränkt hat) wenigſtens Umtriebe von einzelen Perſonen zur Stiftung eines geheimen politiſchen Bundes ſtattgefunden haben, ſo wäre dieß ſchon etwas, wiewohl der Verein ei-ner Bundesſtiftung noch nicht die geſchehene Stiftung beweiſt, wie jeder Jurift oder vielmehr jeder Menſch von geſundem Verſtande weiß. Aber auch jenes Minimum iſt bis jetzt in allen über dieſe Angelegenheit erſchienenen Schriften noch nicht rechtsbeſtändig erwieſen. Wenn man nun beweiſen kann, warum will man nicht? Oder wenn man will, warum kann man nicht? Das Publikum iſt einmal aufgeregt durch die Anklage; es wünſcht, es fodert dringend Beweis; warum giebt man ihn nicht? — Es ſcheint aber überhaupt, als wenn den Anklägern nicht ſowohl die Sache ſelbſt, als vielmehr die Erreichung einer gewiſſen Nebenabſicht am Herzen läge, wie dieß auch der Fall bei dem famoſen Libelle war, welches neuerlich die ſächſiſchen Beamten in dem preußiſchen Herzogthume Sachſen als thatliche Verſchwerne gegen die Regierung darſtellte. Hätte man bloß die geheimen Bündeleien unterdrücken wollen, ſo konnte dieß durch eine geräuſchloſe An-

hörden daselbst auf eine kaum denkbare Weise eine fältig oder nachlässig sein, wenn sie (besonders nachdem sie nun schon seit einigen Monden aufmerksam gemacht worden, und da alle rechtschaffene Leute sie hier bei ihren Nachforschungen unterstützen werden) dieselben nicht entdecken und dem bündlerischen Unwesen sofort ein Ende machen wollten.

Was man indessen auch in dieser Beziehung denken, sagen und thun möge, so sollte man doch endlich einmal aufhören, das schöne und heilige Wort der Tugend auf eine so schändliche Weise zu misbrauchen, und angebliche Aufruhrprediger nicht mehr Tugendbündler nennen. Denn das Wort in seiner einzig wahren Bedeutung genommen, müßte man nicht wünschen, daß alle Familien, Dörfer, Städte und Staaten in der Welt sich recht bald in lauter Tugendbünde verwandeln möchten? — In diesem Sinne möchte man immerhin auch den Verfasser dieser Schrift einen Tugendbündler nennen; in jedem andern aber müßt' er sich's auf eine Weise verbitten, die Niemanden gefallen dürfte.

---

ertat bei der Obrigkeit viel besser geschehen, als durch ein öffentliches Geschrei, welches die Untersuchung nur erschwert, weil es die Geheimbündler (ihr Dasein voraus gesetzt) vorsichtiger machen muß, ohne darum den Bund selbst auszurotten. Es wäre da nichts Neues, wenn man Schriften im Sinne des Bündlers fabrizirt würden, um eben dadurch ihr Dasein zu beweisen. Irr' ich nicht, so trägt schon eine dieser Masken. Es ist aber nichts so fein gesponnen, es kommt endlich doch an die Sonnen!

Apollo der Leukopeträer.

Apollo der Leukopeträer.

Ein Beitrag
zur griechischen Anthologie,
enthaltend
sechs bisher unbekannte alte
Gedichte,
entdeckt, übersetzt und erläutert
vom
Professor Krug
in Leipzig.

Leipzig:
in der Buchhandlung Brockhaus,
und gedruckt
in der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

1820.

BIBLIOTHECA

Dem

„Vierundzwanzigpfünder"

oder dem

„Ersten Kritiker unsrer Zeit,"

als

seinem hohen Gönner,

widmet ehrerbietigst

diese Schrift,

als eine

„Eintagsfliege,"

der

Verfasser,

demüthig

demüthig bittend
um
eine gnädige Rezension
im
Morgenblatte,
im
literarischen Wochenblatte,
in der
eleganten Zeitung,
in den
Originalien
und
vielen andern Zeitschriften.

NB. In den von mir redigirten Journalen werd' ich mich schon selbst gehörig loben.

Vorwort.

Ueber die Entſtehung dieſer kleinen Sammlung von alten, bisher unbekannten, Gedichten giebt ſie ſelbſt ſchon den nöthigen Aufſchluß. Ich bemerke alſo hier nur, daß der Originaltext noch nicht mitgetheilt werden konnte, weil er noch nicht kritiſch berichtigt iſt. Indeß

hab' ich nach Rom an Herrn Angelo Mai geſchrieben, und ihn gebeten, daß, wenn er etwan in der Vaticana noch eine Handſchrift finden ſollte, welche die von mir entdeckten Gedichte ebenfalls enthielte, er mir Abſchriften davon zuſenden möchte, um mittels der Varianten den Text ſo gut als möglich herzuſtellen. Uebrigens verbitt' ich jede Deutung dieſer Schrift auf irgend einen lebenden Dichter; denn vor ſolchen Leuten, beſonders wenn ſie witzig ſind, hab' ich eine ſo entſetzliche Furcht, daß ich (wie

das literariſche Wochenblatt unlängſt ſehr richtig bemerkte) ebendarum über den ſeel. Kotzebue erſt nach ſeinem Tode ſchrieb. An einem zweiten noch lebenden Kotzebue werd' ich mich alſo gewiß nicht vergreifen. Der Mann könnte mich ja mit ſeinem furchtbaren Witze völlig ekraſiren oder à la Fichte annihiliren. Viel eher will ich's leiden, daß man meinen Leukopeträer für eine „literariſche Maske" wie weiland „König Claudius" halte. Aber mehr laſſ' ich mir nicht gefallen; ſonſt hâng' ich jedem ei-

nen Injurienprozeß an, wenn ich mir nicht anders zu helfen weiß. Gewinn' ich dann den Prozeß, so mach' ich es triumphirend aller Welt bekannt; wo nicht, so werd' ich schweigen und mich in meine Tugend hüllen.

Leipzig, den 16. Febr. 1820.

Krug.

Apollo der Leukopeträer.

Ein Beitrag
zur griechischen Anthologie,
oder,
wenn man will,
ein Fastnachtsspiel.

I.

Ich bin so glücklich gewesen, in einer alten Handschrift ein griechisches Gedicht aufzufinden, das in keiner der bisherigen Sammlungen steht.*) Es führt die Ueberschrift: Apollo der Leukopeträer, (zu deutsch: der Weißenfelser Apollo, da Leukopetra bekanntlich einen weißfelsigen Ort bedeutet) und die Handschrift sagt, es sei ein Klaggesang auf den Tod eines Dichters in einer kleinen Landstadt bei Athen, der keinen Tadel vertragen konnte und daher in allen Zeitschriften

*) Einzeln ist dieses schon früher von mir bekannt gemacht worden, weil ich zu jener Zeit noch keine Ahnung von den übrigen hatte.

(deren es also schon damal gab) Lärm schlug, wenn man ihn nicht lobte. Ich behalte mir vor, die Urschrift selbst mit einer ausführlichen Erklärung in einem besondern Werke*) bekannt zu machen, und gebe hier nur vorläufig eine deutsche Uebersetzung, mit der ich es jedoch nicht allzugenau zu nehmen bitte, da ich von deutscher Sprache und Dichtkunst nichts verstehe:

Weinet, ihr Musen! ach weint! denn Apolls der Leukopeträer
Ward zum Hades hinab durch Psychopompos**) gesandt.

---

*) Das natürlich nun auch die übrigen Gedichte urschriftlich geben und bearbeiten wird.

**) Beiname des Hermes, zu deutsch: Seelenführer. [Ein anonymer Kritiker hat vorgeschlagen, statt Psychopompos zu lesen Kopropompos, was sich in guter Gesellschaft

Werft auf den Leichnam euch hin und küsset in Thränen die Hände!
Doch nehmt wohl euch in Acht, daß ihr beträchtlich nicht weint!
Denn der Göttliche hat ein großes Gesetz uns verkündet,
Und mit schrecklichem Fluch jeden Verletzer bedroht:
„Wird in Thränen geküßt, so laß zwei Tröpfchen nur laufen!
„Fügst du ein drittes hinzu, bist du auf ewig verdammt."

---

nicht füglich übersetzen läßt. Diese Konjektur paßt aber nicht in den Text. Denn die Psyche, von welcher hier die Rede, ist doch wohl kein Koprος oder stercus.]

II.

Wie immer eine Entdeckung zur andern führt, so hab' ich auch in der alten Handschrift, aus welcher vorstehendes Gedicht entlehnt ist, noch ein andres Anekdoton gefunden, welches sich gleichfalls auf den Dichter Apollo von Leukopetra bezieht. Die Handschrift berichtet nämlich weiter, jener Leukopeträer sey zwar wirklich und wahrhaftig des Todes verblichen gewesen, aber noch eine Zeit lang als Gespenst umgegangen, und habe besonders zwei Philosophen in Athen, die ihn bei Lebzeiten nicht genug geehrt, durch schreckliche Redensarten und Anläufe in Furcht zu setzen gesucht. Der Eine von ihnen,

aus der Schule des Zeno, habe in stoischer Apathie das Gespenst vor sich vorbeigehen lassen und nur über die wunderlichen Grimassen desselben gelächelt. Der Andre aber, ein Peripatetiker, der geistige wie körperliche Bewegung liebte, habe seinen Scherz mit dem Gespenste getrieben und es unter andern folgendermaaßen angeredet:

„Doppelt bête" mich zu machen beschwörst du Himmel und Hölle,
Lieber, und machst ja bête doppelt und dreifach dich selbst!
Rennest in blinder Wuth auf mich los und zerstößt dir die Hörner,
Daß die ästhetische Welt kichernd ins Fäustchen sich lacht.
Und wie beträchtlich du weinst ob der kritischen Ruthe! Gewißlich
Traf sie den rechten Fleck, weil du so jämmerlich schreist.

Drum begieb dich zur Ruh', und fahr' am Hofe des Pluto
Als gekrönter Poet deine Tragödien auf!
Oder behagt dir das nicht, so mache gelesene Früchte
Als Confiturier für Elegantchen *)
dort ein!

*) So heißt jetzt in der Unterwelt die Königin der Schatten, die, obwohl unfruchtbar, doch stets guter Hoffnung und daher etwas tecker sein soll.

III.

Es ist doch eine herrliche Sache, im Besitz einer alten Handschrift zu sein! Das ist ein wahrer Schatz, eine unerschöpfliche Fundgrube, besonders wenn es eine Doppelhandschrift ist, wie die meinige. Nachdem ich sie nämlich recht besehn und im Entziffern ihrer Züge mich geübt, hab' ich die anderweite Entdeckung gemacht, daß jene Handschrift ein sogenannter Codex palimpsestos oder rescriptus ist. Nun hat glücklicher Weise der zweite Abschreiber die Schriftzüge des ersten so flüchtig abgekratzt, daß diese für ein etwas geübtes Auge immer noch leidlich leserlich sind. Und welch ein seltsamer Zufall!

Die untere Handschrift enthält noch mehr bisher unbekannte Gedichte als die zweite, und zwar Gedichte, die sich gleichfalls auf unsern Leukopeträer, aber nicht als ein todtes, sondern als ein lebendes Wesen, beziehn. Eins dieser Gedichte geht gar zurück bis auf den Ursprung des Leukopeträers, indem es die prophetischen Worte nachspricht, mit welchen Zeus dessen eben geschaffene Seele zum Beginn ihrer irdischen Laufbahn weihete. Es lautet in der Uebersetzung so:

Als Zeus hatte geschaffen die Seele des Leukopeträers,
Sprach er: „Fürwahr ein Werk, welches den Meister wohl lobt!
„Herrschen wird dieser Geist im irdischen Reiche der Geister,
„Gleich mir selbst im Olymp, schleudernd den zackigen Keil.

„Wehe dem Sterblichen! wehe! der einſt den
Grimmigen aufreizt:
„Mit allmächtiger Hand wird er zerſchlagen
den — Krug.“ *)

Zugabe.

Ein Spaßvogel in Berlin muß von dieſem Gedichte Wind bekommen haben; denn er ließ in Nr. 17 der dortigen „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ folgendes Epigramm einrücken:

Ueberfülle doch nicht dein Krüglein mit Waſſer, du Praſſer!
Sei hübſch eingedenk ſtets, was uns das Sprüchwort gelehrt:

*) Auf was für einen Krug hier angeſpielt werde, weiß ich nicht. Im Grundtexte ſteht Keramos (welches Wort ein irdenes, mithin ſchlechtes Gefäß bedeutet), wahrſcheinlich der Name eines Elenden, den der Leukopetrüer vernichtet hat.

Der Krug gehet zu Waſſer ſo lange, bis er zerbrochen —
Und er zerbricht nur zu leicht, iſt er ein irdener Krug.

Man ſagt, dieſes höchſt ſinnreiche, ganz neuwitzige und (beſonders im dritten Verſe) ſo ſchön gebildete Epigramm rühre von einem Terzianer eines dortigen Gymnaſiums her, und der Herr Tertius habe, als er es geleſen, dem jungen Dichtergenie eine Sprachlehre mit einer etwas unſanften Berührung und folgenden Verſen (deren Lücken ich aber nicht auszufüllen weiß) gegeben:

Stecke die Naſ ins Buch, du – ∪, und lerne ſkandiren!
Wer ſo ſtolpert, wie du, fällt mit der Naſ in ∪ –

Hoffentlich wird der junge Mann die-

sen guten Rath benutzen und nicht eher wieder Verse machen, als bis er gelernt hat, daß man Hexameter nicht mit Jamben beginnt.

IV. und V.

Diese beiden Gedichte enthalten ein Doppelgespräch zwischen einem Bürger von Athen und einem Fremdlinge, der sich eine Zeit lang daselbst aufhielt. Das erste Gespräch wurde vor, das andre nach der öffentlichen Aufführung eines dramatischen Werkes gehalten, dessen Verfasser unser Apollo war. Ein alter Scholiast, dessen Anmerkungen zu verschiednen dieser Gedichte in der Handschrift beigeschrieben sind, sagt in einer solchen Note, daß jenes dramatische Werk die Erwartung der Athenienser aufs Höchste gespannt, und daß sogar einige Lehrer in den Gymnasien ihren Schülern Stellen daraus vor der Auf-

führung vorgeleſen hätten, um ſie auf die Schönheiten deſſelben im voraus aufmerkſam zu machen. Von dem Erfolge ſagt weder die Handſchrift ſelbſt, noch der Scholiaſt etwas. Aus dem zweiten Geſpräch erhellet bloß, daß das Stück auf den Fremdling einen ſonderbaren Eindruck machte. Daraus folgt aber nichts; denn dieſer Barbaros, wie ihn der Grundtext nennt, war unſtreitig ein halbgebildeter Skythe oder Hyperboreer, ohne Geſchmack, und völlig unbekannt mit der Sprache des Gefühls und der Empfindung, ſo daß in ſeinem Urtheile ſich nur ſeine Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit ausſpricht. Ich gebe daher beide Geſpräche ohne alle weitere Theilnahme und Bemerkung:

Erstes Gespräch.

Der Fremdling.

Wie? Was habt ihr im Sinne? Was lauft ihr so hastig? Athener!
Ist's doch als wäre die Stadt plötzlich vom Aufruhr bewegt.
Hat das Feuer vielleicht den Tempel der Pallas ergriffen?
Oder dringet der Feind stürmend zum Thore herein?

Der Bürger.

Fremdling! Weißt du denn nicht, daß Apollo der Leukopeträer
Heut' ein Trauerspiel giebt, wie wir noch keines gesehn,
Wo man nach Zahl und Maaß in Thränen küsset, wo niemand
Weinet beträchtlich, damit nimmer versiege der Quell?

Komm und ſchaue das Wunder! Doch mußt
du wacker auch klatſchen,
Daß der ergrimmte Poet nicht dir zer-
ſchmettre den Kopf.

Zweites Geſpräch.

Der Bürger.

Nun, wie gefällt dir das Stück? — Hat Aiſchy-
los wohl, der Erhabne,
Dir das innerſte Herz je ſo gewaltig be-
wegt?

Der Fremdling.

Nein, beim mächtigen Zeus! ſo hat mich noch
keiner erſchüttert:
Hätt' es länger gewähret, wär' ich vor La-
chen zerplatzt.

VI.

Manches andre Gedicht, das sich noch in meiner Handschrift vorfindet, übergeh' ich dermalen, und gebe nur noch eins, das ganz am Ende derselben steht. Es scheint von späterer Hand zu sein, und die Beziehung desselben auf die vorhergehenden ist mir nicht recht klar. Ich heb' es aber darum aus, weil es meiner natürlichen Stimmung mehr zusagt, als die übrigen, und nehme damit Abschied vom geneigten Leser, indem ich mich von diesen scherzhaften Allotrien zu meinen ernsteren wissenschaftlichen Studien zurückwende.

Die Friedensbotschaft.

Willst du ewige Fehde? — Wohlan! ich scheue den Kampf nicht;
Mancher wundende Pfeil sitzt noch im Köcher versteckt.
Doch was fruchtet der Kampf, der bittere? — Nimmer erzeuget
Gutes und Schönes der Kopf, schwellet von Galle das Herz.
Traun! viel herrlicher wär's, zu kämpfen gemeinsam für Wahrheit,
In der dunkelnden Zeit, und für das heilige Recht.
Darum biet' ich zuerst dir die Hand zur Sühne; verschmähst du
Trotzig die sühnende Hand — mich kann es wahrlich nicht reun.